Ludwig Achim's von Arnim

sämmtliche Werke.

Neunzehnter Band.

Gedruckt auf Kosten des Herausgebers.

Berlin, 1846.

Expedition des v. Arnimschen Verlags.

Die
Päpstin Johanna.

Von

Ludwig Achim von Arnim.

Nachlaß: Zweiter Band.

Gedruckt auf Kosten des Herausgebers.

Berlin, 1846.

Expedition des v. Arnimschen Verlags.

Die
Päpstin Johanna.

Erste Periode.

1.

Die große Insel Island wird jetzt von wenigen armen Hirten und Fischern bewohnt; einst nährte sie den mächtigen Urstamm der Deutschen, ein herrliches Volk das dort in ewig warmer Luft von den abfallenden Früchten der Palmen sein sorgenloses Leben in seligen Gedanken vollbrachte. Ewiger Schnee deckt jetzt das ganze innere Land, unter welchem wir häufig die versteinerten Knochen südlicher Thiere und die Stämme südlicher Bäume auffinden; nichts wächst auf diesem Gebirge jetzt als Moos; an den Küsten gedeihen von allen Arten der Bäume allein noch der Wachholder, kein anderes weicheres Grün kann die halbjährige Nacht überleben. Das Strahlennetz der Wärme, welches mütterlich liebend die luftschwimmende Erde umspannt, dem reifenden Leben sie zuträgt und entwickelt, naht sich ihr im Wechsel der Zeit an so verschiedenen Orten und entfernt sich von andern, daß reiche Länder aussterben, während unbewohnt scheinende in Lebensfülle glänzen; möge die schöne Zeit Islands wiederkehren ohne

daß die übrigen Länder deutscher Nationen darum in Nacht und Kälte zurücksinken.

Der Urstamm unseres Volkes lebte in ewiger Gesundheit viele Jahrhunderte auf dieser Insel, die bald so bevölkert war, daß sich nie mehr Menschen erzeugen durften, als abstarben, wodurch sie immer in gleicher Kraft blieben. Da geschah es, daß bei Thule, an der Südspitze der Insel, ein norwegisches Schiff strandete und die Neugier nach den Ländern erweckte, wo dieses Schiff erbaut sei. Deut bestieg dieses Schiff zuerst, fuhr aus und kehrte mit wunderbaren Nachrichten von großen Lastern heim, die sie in der Welt ausrotten müßten. Da folgten ihm viele, weswegen sie den Namen der Deutschen erhielten. Mit diesen Helden landete er an den öden Ländern, die jetzt von den Deutschen zu einem Paradiese umgeschaffen sind, damals aber von einem lasterhaften Zwerggeschlechte bewohnt wurden, und erschlug diese Halbthiere und bevölkerte das Land durch zahlreiche Nachzüge aus Island. Sein Volk wurde mächtig genug nach blutigen Kriegen, die grausame Weltherrschaft Roms zu stürzen, auf daß sich ein geistliches Reich zur Befreundung der Welt auf dessen Trümmern erhebe, die Herrschaft der Päpste, deren menschliche Schwächen der Teufel viele Jahrhunderte ohne Erfolg gegen die Herrlichkeit ihrer geistigen Bestimmung zu benutzen suchte.

Das hatten die Isländer durch ihre Auswanderung unter Deuts Führung gewirkt, aber der Urstamm des Volkes war in dieser raschen Zeugung für die blutigen Kriege erschöpft und der Boden in die Gewalt der alles zerstörenden Kälte gekommen, der menschliche Kraft umsonst entgegenarbeitet. Da entwickelte sich in der von der Welt zurückgetriebenen Sinnenkraft und Frömmigkeit das geistige Paradies der Wissenschaften und Künste in den mächtigsten Köpfen dieses Urvolkes, und dieses Land, das nach den Lügen der Geschichtschreiber — welche die Quellen der Weisheit gern allein benutzen und darum verheimlichen möchten — bis zum achten Jahrhunderte ganz unbewohnt war, scheint im Gegentheil bis zu dieser Zeit der tugendreiche Lehrstuhl aller Wissenschaft gewesen zu sein. Aber der Drang vieler verdorbener Fremden nach dieser Weisheit erregte den Stolz der Bewohner und der Stolz blendete sie und führte sie zur Gottlosigkeit, wodurch ihre Wissenschaft zu einer Schule des Teufels wurde, welcher damit die nördlichen Völker lange Zeit von der Erkenntniß des christlichen Glaubens zurückhielt. Aber der Teufel und die ihm angehören können nur erkennen, was des Teufels ist, und so blieben zwar die Worte der Wissenschaft, aber sie wohnten nicht in ihnen, sondern wurden ein leerer Schall; das große Eigenthum aller, das Allgemeine der Wissenschaft verschwand und jeder strebte nur ein-

zeln sich geheimnißvoll damit zu bereichern und die anderen zu überragen, und jeder verschrieb gerne seine Seele dem Teufel, daß er ihn mit neuem Schein der Erfindung schmücke, den er doch am allgemeinen Leben nicht zu prüfen wagte, und so hing der Pallast hoher Wissenschaft statt der glänzenden Himmelslichter voll teuflischer Spinngewebe, in denen sich Leuchtgewürme selbst gefangen hatten, sich für das Licht haltend und sich selbst nur sehen wollend. Luzifer, einer der dummsten Teufel, hatte unter diesen Scheingelehrten seinen Thron aufgeschlagen, er besuchte sie in der Gestalt verschiedener griechischer Gelehrten, die damals eine Nachblüthe ihrer alten Landeskunst zu erwecken suchten. Bald erschien er als Metaphrastes, als Kephalas, als Photius, als Chrysoloras und hatte seine Schmelzhütte im Berge Hekla eingerichtet, wo er mit Steinwürfen, mit Lavagüssen und Aschenregen die Annäherung aller Neugierigen zurückschreckte. Er arbeitete seit Jahrhunderten an der unnützen Aufgabe, ein Geschaffenes noch einmal zu schaffen, nämlich den von Gott erschaffenen Menschen nachzumachen. Da hatte er unendlich krumme Retorten sich geblasen, um allerlei Dünste unter einer mit Quecksilber gesparrten Glocke zu verbinden, die nassen Erzschichten mußte ihre entbindende Kraft feurig dazwischen strömen; er machte Wunderdinge und erkannte sie nicht in seiner Unweisheit; er verzweifelte, weil er die Dummheit nicht er-

reichen konnte, die er sich vorgesetzt. Er konnte keinen Menschen schaffen, weil die menschliche Dunstgestalt in seiner Glocke nie den belebenden Hauch Gottes aus den Stoffen der Welt entnehmen konnte.

Nur einem Diener gestattete er den Eingang in seine Bergküche; er brauchte ihn als Gehülfen wegen seiner Stärke. Oferus hieß er; er war der stärkste Heide und hatte sich dem Teufel ergeben, weil er gesehen, daß sich alle Heiden vor ihm gefürchtet hatten. Der mußte mit ihm auch in die Welt ziehen, für ihn rauben und tödten. Das hatte Oferus bisher alles ohne Nachdenken für ihn vollführt, denn er ahnete nichts von der Freiheit in Christo; den unscheinbaren Christenglauben hatte er immer verachtet kennen zu lernen. Nun war aber seit dem 1. April des Jahres 938 nach Christi Geburt Meister Spiegelglanz, einer der schrecklichsten Philologen Islands, von seiner Irrfahrt durch Europa, um Geheimnisse zu entdecken und damit vor seinen Landsleuten zu prahlen, mit unerschöpflichem Muthe zurückgekommen, weil ihm eine Hexe vorausgesagt hatte, daß er durch keine irdische Gewalt sterben könne. Sein furchtbares Ansehen hatte sich durch diese Zuversicht auf irdische Unsterblichkeit sehr vermehrt, und obschon beim Mondwechsel oder auch bei heftigen Anlässen er der bösen Macht häufig unterlag, so machte doch die gewaltige Stärke seines Armes ihn Allen gefährlich; in seine

röthlichen Augäpfel, die das Licht der Sonne nicht ertragen konnten und sich rastlos bewegten, konnte Niemand sehen, sein weißes Haar, durch welches röthliche Haut glänzte, war gräulich verwirrt, seine Kleider, die er nie auszog, bis sie zerrissen, starrten von dem Schmutze, in welchem seine Neugierde wie ein wilder Eber wühlte. Er verspottete seine Landsleute, daß sie es für unmöglich hielten, den Berg Hekla zu besteigen, und beschloß gegen den ersten Mai ganz heimlich eine Fahrt mit seinen zahmen Wölfen auf einem Schlitten dahin vorzunehmen, um alle Welt mit seinen Entdeckungen zu erschrecken, wie er in dem Berge heimlich zu rumoren dachte. Zu seinem Schicksale gehörte es, daß Luzifer sich den Tag vor dem ersten Mai mit seinem Diener Oferus entzweite, weswegen er am Abend gegen seine Gewohnheit nicht zu seiner Werkstätte zurückkehrte, um die Arbeiten zu ordnen, und Feuer nachzulegen, sonst wäre Spiegelglanz verloren gewesen. Luzifer blieb den Tag in der Nähe des Blocksbergs voll von wildem Verdruß, daß ihn Oferus verlassen, um dann im wilderen Tanze während der Nacht alles Herzeleid zu verlernen.

Langsam näherte sich Spiegelglanz dem Krater mit seinem Wolfsgespanne, mußte seine künstliche Brücke über Eisspalten schlagen und über den flüchtigen zusammengewehten tiefen Schnee, mußte stille den Übergang der Aschenwolken abwarten und den Strom der

glühenden Lava umfahren; nur seine Kraft konnte solchen Beschwerden widerstehen; endlich mußte er seinen Schlitten stehen lassen und mühsam hinaufklettern. Langsam gehen die Menschen, ihre Füße sind das Maaß ihres Weges; rasch wie der Gedanke durchschneidet ein Geist die Luft. Es war Melancholia, das hohe geflügelte Weib, der Geist des ernsten schweren Elements dieser Erde, ein schlafendes Kind in ihrem Arme, die vom Mars, dem befreundeten Sterne, hernieder in den Krater des Hekla drang. Wir hören sie jetzt sprechen.

Melancholia.

Die Erde prangt mit wunderbarem Angesicht,
Es schmilzt das Eis von nahen Frühlingszeichen;
Dem Nordlicht, das durch ferne Wolken bricht,
Strahlt sie zurück die freien Flammenzeichen
Die einst auch ihr verkündet neugebornes Wort,
Dem sich im Glanz der Mitternacht die Sterne neigen;
Zu rechter Zeit empfängts im Weltraum jeder Ort,
Es geht von Stern zu Stern in seines Vaters Reichen.
Du warst es Mars der diese Erde grüßte,
Als ihr der Gottesmittler zwischen Leib und Geist
Geboren war, — der dieser Erde streitge Lüste
In einer geistgen Liebe Eintracht unterweist.
Es kennt der Mars ihn nicht, doch ahnen ihn drei Weisen,
Die rastlos nach des Sternes hohem Zeichenschein

Mit Weihrauch, Myrrhen, Gold hin zu dem Kind
reisen,
Das diese Nacht geboren aller Sünden rein.
Ich hab den Stern umflogen, sah den niedern Stall
Durch dessen Thür so hell des Kindes Antlitz scheint,
Die Hirten grüßen es mit süßem Freudenschall,
Die Jungfrau freud'ge Mutterthränen weint.
Wie dürstet mich nach diesen Freudezähren,
Im bittern Reuemeer, das mich muß nähren! —
Maria hat das Heil der Welt geboren,
Weil ihre Lieb den heilgen Geist erkoren.
Auch ich gebar ein Kind, das ganz verloren,
Zum Tummelplatz der Leidenschaften ists erkoren,
Das böses Blut in allen Adern trägt,
In dessen Herzen keine Liebe schlägt,
In dessen Blick kein frommer Segen liegt,
Auf dessen Mund kein reiner Kuß sich fügt —
Durch dessen Schrei die Muttersorg verwirrt
In Angst und Gram zum Fluche sich verirrt! —
So muß ich dulden für mein schwaches Haupt
Das eine Nacht vom Frühlingskranz umlaubt,
Hier in der Höhle — in Träumen tief versenkt,
Ward zu dem Bett des Oferus gelenkt.
Da mußt ich thun was mir entsetzlich schien
Und wenn ichs denke, muß ich schwindelnd fliehn! —
O Jammer welches Kind muß dies nun werden
Das so empfangen? — Ja in den Geberden

Wie es die Hände um den Hals mir schlingt
Seh ich die Bosheit schon, die in ihm ringt. —
Es möchte mich erdrücken und ersticken,
Es liegt so grimme Kraft in seinen Blicken
Mit denen sieht es mich verächtlich an;
Kein Mittelding von Bös und Gutem kann
Als Bosheit so bei jedem Zufall schäumen
Als Laster gleich in jeder Unart keimen,
Ich seh den Neid den es bei jedem Bissen spürt
Den ihm vorbei die Hand zum Munde führt,
Und geb ichs ihm, so ist es ihm zuwider,
Es nimmt ihn wohl doch schluckt es ihn nicht nieder,
Es saugt voll Gier daß mir erschmerzt die Brust
Und dann verschluckt es sich aus böser Lust,
Und ängstet mich als müsse es verscheiden
Und hohnlacht mir zu allen meinen Leiden,
Und ehe noch die goldnen Sonnen tagen
Soll ich ins Freie es schon fliegend tragen.
Bald dulden es nicht mehr die dunklen Schwestern,
Ich merkt es gleich an ihrem Flüstern gestern:
Kolerika will mir das Kind zertreten,
Phlegmatika mag nicht dazwischen treten,
Antherea verlangt ich solls die Nacht aussetzen! —
Ich muß es thun, so groß auch mein Entsetzen,
Ich bin zu schwach ein solches Kind zu meistern,
Ich gebs zurück den irdisch bösen Geistern

Von denen ichs in Sünd empfangen mußte;
Dem dummen Luzifer geb ichs der niemals wußte
Wie er den Geist aus irdschem Stoff soll ziehn,
Seit Jahren läßt der Thor Retorten glühn
In denen nichts als Dunstgebilde schwirren,
Und dennoch läßt er sich davon nicht irren;
Und hofft mit jedem Tag den Funken zu entzünden
Den Gott nur schenkt und nimmer läßt ergründen.
Den Gott beneidet er daß der kann Menschen schaffen,
Er selber kann nur schaffen die leidgen Affen.
Wie wird er sich an diesem Kind erfreuen
In dessen Eigensinn und tückschem Schreien,
In dessen Unnatur erkennt er ohne Zweifel,
In jeder Unart spukt des Teufels kleiner Teufel.
Er wird das Kind versorgen wie kein Mensch vermag! —
Was säum ich noch, es nahet sich der Tag.
Und er kommt bald zu seiner Werkstätt Tiefe.
Hier soll ers finden! — — Wenn mein Kind nur schliefe —
Bis ich es in die Glocke eingebracht
Und ihm gesagt die letzte gute Nacht.

(Sie bringt es unter die Glocke.)

Das war vollbracht! — Nun ich das Kind nicht seh,
Nicht fühl in meinem Arm, wie thut mirs weh! —
Ich that kein Unrecht, bracht es heim den Seinen
Aus einem Geisterreich dems nicht gehört,

Das ihm als Hölle muß so lang erscheinen
Bis es der Jammer dieser Welt belehrt! —
Es kommt zu Menschen die es überdauert,
Zu Menschen die vergebens oft getrauert
Um eine Blüthe die niederschlug der Regen —
Und trauern nicht um jeden Liebessegen,
Und doch in jedem frohgebornen Kind
Die große Sündenwelt aufs Neu beginnt,
Bis sein Erlöser endlich ihm erscheint
Wenn es um seine Sünde schmerzlich weint. —
In seinem Glück da wirds den Teufel ehren,
In seinem Unglück wird Gott es belehren.
Leb wohl, mein Kind! — Mein Sinn ist so verwirrt,
Mir ist als hätt ich mich in dir geirrt. — —
Ich nehm dich wieder, mir ist so beklommen —
Es ist zu spät! — den Teufel hör ich kommen.

(Sie fliegt zögernd empor.)

2.

Luzifer kommt von seiner Brockenreise ganz ermüdet und zerschlagen auf einem Bock geritten, steigt mühsam ab, läßt ihn laufen, wirft sich aufs Strohlager und spricht:

Luzifer. Heda! — Bock! rühr nicht! — Was suchst du da? — das brennt! — Wie das verdammte Thier gleich nach allem rennt, — an den Retorten schnuppert, Gläser zerbricht, und was ich sage, achtet es nicht! — Ach hätt ich noch den starken Oferus, statt daß ich dich nun selber prügeln muß. — Ich

dachte gleich nichts guts als wir heut Morgen auf Raub die Straße ritten, wo voll Sorgen die Fuhrleut aus den Bergen niederfahren, weil dort die Straß verrufen ist seit Jahren, und ich kein Räderknarrn, kein Pferdeklingern hörte, nur die Einsiedelglock die meinen Muthwill störte. Den Einsiedel sah ich am Wege betend liegen umsummt von tausend früherwachten Fliegen die sich im Kreis auf seine Nase setzten, und ihren Durst an seinem Schweiße letzten; sein Esel graste fern an unserm Weg. Ich sah das schwarze Kreuz auf seinem grauen Rücken, und als der Oferus die Hand wollt an ihn legen da packten mich schon wieder die alten Tücken; weil Christus auf dem Thiere war geritten. — Ich legte mich bei Oferus aufs Bitten, er möge doch das Thier nur laufen lassen; es werde nicht zu unsrer Eile passen. — Er sah mich an und ließ es diesmal gelten, daß ich so für mich heimlich mußte schelten, und fluchen als ich das Kreuz hatt angesehen, weil es mir nicht wollt aus den Kopfe gehen.

Ich brummte fort wie böse Fliegen pflegen, wobei die Rinder sich aufs Laufen legen. Doch denkt: die Hirtin ruft: „Herr Jesu Christ, mein Vieh!" so treibt Herr Jesu Christ auch gleich zurücke sie! — Ists nicht genug daß er die Welt erlöste? — Thuts Noth daß er noch jede Viehmagd tröste? —

Ich dacht mich an dem Mädchen doch zu rä-

chen, ich zeigt ihr Gold und that dann zu ihr sprechen: „Du hast ein Paar so schöne rothe Backen, ich muß dich einmal derbe daran packen. Du hast so krause Härlein wie von Gold und bist doch arm, bestimm selbst deinen Sold! Du hast ein Paar so tüchtig runde Beine, die suchen zierlich nach dem trocknen Steine, und wie das grüne Röcklein sie umschweift, der Wind erbebend in die Falten greift; ja seh ich deiner Brüst geschnürtes Nest, so möcht ich steigen auf die schlanken Äst, und möchte nach den beiden Eiern greifen." — Da spürt ich eine Ohrfeig um mich pfeifen, daß ich betäubt mit Panzerhemd und Degen hin in den Graben fiel, der war voll Regen. Ich merkte gleich sie trug an ihrer Seit, ein Marterknöchlein vom heiligen Sanct Veit; es giebt jetzt kein so armes Schelmenpack, sie haben doch Reliquien im Sack. — Hab ich darum die Märtyrer gemacht, daß ich um ihre Knochen werd verlacht! — Hätt ich sie doch viel lieber ganz gelassen, als daß man jetzt sie braucht, mir aufzupassen? — so gings mir auch im kalten Wassergraben, es krächzsten über mir die schwarzen Raben, als läge da für sie ein todtes Vieh! — Das Mädchen hob die Röcke bis zum Knie und sang:

(Singt schnarrend.)

„Mein Hirte weidet mich
Auf immer grünen Auen
Wo meine matte Seele sich
Erquicklich um kann schauen;

Er führet mich in Sicherheit
Zum Troste wahrer Seligkeit,
Da rühret mich kein Grauen. — —
Wann mich zu der Verfolgungszeit
Anfechtungsstrahlen stechen,
So werd ich bald von ihm geleit
Zu frischen Wasserbächen,
Da kann ich meine Durstbegier
In solchen Matten für und für
Zur Labung unterbrechen.“

Mit diesem Spottgesang wadet sie durch den Grund, zum Schatz der ackerte — sie fiel an seinen Mund! — Da lachten sie — der Kerl rief verwegen, ob ich auch weich im Graben sei gelegen? — Dann packt er sie wie einen bunten Ball, und warf sie in die Luft und fing sie wieder in dem Fall. — Da schwand mir alle Lust, mit ihm eins anzubinden; doch Oferus schien dies so schwach von mir zu finden, daß er den Weidenbaum sich aus dem Boden riß, und ihn weit übers Haupt des Liebespärchens schmiß, da kriegt der Bauer einen mächtigen Schreck und schlich sich gleich mit seiner Schönen weg.

Bin ich darum vom Himmel gefallen, daß ich keiner Jungfer mehr kann gefallen? — Ich komme an kein Mädchen heran so fängt sie gleich zu singen an und brimmelt Gebete und macht Geberden, daß mir davon ganz schlecht muß werden. Kein schönes Weib kann mich mehr leiden, die Alten kann ich gar nicht vermeiden; — kaum hatt ich mich erhoben vom

nassen

nassen Fall, da ruft mich Runa zum Wasserfall, die alte Vettel vermißt ein paar Ziegen die sich beim Trinken am Fels verstiegen; sie droht mir mit ihrem stumpfen Messer, daß ich die Ziegen ihr fange ein; was will ich thun, ich wad ins Gewässer, und Oferus muß auch mit hinein. Der sieht mich an so groß, mit welcher Münz ich mir laß zahlen von dem Gesindel, da mußt ich ihm vorprahlen wie ich so keck mit Schmach hab angethan, den Herrn der Welt auf seiner Erdenbahn, wie er gegeisselt worden und verspottet, vom Judenvolk das ich zusammengerottet. — Und wie ich so mit muntern Witzen scherze, seh ich das Kreuz am Weg, das fällt mir schwer aufs Herze; ich muß vor Angst und wider Willen schreien: „O Hölle, kannst du mich nicht von dem Kreuz befreien?" — Da kriegt der Oferus mein Pferd beim Zaum, und spricht: „Jetzt, Herr, da helft mir aus dem Traum; ich trat in Euern Dienst und sah wie alle Heiden Euch wie ihr Schicksal traurig furchtsam meiden; durch Frömmigkeit sah ich Euch überwunden, durch Zauberei zu schlechtem Dienst verbunden, und jetzt durch Christi Abbild ganz vernichtet, das hat den trüben Sinn mir aufgelichtet. Wenn dieses schlichte Bild dich so kann schrecken; so kann es auch in mir den Glauben wecken zum Herrn der Welt den du verläugnet, und der dich wilden Teufel mit Furcht gezeichnet."

Der Oferus stieg ab vom Gaul ganz stumm, sah

sich nach mir mit keinem Blick mehr um; da hat Verzweiflung mich so ganz betäubt, mit einem Dolch hab ich mich da entleibt. Da lachen alle Teufel: „Du trafst nur deinen Schatten, das Höllenfeuer leckt dein Blut und brennet ohn Ermatten." — So hilft mirs Sterben nicht, so ist denn keine Macht, die mich vernichten kann, und ausgedacht, sind nie die Schrecken in dem innern Geist! — Dies kommt vom Menschensohn, erzeuget von dem Geist. Er hat auf Roma's Trümmern seinen Sitz erbaut, daß alle Welt in Einheit ihn erschaut. — — O Wissenschaft! du Zauberei der irdischen Gewalten, du kannst allein der Kräfte Spiel im Zaume halten, dich rief ich lange schon, du übermächtiger Gast, die alle Welt in ihrem Schooß umfaßt, als Gruß von einem fremden höhern Stamm, als eines höhern fernen Lichtes Flamm! — Ich will mich dir durch ewgen Schwur verbinden, o sei mir günstig, wolle mir verkünden wie ich die Stoffe kann zu meinem Willen beugen, um so ein reines Kind mir zu erzeugen, auf daß es meinen Geist im irdschen Leben, weit übern Nazarener mag erheben. Erhöre mich und denke aller Mühen, mich deinem Dienste lernend zu erziehen, wie ich auf jeden Wink von dir gelauert und jeden Schmerz aus Neugier ausgedauert. Gedenk wenn du mich ohne Lohn läßt schmachten, wer wird, o Wissenschaft, nach dir noch trachten? —

Während Luzifer das wilde Höllenspiel, die falsche

Wissenschaft so sehnlich anrief, erwachte das Kind unter der Glocke und schrie nach Kinderart. Das überfuhr den Luzifer so freudig daß er erst nicht hinzusehen wagte; endlich erkannte er die schöne Gestalt des Kindes das auf dem Quecksilber unter der Glocke schwamm, er wagte nicht es anzugreifen, sondern sprach:

Luzifer.

Was klingt in meinen Ohren welcher Ton,
Ists Sehnsucht die mich täuscht mit bitterm Hohn?
Ich wage nicht nach jenem Wunder hinzublicken,
Doch immer neu erhebt sich mein Entzücken,
Ich habs entdeckt und nicht durch Zaubers Gunst,
Durch eignen Scharfsinns allerhöchste Kunst,
Den Menschen frei vom Menschen mir zu bilden!
Wie blickt dies Kind mich an aus den Gefilden
Der finstern Nacht, auf kalten Silberwellen
Die ihm den Fuß nicht netzen doch erhellen,
Wie stößt es klingend an die harte Luft,
An die krystallne hochgewölbte Gruft! —
Du bist aus meinem Geiste ausgegangen,
Dir seh ichs an, hast Augen wie die Schlangen.
Laß dich doch recht beschauen; — ja irr ich nicht,
Du bist ein Mädchen sagt mir dein Gesicht.
Ganz recht! so soll es sein! — von einem Knaben
Entsprang die Macht die du sollst untergraben.
Geduld! — du hast da Sauerstoff genug zum Sein! —
So steig heraus — du bist doch wenigstens ganz mein.

Jetzt nahm er das schreiende Kind unter der Glocke hervor, doch wie er dessen Arme betrachtete sah er seidne Flaumfedern daran hervorbrechen; gleich riß er die aus damit das Kind ihm nicht entfliehen solle, aber das Kind sah ihn darauf an und schrie. Dies erregte ihm so bittre Bosheit daß er es hätte zernichten mögen. Erst jetzt erinnerte er sich was Kinderpflege alles auszustehen hat, was ihm aber unmöglich zu ertragen war. Da erschien Spiegelglanz am Rande des Kraters wo sein wissenschaftlicher Forscherblick Nahrung suchte; gleich fuhrs ihm durch den Sinn, diesem des Kindes Pflege zu übergeben.

Luzifer spricht: Verflucht Geschrei! es regt die Bosheit mir, ich möcht zerprügeln dieses kleine Thier! Ach wär ichs los! — Dort geht der Spiegelglanz — hoch oben an des Kraters hohlem Kranz und schauet bei dem ersten Sonnenschein zu meinem Schornstein gierig schon hinein. Er hat den jungen Plinius in Gedanken und möchte übersteigen alle Schranken, der hätte sich so gern daran ergötzet, zu sehn wie die bildende Natur den Menschen setzet! — Wie's in Vulkanen zugeht zu erfahren, setzt er sein Leben dran in alten Jahren. Er weiß es nicht und ist mir dennoch eigen; — ich will mich als sein Freund Plotin ihm zeigen. (Verwandelt sich in einen fetten Griechen.) — Wie bin ich lächerlich in der Gestalt, ich setz mich her; — er guckt durch einen Spalt. — Er soll für mich dies seltne Kind aufziehen, ich nehm den Lohn und er behält die Mühen.

Spiegelglanz. He! Sage guter Freund! — wie ist das kommen daß du in dieser Höhle Tiefe bist geklommen?

Luzifer. Steig diese Leiter nur herab gefällig, so sprechen wir und wärmen uns zusammen gesellig; — der mächtge Schlot von diesen schwärzlichen Basalten in dieser Küch kann nimmermehr erkalten.

Spiegelglanz (steigt herab). Sieh da! ich bin bei dir! Wir beide theilen den Ruhm, in diesem Innern zu verweilen — — Das sieht ja wunderlich in diesem Innern aus! — Welch chemisches Geräth erfüllt das Haus! —

Luzifer. Doch sieh das Kind! — Das ist erst recht ein Wunder, das fand sich hier im Glas bei altem Plunder. Gewiß ist das vor Adams Zeit hierinnen, und wird sich viel vom Paradies besinnen.

Spiegelglanz. Ein seltsames Produkt. Ich möchte wohl versuchen, ob es was in sich hat vom Apfel dem wir fluchen.

Luzifer. Du möchtest ernstlich wohl es vorbereiten, aufs Wesen dieser Welt mit zweien Schneiden.

Spiegelglanz. O gieb es mir, mein Freund, und mein Bemühen soll sein dies seltne Kind recht kräftig zu erziehen.

Luzifer. Du willst es, Freund! es ist ein mächtig Kind! doch denke daß sein Hauch den Wind er-

zeugt, der diese Flammen auferweckt, die Thier und Mensch rings um den Berg erschreckt.

Spiegelglanz. Trau mir, ich weiß zu bändigen des Kindes Tück, auch seh ich gleich mit meinem scharfen Blick daß wenn ich diesen Geist statt unter klare Glocken ins trübe Zimmer sperr, ach bald wie trocken wird da die wilde Kraft! — Der Brunn versiegt, der Spiritus Sylvester schnell verfliegt. —

Luzifer. Das treibe nach System! — jetzt sorg mir daß auf Erden zu lustigem Gedeihn dem Kind auch Nahrung werde. — Ich muß hier fliehn! — Mein griechisch Ohr es muß erkranken beim Kinderschrei, es nimmt mir die Gedanken! —

Spiegelglanz.

Leb wohl Freund und gieb ihm deinen Segen,
Mit Gottes Hilf werd ich das Kind schon pflegen.

(Luzifer steigt die Leiter im Schornstein hinauf.)

Spiegelglanz.

Der Tag bescheert mir aller Wünsche Ziel,
Die Theorie der Erde wird mir nun Kinderspiel.
Doch kränkt es mich daß ich den Ruhm muß theilen.
Fast möcht ich glauben bei des Griechen Eilen
Sei Tück im Spiel. — Was treibt ihn so voraus? —
Er muß zurück, ich steig zuerst hinaus.
Er könnte oben sonst die Leiter nach sich ziehen,
Und ich verkohlte sacht hier bei des Berges Glühen.

(Er rüttelt die Leiter.)

Luzifer.

Was thust du Freund! du schwankest mit der Leiter? —
Mir schwindelt, ich seh doppelt alles — kann nicht
weiter! — —
O weh! bin ich denn nichts und ist die Schwere Alles.

(Läßt sich aus dem Schlot herabfallen unter die Retorten.)

Spiegelglanz.

O Herr erbarm dich dieses grimmen Falles!
Wer denkt daß du, der dieser Felsenküche Riegel,
So kühn gesprengt, herab den Schornstein fallest un-
ter alle Tiegel.

(Er untersucht ihn.)

O weh! er lebt nicht mehr! Als ich die Leiter hielt
Hat mir das Unglück diesen Streich gespielt. —
Ich weiß es, es war nicht meine Schuld,
Zwar dacht ich seinen Tod, das war nur Ungeduld.
Er war mein Freund! ich fühl es da er scheidet,
Welch dummer Einfall daß ich ihn hab beneidet.
Wie wurde ihm der rasche Tod so leicht. —
Ja! — endlich werden mir die Augen feucht.

(Er wischt sich die Augen.)

O süßer Trost auf Freundes Grab zu weinen,
Die Ewigkeit wird uns dereinst vereinen.
Auch will ich Ruhm recht viel dem todten Freunde
stiften,
Das Kind trag ich zum Licht aus diesen finstern
Grüften; —

Zum großen Weltenplan, zum ungeheuern Werke,
Du armer Freund da drunten, fehlte dir die Stärke;
Zu schwach warst du, geheimnißvolle Thaten
Verschwiegen mit dir selber zu berathen.

Während Spiegelglanz im Krater des Hekla vorsichtig mit dem Kinde die Leiter hinanstieg verwandelte sich Luzifer aus der Gestalt des Plotinus in eine Aschenwolke, wie dieser Berg sie häufig ausstößt; er erhob sich und rief mit fremder Stimme ihn an; Spiegelglanz spähte rings umher wer ihn gerufen, und starrte endlich fragend zu der Wolke empor die ihre Fledermausflügel über ihn ausbreitete und sprach:

Ich bin der Engel Gabriel und bring dir diesen Ruf,
Vom Gott der Tiefen der dieses Kind erschuf,
Der dich als Wächter und Prophet demselben zugeeint;
Dem Gott der in den Höhen thronet ist er Feind;
Durch seine Macht sollst du einst viele Wunder thun,
Doch lasse dies Geheimniß einstweilen in dir ruhn,
Bis dieses Kind in allen Künsten mächtig
Den heilgen Stuhl besteigt vor dem andächtig
Des falschen Gottes Schaaren dienend knieen,
Dann sollst du vor der Welt in großem Ruhm erblühen.

Spiegelglanz.

Ich höre dich! ich schwör nach deinem Willen
In Demuth alles Große zu erfüllen
Und treulich als ein Spiegel deiner Worte,
So sei mein Mund nur deines Geistes Pforte.

Luzifer.

Daß du nicht stammerst mehr in hochgelahrten Reden
Und dich verwirrst in viel verschlungnen Fäden,
So seien beide Sprachen die als gelehrt man schätzt,
Latein und Griechisch in dein Gehirn versetzt
Nach aller Regel Ausnahm und Gewalt.
Erscheine jung, obgleich du grau und alt,
Erscheine hochgelehrt und wisse nichts,
Die hohe Schule erfreu sich deines Lichts! —

Spiegelglanz.

Ich fühl mein Haupt gesegnet rauchen,
Könnt ich dich schauen und fühlen ganz!
Willst du den Aschenregen mir vor dem Blick weg-
hauchen
Daß ich erkenne deiner Schönheit Glanz,
Kannst du die Gluthen meines Eifers kühlen
Mit einem Hauch von deinem Geistermund,
Kann ich durch dich auch wieder Jugend fühlen,
So weck auch Liebeskraft in meines Herzens Grund.

Luzifer.

Prophet des Heils! — für deiner Zukunft Mühen
Kannst du den Lohn doch nicht als Handgeld dir ein-
ziehen? —
Die Liebe wird in des Kindes Herz dir einst entgegen
schlagen,
Wenn du erreichst durch es was dir ist aufgetragen.

Bei diesen Worten verschwand Luzifer. Die Sonne glänzte über die beschneiten Berggipfel, und Spiegelglanz sprach:

Spiegelglanz.

Der Morgenwind entführt den Aschenregen,
Kein Engel mir auf weiter Flur erscheint,
Zum höchsten Ziel führt mich auf dunkeln Wegen
Dies Kind das zitternd mir am Busen weint!
Ein Mädchen ist dies Kind! — Wie jubelt meine Wonne
Durch aller Wolken Bett hin zu des Himmels Sonne! —
Die Wölfin heulet die den Schlitten mir gezogen,
Als ob sie dieses Kind sehnsüchtig grüßte;
Sogar das grimme Thier ist meinem Plan gewogen,
Ward Romulus doch stark an einer Wölfin Brüste.

3.

Das Vorspiel großer Begebenheiten, die Absicht des betrognen Teufels, durch ein Kind das er geschaffen, das nichts von Gottes Hauch in sich trüge, den Thron des Papstes sich zu gewinnen, ist uns aus seinen Reden deutlich geworden; — daß er aber mit keinem Kinde sich abgeben und es nicht selbst aufziehen konnte, das brachte sein Unternehmen in die Gewalt eines Menschen, der so entfernt von Gott er auch war, doch immerdar noch eins seiner Geschöpfe und manchem menschlichen Verhältniß gebunden blieb, dem

er seine eignen Absichten dabei lassen mußte, und den er nur durch die versprochne Prophetenstelle sich unterwerfen konnte. —

Spiegelglanz kam glücklich mit dem Kinde den Berg hinab zu seinem Berghaus, wo er in Einsamkeit seinen eifrigen Forschungen nachhing; er nähte das Kind in einen Wolfspelz und ließ es wie einen jungen Wolf im Walde von der Wölfin aufsaugen. Nach einem Jahr, sobald es die den Menschen geeignete Kost genießen konnte, sperrte er es in einen Kasten und bestieg mit ihm ein Schiff um Rom zu erreichen, ward aber an die nordfranzösische Küste verschlagen. — Nun war er auf der einen Seite sehr begierig die Entwicklung der Aussprache in dem Kinde zu beobachten, auf der andern Seite zwang ihn die Noth, in den beiden gelehrten Sprachen mit deren Kenntniß ihn der Teufel belehnt hatte Unterricht zu geben. Beide Zwecke zu erreichen brachte er das Kind in einer Gypshöhle am Montmartre unter wo er es heimlich und stumm, damit es kein Wort vernehme, aufzog, während er als Lehrer der Hauptschule zu Paris, durch seine Strenge der Schrecken der Jugend und durch sein Vielwissen das Staunen der Gelehrten wurde.

So waren zwei Jahre vergangen; ein neues Mailicht grüßte mit unendlicher Lieblichkeit die hellen grünen Gefilde, und er beschloß, das Kind vor Sonnenaufgang auf den Berg Montmartre zu tragen, daß

es im ersten Anblick der Sonne ihren Urnamen verwundert ausspreche.

Der Ort war so abgelegen daß er mit Sicherheit auf ungestörte Einsamkeit rechnen konnte, aber die leichtsinnige Liebe spielte seinem gelehrten Humor einen Streich. Ein junger Römer, Raphael genannt, hatte sich am wenigsten unter das Schuljoch des Meister Spiegelglanz fügen gelernt; er war ein Wunder von Schönheit, in der ersten Entwicklung seiner männlichen Kraft; mit seiner Schwester durch den Haß ihrer Schwiegermutter, der berühmten Marozia, zu entfernten Anverwandten in Paris verbannt, trieb er sich früh ohne große Aufsicht in der Welt umher, verlief sich alle Schulgedanken und ging leichtsinnig der Tochter eines Bauers, die sich Marton nannte, in die Arme. Alle Morgen schlich er in Ehren zu seiner Marton, und wie denn in jenen Zeiten noch wenig Umstände beim Heirathen gemacht wurden, so beschloß er, sie am ersten Mai zur Frau zu nehmen und ein Landmann zu werden. Heimlich hatte er alles betrieben und ohne seinen Mitschülern etwas davon zu entdecken sie zu einem Trinkgelage auf die Nacht eingeladen. Bald schwärmten sie mit den Flaschen zum Thor hinaus, den Sonnenaufgang zu sehen. Ihr Jubelgeschrei im Felde hörte Spiegelglanz als er das Kind eben von der dunkeln Binde befreien wollte die noch seine Augen dem Licht verschloß als er es auf den Hügel ge-

tragen hatte. Er sah sich um, doch der Lärm verhallte im fernen Brausen der Welt, das gleich einer sicheren Feste die Einsamkeit umkreist, die dann dem in sich verschloßnen Menschengeist um so fühlbarer ihre Macht zuwendet. Wir hören ihn in dieser Stimmung sprechen! —

Spiegelglanz.

Erhebe dich du lichter Sonnenwagen!
Dich nennet heut ein göttlich reiner Mund;
Wie deine Räder jetzt am Fels anschlagen,
So thun sie sich in tausend Strahlen kund; —
Doch will ich erst dein volles Licht erwarten
Daß deine Weltenkraft das Kind berühre
Und es in deines Strahlenmeeres selgem Garten
Das Ewge deines Balsamfeuers spüre! — —
Was ists das ferne lacht? — — —
Ich wag es nicht das Kind zu wecken
O wär es nur vollbracht!
Durch sie die Ursprach zu entdecken!
Sieht sie der Sonne Rund —
Ich barg zwei Jahre sie im Dunkel,
Gewiß ruft da ihr Mund
Den wahren Nam im Lichtgefunkel.
Dann zeigt es sich sogleich:
Wer Gottes Sprache spricht auf Erden,
Dem Volk gehört das Reich,
Dem soll auch einst die Herrschaft werden! —

Mir ist als hört ich schreien —
Ich will das Kind im Busch verstecken,
War tausendmal allein
Und heut muß mich Gesellschaft schrecken.
So muß des Morgens frischer Hauch
In der Alltäglichkeit sich ganz verzehren,
Viel lustge Sänger seh ich auch
Rings auf den Höhen, und kann auch hören
Das Jauchzen in der Schüler Stimme,
Die schreck ich fort mit meinem Grimme.

(Wandernde Schüler ziehen vorüber, sie sind vermummt.)

Raphael (singt).

Aus der Schule schlich ich gestern,
Wollt im Keller ganz verstohlen
Mir vom frischen Moste holen,
Doch der Keller war verschlossen.
Und der Kellner sprach verdrossen:
Spiritus Sylvester hauset,
Horch wie's in den Fässern brauset.

Chor der Schüler.

Was begeistert, hat gebrauset,
Wenn der Sturm im Meer gehauset,
Bald nach Perlen untertaucht! —
Seht wie der Champagner raucht,
Wie feurig er strebt
Und Perlen er hebt!

(Sie trinken.)

Spiegelglanz.

Heda! — nun kenn ich Euch, Ihr Buben! —
Wohin? bleibt doch auf Euren Stuben,

Heut ist kein Feiertag zum Saufen,
Ihr werdt den Schlägen nicht entlaufen.

Raphael (singt).

Nach der Kammer meiner Schwestern
Ging ich dann um Milch zu trinken,
An der Thüre mußt ich klinken,
Ganz umsonst, sie blieb verschlossen,
Und das hat mich erst verdrossen; —
Doch als ich recht eifrig lauschte
Hört ich daß es drinnen rauschte.

Chor.

Was beim Weine der Sylvester
Wird zum Liebsten bei der Schwester,
Es ist kohlensaures Gas,
Sprach ich zum Champagnerglas;
Was Liebe hier sei
Vergaß ich dabei.

Raphael.

Und ich konnt nicht länger warten,
Neugier trieb mich zu den Höhen
Diesen Spiritus zu sehen,
Und bald brauste da im Herzen
Mir ein Geist mit süßen Schmerzen,
Aus dem Herzen, aus dem Munde
Drang der Spiritus Sylvester.

Chor.

Was begeistert hat gebrauset,
Was im Sturm durch Wälder hauset,
Auch im Duft der Blumen spielt,
Selig wer es mit uns fühlt.
Ein ahnender Geist
Die Wege ihm weist.

(Sie trinken.)

Spiegelglanz.

Ist solche Frechheit je erhöret,
Durch diesen Wein sind sie bethöret,
Sie achten ihren Lehrer nicht,
Doch merk ich mir ihr Angesicht.
Der mit dem Schnurrbart sich bemalt
Der hat die Zeche heut bezahlt
Und soll die Strafe auch erdulden,
Er ist aus Rom und lebt von Schulden,
Den soll mir der Pedell zerkeulen
Daß er in Jahren nicht kann heilen.

(Die Schüler zupfen ihn am Kleid, er sucht sich ihrer zu erwehren.)

Raphael.

Ahnend sang der Fink im Garten:
Kömmst du aus der Schul gegangen
Nimmt ein Mädchen dich gefangen,
Spiritus hat sie geführet
Daß sie horchte deinem Liede.
Und mit Liedern und mit Liebe
Hat er deinen Mund gezieret.

Chor.

Was begeistert, will zu allen
Mit lebendger Stimme schallen,
Und will Liebe einsam sein,
Der Gesang ruft: Freund herein!
Und Spiritus schwebt
Uns alle belebt.

(Sie trinken und wollen mit ihm tanzen.)

Spiegelglanz.

Wer mich jetzt anrührt, den stech ich nieder! —

Raphael.

He, alter Narr, sing mit die Lieder
Die uns der Augenblick erfand.
Schnell rinnt im Stundenglas der Sand,
Ich bin noch jung, werd du es wieder!

Spiegelglanz.

Ich bin noch nicht zu alt zur Zucht! —

Raphael.

Im Hörsaal sind wir in der Flucht,
Versuch es hier, ich treff passabel,
Was gilts es wird dir miserabel! —
Kriegst Schlag für Schlag daß es soll schallen,
Das war schon längst mein Wohlgefallen! —

Spiegelglanz.

Es spricht der Wein aus dir, du Knabe.

Raphael.

Der Wein den in dem Kopf ich habe,
Hat lautere Wahrheit, freien Muth!
Was Gegenwart des Geistes thut,
Spricht laut der Wein in allen Zungen! —
Und alles Lernen ist gelungen
Bei einem frischen Glase Wein! —
Auf Brüder schenkt dem Doktor ein! —

Spiegelglanz.

Kein Tröpflein geht in meinen Mund
Ich lese Messe in der Stund.

Raphael.

Du willst die Messe lesen heut? —
Die Kirche ist zwei Stunden weit! —
Was treibst du hier? es ist nicht richtig! —
Er hatte sich vor uns versteckt,
Ich ward ihn hinterm Busch ansichtig.

Viele Schüler.

Laß sein, das ist zu viel geneckt,
Er wird ganz blau, ihn rührt der Schlag,
Wir gehen weiter, guten Tag! —

Spiegelglanz.

Ich sage Euch, jetzt macht Euch fort,
Ich bete gern an diesem Ort
Wenn Gottes Sonne hier aufg'ht,
Daß nicht umsonst der Tag vergeht.

Raphael.

Wer sich entschuldigt war doch schuldig! —
Seht nur wie er so ungeduldig
Nach allen Seiten sieht, doch eine
Die sieht er nicht! — Ei seht das kleine
Verdeckte Kind, da hinterm Busche! —
Du winkst, daß ich es hier vertusche? —
Nein nein! seht her! — beschaut es alle,
Wir tragen es mit lautem Schalle

Zum Rektor unsrer hohen Schule,
Du bist ein rechter frecher Buhle,
Ei seht das Kind ist ihm recht gleich! —
Du Heuchler bist jetzt ausgelauert! —
Das wird ein Jubel sein im Reich! —
Der Schulmonarch wird eingemauert.

Spiegelglanz.

Der kalte Schweiß bricht mir schon aus!
Ich ein Prophet in solchem Graus
Der einst sich nahet Petri Stuhle,
Ich muß entfliehn der hohen Schule!

Raphael.

Du hast kein Wort für dich zu sagen,
Du deckst dein schelmisch Angesicht,
Sieh nur wie rasch die Wolken jagen
Und decken dir der Sonne Licht. —

Spiegelglanz.

Ich mag euch Frevler nicht erblicken,
Mein schwerer Zorn müßt Euch erdrücken.

Luzifer (ruft aus den Wolken).

Laß dich von Sorgen nicht erschüttern,
Erschreck, Prophete, nicht vor mir!
Dein Gabriel schwebt über dir
Und donnert Rache in Gewittern.

Spiegelglanz.

Ihr Wolken zieht Euch rasch zusammen,
Auf die Verräther schießet Flammen;

Wie rasch kommt Euer Pfeil geflogen
Aus Euern schwarzgespannten Bogen.

Indem er diese Worte sprach sandte Luzifer einen seiner nachgeahmten Blitze auf den armen Raphael der mit kurzem Ausruf niederstürzte.

Raphael.

Wie wohl wird mir.

Spiegelglanz.

So geht es allen
Die den Geweiheten des Herrn anfallen;
Wie schlimm wirds Euch ergehen.

Ein Schüler.

Gott strafet schnell.

Ein anderer.

Erschlagen liegt schon der Gesell,
Und seine Donner auf uns rollen.

Ein anderer.

Ich seh den Meister tückisch grollen.

Ein anderer.

Der Meister strahlt mit ernstem Blick.

Mehrere.

Flieht flieht zu unsrer Schul zurück.

Spiegelglanz.

Der Strafe sollt Ihr nicht entfliehen.

Ein Schüler.

Ha seht sein grünes Auge glühen!

(Alle entfliehen.)

(Luzifer schwebt mit Flügeln einer schwarzen Gewitterwolke über Spiegelglanz.)

Spiegelglanz.

Es hängt ein grauer Wolkenfels da droben,
Ich hör in ihm ein wirbelnd Toben
Und alles fährt mit wilden Flammen
Zu einem Bogenbau zusammen,
Ich werf mich auf mein Angesicht,
O Herr zerschmettre mich noch nicht.

Luzifer.

Entflieh zur Stund der Schüler wildem Hasse.

Spiegelglanz.

Geleite mich, zeig mir die rechte Straße
Durch Wüsten, durchs weite Meer zur fernen Insel,
Ich folge dir.

Luzifer.

Dort wo mit ihrem Strahlenpinsel
Die Sonn in ihrer Gluth Gewalt
Die Wand der Schöpfung bunt bemalt,
Da winket dir ein Wunderland
Deß Sprache heut das Kind erfand
Im Thau der ersten Tagesstund. —

Spiegelglanz.

Noch öffnete sein kleiner Mund
Sich nicht, mein Gabriel; gerissen an des Tages Licht
Durch den Verrath der bösen Knaben
Glänzt stumm des Mädchens Angesicht.

Luzifer.

Bald wirds erblühn in der Schönheit Himmelsgaben,
Doch nennst du so keck sein Geschlecht! —
Der Weltengeist deutet nicht Geschlechter
Denn beide sind ihm gleich gerecht,
Von beiden ist ihm keines schlechter.
Das Kind ruht in schaffenden Händen,
Das kann noch zu beiden sich wenden. —
Johannes benenne das Kind,
Belehr es wie geistliche Knaben! —

(Hier zerflatterte der schwarze Wolkenbauch und Spiegelglanz sah voll Schrecken hinauf.)

Spiegelglanz.

Er eilt davon im wirbelnden Wind
Umflattert von krächzenden Raben,
Verschwunden ist er im blauen Himmelszelt,
Und noch beengen mich so dunkle Fragen.
Und was kein sterblich Aug erhellt
Wird mir nicht klar durch fabelhafte Sagen;
Des Kindes Blick hat unstät sich gewendet
Und keinen Laut hat mir sein Mund gesendet! —

Luzifer (als Krähe schreit).

Cras, Cras, Cras!

Spiegelglanz.

Die Krähe schwätzt ihr träg lateinisch Wort
Und ziehet mit den Regenwolken fort,

Doch mahnt sie mich ans schöne Römerland;
Ich trag das Kind sogleich zum Tiberstrand
Daß es ganz nach dem Schauplatz seiner Größe
Sich an dem Geist der neuen Zeiten messe.

Die Wachtel im Grünen ruft:

Liebe Gott!

Das Kind spricht nach:

Liebe Gott! —

Luzifer.

Verflucht! ich kann das nicht hören.

Spiegelglanz.

Ich meine — von dem Kinde Deutsch zu hören.

Die Wachtel.

Lobe Gott!

Das Kind.

Lobe Gott! —

Spiegelglanz.

Ja! Ja! die Sprache die dem Kinde Rede leihet
Sie ist aus meines Volkes Stamme hergedeihet!
Ich folg der Stimme ich will nach Deutschland reisen.

Luzifer (für sich).

Mit Steinen will ich dir die Wege weisen.

(Wirft Steine aus der Luft herab.)

Spiegelglanz.

Es schlagen Steine in den weichen Boden ein,
Ich kenne wohl die bösen Teufeleien

Die des Propheten Wege möchten hemmen
Doch wird er diesen sich entgegenstemmen;
O Gabriel du schützest deinen Freund
Vor seiner Größe unversöhntem Feind.

Wachtel.

Traue Gott!

Kind.

Traue Gott! —

Spiegelglanz.

Unschuldges Kind deß Stimme mich gemahnt,
Von dir mag ich die Weisung gern empfangen,
Dein deutscher Laut hat mir den Weg gebahnt,
Du stillest mir das heißeste Verlangen.
Der Ursprach folg ich, die du mir erfunden,
In Deutschland lehr ich dich in fleißgen Stunden.

(ab)

Luzifer.

Zerstört ich nicht mein ganzes Unternehmen
Ich drehte heut schon um sein dürr Genick! —
Es will mich Gott doch überall beschämen,
Im kleinsten Vogel wirkt sein kluger Blick,
Und wenn ich meinen Plan fast ganz vollbracht
Gott einen Strich mir durch die Rechnung macht.
Zum Römerland wollt ich als Rab sie führen
Denn manch Verderben schützet dort den Trug!
Verfluchte Wachtel gleich sollst du krepiren,
Mein Geier schwebt schon über dir im Flug,

Doch weiß sie eilig dort im Grünen sich zu decken
Und alles Grün will freundlich sie verstecken.
O hätte ich noch meinen Oferus,
Er würde gleich sein künstlich Netz ausstellen,
Ich sah ihn heut mit mächtigem Verdruß,
Er betete dort an des Rheines Wellen,
Und als die frommen Pilger wandernd kamen
Trug er sie übern Strom in Gottes Namen.
Was hilfts daß ich die Brücken reiße ab
Und manches Schifflein in dem Binger Loch zerstücke,
Er geht an seinem hohen Tannenstab
Und dienet schwimmend da als Brücke,
Ich hoffe daß ich einen Heiden finde
Der ihn mit Schwert und Lanze überwinde.

(ab)

Marton, die Braut Raphaels, war mit einem frischen Weinkruge auf die Höhe des Montmartre beschieden, und konnte, so laut sie auch schrie weder ihn noch seine Kameraden finden; endlich kam sie in die Nähe wo er lag, fast außer Athem weil sie an dem Kruge schwer trug und zur Hochzeit schon recht schön eingeschnürt war.

Marton.

He Raphael! du läßt mich auch so laufen
Fast hätt ich mir den neuen Rock zerrissen,
Ich muß mich einen Augenblick verschnaufen,
Wo sie nur stecken möcht ich wissen! —

Die schlimmen Knaben
Die lassen mich so traben
An meinem lieben Hochzeittag
Wo jede Braut sonst stille sitzen mag.
Und sich bedenken
Wie Gottes Wege sie nun lenken.
Ich zapfte ein
Vom besten Wein!
Und laufe gegen den Wind
Weil er verraucht geschwind.
Sankt Dionis, ich krieg den schönsten Mann
Den man auf Erden sehen kann! —
Sankt Dionis da liegt er ja und stellt
Sich an als hätt er mich nicht herbestellt! —
Doch nein er schläft! — so schön und lieb
Daß ich recht gerne Kurzweil mit ihm trieb;
Ich will ihn necken
Und mich verstecken —
Ich kanns nicht sagen!
So hab ich ihn noch nie gesehen
Als wenn in frühen Tagen
Des lieben Gartens Blumen duftend wehen;
Ich möchte nicht allein den Strauß mir pflücken,
Ich möchte mich vergessen im Entzücken
Und auf den Blumen träumend ruhn
Und hätt ich noch so viel zu thun.

(Sie kniet neben ihm nieder.)

Und wenn er nun erwachte
Da müßt ich verzagen,
Er lachte
Und würd es nicht wiedersagen.

(Raphael erwacht aus der Betäubung in welche der Scheinblitz Luzifers ihn zerschmettert und erkennt allmählig seine Braut.)

Raphael.

Ist dies der Blitz der mich umschlungen! — —
Was hat mit Schmerzlust mich durchdrungen? —
Bist du es, Marton, die mich weckte,
Du weißt es nicht wie tief ich schlief;
Hast du den Blitz gesehen der mich erschreckte?
Er hatte eine Stimme schrecklich tief! —

Marton.

Was ist dir, Raphael? — verwirrt
Dein Aug durch alle Büsche irrt? —

Raphael.

Wo ist der Doktor den der Teufel heckte?
War das ein Traum als ich hier schlief
Daß ich mit einem schönen Kind ihn neckte
Als er mich trotzig hier zur Schule rief! —
Bist du vom Himmel mir gefallen
Der Donnerkeil der mich durchglüht? —
O fühl wie meine Pulse wallen
Und wie dein Mund mich an sich zieht! —

Marton.

O laß das Sprechen das dich vom Kusse lenket,
Ein Wort ist aller Welt geschenket.
Ich seh mich eifersüchtig um
Wohin es fliegt in stolzem Ruhm,
Es ist ein Kuß in Luft verklungen,
Sie trägt es fort und hats bezwungen
Was dir geraubt, was du verschenkt
Ach beides schon die Liebe kränkt.

Raphael.

O Marton, reicher Liebesbronnen,
Der heut in Küssen überläuft.

Marton.

Ach hast du endlich dich besonnen? —

Raphael.

Die Furcht zu träumen mich ergreift!
Ich fühl mich dumm, ich fühl mich matt,
Ich bitt dich laß mich nur besinnen
Wie hier mein Feind gestanden hat,
Als mit dem Kind ich wollt entrinnen! —

Marton.

Laß doch das Kind, es wird sich zeigen
Ob du verstehst die Kinderzucht
An lieben Kindern die uns eigen,
Den falschen Traum jag in die Flucht.

Er störte uns schon lang genug,
Mein Kuß ist wahr und kein Betrug!
Bald ists erlaubt uns ganz zu kennen.

Raphael.

Bald haben wir ein Bett im Haus.

Marton.

Sieh wie die Leut zur Hochzeit rennen
Und schmücken sich mit Veilchen aus! —

Raphael.

Bewahr dies Veilchen als ein Zeichen.

Marton.

Ich küß es auf damit ichs nicht verliere
Und will den frischen Trunk dir reichen
Daß Jeder hat was ihm gebühre.

Raphael (trank aus dem Krug den die Braut ihm zugebracht und stärkte dadurch seine Glieder).

Dein Wein erweckt was die Erinnrung träumte
Wo ist die Zukunft die mich angelacht?
Sie tränkte mich daß mirs im Geiste schäumte,
Ich sah ein Kind auf hohen Thron gebracht
Mit Papsteskrone, alles Ungereimte
Was auf der Ahnung Dämmerfeld mir keimte;
Dein Kuß hat mich in andern Rausch gewiegt,
O hüte mich vor jener Kraft im Wein,
Er hätte schier der Liebe Kraft besiegt,
Wir sammeln fleißig unsre Trauben ein

Und hüten uns daß er uns nicht belügt
Denn in den Trauben gährt der Gott vom Schein!
(Sie gehen ab.)

Die blinde Furcht hat ihre Zeit, wenn sie vorüber, suchen die Leute nachzuholen was sie im Augenblick der rechten Zeit versäumten. Auch die Mitschüler Raphaels warfen sich vor, daß sie keinen Versuch gemacht hatten ihn wieder zu beleben, zugleich fürchteten sie wenn seine Leiche gefunden würde, daß Spiegelglanz sie könne als seine Mörder verdächtigen, weil sie ohne seine Erlaubniß die Schule verlassen und ihn gehöhnt hatten, und er ihnen dafür drohte sich fürchterlich zu rächen. — Dies lag alles so unbestimmt vor ihnen daß sie nach mancher Berathung wieder zu dem Orte getrieben wurden wo das Unglück sich ereignete. —

Ein Schüler.

Wir dürfen nicht den armen Freund verlassen.

Ein anderer.

Der Lehrer ist doch fort den wir von Herzen hassen?

Ein anderer.

Ich sehe Niemand alles ist hier still.

Erster Schüler.

Nun sage Jeder was er meint und will.

Ein anderer.

Erst suchen wir den Freund!

Ein anderer.

Ich fürchte mich,
Gewiß erscheint
Er ganz entsetziglich! —

Ein anderer.

Der arme Raphael! — wir müssen ihn begraben
Hier hinter dieser Büsche Dunkelheit
Daß er nicht wird zur Beute wilder Raben, —
Dann läugnen wir ganz dreist den bösen Streit.

Ein Schüler.

Wo er geblieben ist, das müssen wir doch sagen.

Ein anderer.

Es stirbt so mancher, wer wird danach fragen?
Und Spiegelglanz wird es gewiß verschweigen
Damit wir nicht die Sache mit dem Kind anzeigen.

Erster Schüler.

Wir denken darauf wie wir den Raphael bestatten
Und finden ihn doch nicht; mir ahnt daß er uns schon
entführt.

Ein anderer.

Vielleicht daß ihn der Doktor schon secirt,
Und steckt in Spiritus den todten Schatten.

Erster Schüler.

O weh wie wird er ihn als Geist noch quälen

Ein anderer.

Schweig still dort kommen viele Leute.

Ein dritter.

Ei seht da kommt ein fröhlich Bauernpaar
Die lassen sich in der Kapelle trauen.

Erster Schüler.

Der Bursche gleicht dem Raphael aufs Haar,
Je mehr ich seh, je länger ich muß schauen,
Wie steht ihm schön die plumpe Bauerntracht,
Wie freudig er zu seinem Mädchen lacht.

Chor der Bauern.

Jung gefreit
Hat Niemand gereut,
Lustig heisa Hochzeit
Hätts der Vater nicht gethan,
Könnten wir den Sohn nicht führen
Auf derselben Ehrenbahn.
Hat der Priester die Gebühren
Sitzen wir beim alten Wein
Allzusammen
Braut und Bräutgam bleibt allein,
Lustig heisa Hochzeit!

Raphael.

Seh nieder, Marton, seh da stehn
Die Schüler all die mich ansehn,
Sie kennen mich und zweiflen doch
Weil ich in Bauerkleider kroch.

Marton.

Ich seh nicht nieder, lach sie aus,
Die haben weder Hof noch Haus,

Die

Die haben weder Stall noch Keller,
In ihrem Sacke keinen Heller.

Raphael.

Versteh mich recht! —
Mich ärgert nicht daß sie verwegen
Mich ansehn drauf daß ich den Degen
Mit einer Mistfork hab vertauscht;
Ich hätte sie nur gern belauscht
Was sie jetzt unter sich da sagen.

Marton.

Wer wird nach allen Narren fragen.

Raphael.

Ich hab dich nimmer so gehört
Wie jetzt, nun du mir angetraut,
Ich mein du hast mich mehr geehrt
Als ich dich nannte meine Braut.

Marton.

Wir dürfen uns nun nicht mehr zwingen,
Ich sprech mit dir von allen Dingen
Als spräche ich mit mir allein,
Jetzt gilt nichts mehr der falsche Schein.

Raphael.

Du hast wohl recht doch meint ich immer
Ich säh dich schon ganz ohne Schimmer.

Chor der Bauern.

Jung gefreit
Hat Niemand gereut.

Wer will Kindeskinder sehn
Und selbst sie zur Hochzeit führen
Muß die Liebe bald bestehn
Und sich gar nicht lange zieren,
Hochzeit, Kindtauf nah beisammen
Treibt die rechten Segensflammen,
Lustig heisa Hochzeit!

(Der Zug geht vorüber, die Schüler sehen erstaunt einander an.)

Erster Schüler (zu einem Bauern).

Ei sagt mir doch wer war der junge Mann
Der mit der Braut zur Hochzeit zog hinan?

Bauer.

Kennt Ihr denn den nicht? — unsrer Marton Buhle,
Er ist ja aus der Stadt von Eurer Schule.

Erster Schüler.

Wir sahn doch recht.

Ein anderer.

Wir möchten alle schwören
Daß wir ihn sahn von einem Blitz verzehren.

Bauer.

Wenn ihn die Braut aus lauter Lieb nicht frißt
So lebt er unversehrt zu dieser Frist.

(ab)

Ein Schüler.

Kommt mit zur Hochzeit, laßt alles uns bedenken,
Er muß uns reinen Wein einschenken.

Ein anderer.

Er wollte wohl den Spiegelglanz nur jagen,
Da stellt er sich als ob er wär erschlagen.

Raphael wird dem Spiegelglanz in den bedeutendsten Augenblicken wieder erscheinen, er ist eine von den leichtsinnigen guten Seelen, mit denen der Himmel am meisten wirken kann in Augenblicken, weil sie am wenigsten sich kennen, weil Absicht und Grundsatz die reine Ansicht der lebendigen Welt ihnen am wenigsten färben kann. Des Zusammenhangs wegen muß noch erinnert werden daß Raphael mit seinen Schwestern aus dem väterlichen Hause von der bösen Stiefmutter Marozia verbannt war, nachdem ihr eigner einziger Sohn von seiner Amme ihr war geraubt worden.

3.

Luzifer wurde lange von den Heiden aufgehalten; seine tapfersten Kämpfer die er dort zum Streit gegen Oferus auffütterte, zerschmetterten einander im ewigen Streit rebellischer Kräfte, noch ehe sie zu dieser gewagten Unternehmung gediehen waren. In dieser Zeit überließ er sein vermeintes Geschöpf, das Kind Johannes, dem Spiegelglanz; und das unterscheidet auch die Bösen von den Guten und den Teufel von Gott, daß dieser nie ein Geschöpf seiner Liebe unter der unendlichen Zahl vergißt, während jener über einer That seines Zornes einem Wunsch der ihm nichts werth, wenn er ihn erreicht hat, alle Welt aufopfert.

Ohne von Luzifers Beistand unterstützt zu sein, hatte sich Spiegelglanz mit dem Kinde belastet müh-

selig bis an den Rhein gebettelt. Nach zwei Monaten steten Fluchens über die wilden spärlich bewohnten Gegenden, sah er Abends eine Welt des Glanzes und der Herrlichkeit vor sich liegen, die das Kind mit ausgestreckten Händchen und freudigem Lallen, welches den Ruf der Wachtel nachahmte, begrüßte, wie denn Kinder häufig wenn sie zu sprechen anfangen das erste Wort wiederholen.

Die Sonne stand sinkend im Rücken des Wanderers und beglänzte die gegenüberliegenden Bergufer eines großen Flusses. — Welche blauen Gewässer, welche grünen Weinlauben wie Taubennester an den Felsen erbaut, welche zackigte Burgen mit Fahnen prangend, welche enge dichtumlaubte Städtlein mit Kirchthürmen von durchsichtigem Gewebe im Rheine gespiegelt deren Geläut wiederhallte an dem Gefels, und in der Stromesmitte ein sechseckig Schloß, gleich einem geankerten Schiff. Und wie Spiegelglanz, dessen Weg ihn immer nur die große slavische Handelsstraße herabgeführt hatte, mit erstaunten Sinnen, denen eine neue Welt aufleuchtete, an dem Ufer hinschritt, sah er eine Riesengestalt die mit einer ausgerißnen Tanne am Strande stand. — Der Riese hatte ihn kaum erblickt, so winkte er ihm freundlich, indem er den Tannenbaum an den Boden legte, und sprach zu ihm:

Es thut mir leid daß ich so groß und gräßlich bin,
Nimm mirs nicht böse auf in deinem Sinn!

Spiegelglanz.

Du bist zwar groß, doch gräßlich nicht zu nennen,
Man kann dich so schon in der Fern erkennen,
Du mußt auch stärker sein als andre Leute,
An uns machst du auch keine große Beute.

Oferus.

Als ich ein blinder Heid in Teufels Diensten
Noch war, beraubt ich wohl die allerkühnsten
Raufbolde; doch seit ich Christi Lehre angenommen,
Hat man vom Oferus nichts Schlimmes mehr vernommen.
Und seit ich mich Christoferus genannt
Bin ich als ein gar guter Mann bekannt
Der gerne allen dient. Ich nehme nichts
Und freu mich nur des freundlichen Gesichts
Wenn ich der Müden Last viel Meilen trage,
Die Pilger übern Rhein zu fahren wage
Die nach dem Gnadenort an jenem Ufer wallen;
Verlaß dich drauf ich lasse dich nicht fallen,
Steig auf — die Glocken gehen in Bornhofen schon,
Ich bring dich noch zurecht zur heilgen Procession.

Spiegelglanz.

Ich danke Euch, ich komm vom finstern Stern,
Gelübde zu erfüllen und möchte gern
Ein ruhig Plätzchen hier in der Gegend finden,
Die heilge Schrift recht fleißig zu ergründen.

Oferus.

Ihr rares Pilgerlein das um den Saum der Welten streift
Und auch die heilgen Schriften wohl begreift,
Ach müßt Ihr Euch von hier noch weit entfernen?
Ich möcht so gern von Eurer Weisheit lernen! —

Spiegelglanz.

Von Herzen gern möcht ich Euch unterweisen
Denn alles Geld geht aus auf weiten Reisen,
Könnt Ihr ernähren mich und diesen Knaben
Da will ich Euch mit Sprachen wohl begaben.

Oferus.

Mein gutes Männlein, gern wollt ich dir geben
Was ich genieße, doch zu deinem Leben
Ist das zu roh, das fordert einen Heiden
Um draus gesunde Nahrung abzuscheiden.
Baumrinde mit Wurzeln eingeknetet in frischem Lehm
Das ist nicht jedem Erdensohn zu verdauen bequem!

Spiegelglanz.

Ich könnt mich wohl an solche Kost gewöhnen,
Doch würde sich mein Kind nach andrer Nahrung sehnen;
Die Mutter hat mir sterbend anvertraut sein Leben.

Oferus.

Versteht Ihrs, kunstreich umzugehn mit Reben,
So könntet Ihr in Kaub schon Arbeit finden,
Doch müßt Ihr Euch dabei des Stehlens unterwinden.

Spiegelglanz.

Nicht Arbeit und nicht Stehlen will mir gnügen,
Beschaulich Leben ist nur mein Vergnügen.

Oferus.

Was fällt mir ein! — Ihr könntet doch versuchen,
Den Wächter auf der Pfalz dort zu besuchen,
Er hegt den jungen Pfalzgraf auf dem Schlosse,
Er wünscht ihm Zeitvertreib und Lehrer in die dumpfen Mauern.
Vielleicht wird Euer Kind sein Spielgenosse,
Da seit der Eltern Tod der Knabe einsam muß vertrauern.

Spiegelglanz.

Das scheint gar herrlich, laßt gleich die Fahrt uns wagen.

Oferus.

Ihr seid gar hitzig — da ist noch viel zu sagen,
Das fordert Vorsicht, daß auch der Alte
Euch nicht für einen seiner Feinde halte! —

Spiegelglanz.

Das ist ja wunderlich! — die Knechte stehlen,
Die Herren fürchten sich! — Ihr müsset mir erzählen
Was sich in diesem Schlosse hat begeben! —

Oferus.

Seht dort den alten wunderlichen Mann;
Sein Hündlein bellt uns schon von weitem an;
Wie er die Reusen in das Wasser legt
Und sich umher mit Sorglichkeit bewegt.

Der kann gar viel von alten Zeiten sagen
Was der Begebenheiten wilder Strom zerstört,
Und weiß in Reimen schön es herzuklagen
Zum Dudelsack, wie es der Bauer gerne hört. —
He Thalmann! kommt doch einmal hergegangen.

Thalmann.

Was hegt Ihr denn für sonderlich Verlangen? —

Oserus.

Erzähl uns doch vom Schlosse dort und von dem Grafen,
Wies hergeht drin und welche Schicksale ihn trafen.

Thalmann nahm seinen Dudelsack in den Arm, und während die weidenden Heerden langsam auf dem Heimweg die Uferberge hinabgrasten, sang er die Geschichte des Pfalzgrafen und der sieben Jungfern-Leyen bei Oberwesel.

Auf einem Felsensteine,
Steht wie ein Körnlein Salz
So eckig weiß im Rheine
Ein Schloß, das heißt die Pfalz.
Und rings in dem Kessel von Felsen,
Da siedet das Wasser im Grund,
Ich rathe euch Wagehälsen
Verbrennt euch nicht den Schlund.

Es glänzen da sieben Thürme,
Von sieben Strudeln bewacht
Und wie der Feind sie bestürme,
Der alte Thürmer lacht.

Die alten Salme lauern
Auf frischer Helden Muth,
Denn wenn die Bräute trauern,
Da füttern sie ihre Brut.

Wenn sich ein Schiffer will retten,
Dem wirft in den tosenden Strom
Der Thürmer die stärksten Ketten
Daß er hinüber komm.
Und zeigt ihm da die Thüre,
Doch wer nicht fliegen kann,
Der braucht der Leitern viere
Bis zu der Thür hinan.

Und ist er eingetreten,
Da stehen vier eiserne Mann,
Die stechen noch eh er kann beten,
Hält sie der Thürmer nicht an.
Sie scheuen keinen Degen
Und haben dennoch kein Herz,
Stahlfedern sie bewegen,
Sie sind gegossen aus Erz.

Drinn treibt ein Bächlein schnelle
Von einer Mühle den Gang,
Die Blumen glänzen so helle
Am schwarzen Gemäuer entlang,
Da sitzt auf einem Löwen
Des letzten Grafen Sohn;
An solchen gefährlichen Höfen
Ist das der sicherste Thron.

Des Hauses Schwerter ich wetze
In stiller Sicherheit
Und zeige dem Knaben die Schätze
Des Hauses von Zeit zu Zeit.
Ich sag ihm von Vater und Mutter
Und von des Unsterns Nacht,

Das ist ein Heldenfutter,
Was stählern die Herzen macht.

Die Kammern im Schloß sind enge,
Gewölbet von schimmerndem Stein,
Es glänzt ihr Silbergepränge
Wie Mondenschein im Rhein.
Ein Bett ist da auserſehen
Zu gebähren all die Kindelein,
Die von dem Stamm ausgehen
Der Pfalzgrafen zum Rhein.

Der Gräfin nahen die Wehen,
Die möchte in ihrer Noth
Den Sternenhimmel noch sehen,
Da sieht sie den Unstern so roth.
Ein Unstern schlägt viel Wunden,
Eh er wieder einsteckt sein Schwert;
Die Gräfin hat Kränze gewunden,
Die hat sie mit Thränen genährt.

Sie wecket auf den Grafen
„Die Kränze hätt ich so gern
Der Jungfrau von Bornhofen
Verehrt, weil ich fürchte den Stern.“
„Ich trage die Sorge im Herzen,
Sie schützt mein Kindlein klein,
Laß deine Augen als Kerzen
Ihr leuchten zum Ehrenschein.“

Sie setzt dem Grafen die Kränze,
Es waren sieben, aufs Haupt,
Auf daß er herrlich drin glänze,
Das war ihr nicht erlaubt;
Denn was der Jungfrau zu Ehren,
Das bleib auch ihr allein,
Wie kann sie Bitten gewähren
Für Opfer, die nicht sind rein.

Ach welch ein bittres Leiden,
Wenn von dem Herrn die Frau
In Kindesnöthen soll scheiden,
Ob sie ihn wieder schau.
Der Graf läßt sich zum Nachen
Herab und führt ihn allein,
Wo sich die Wellen brachen,
Da kennt er jeden Stein.

Er ist so sicher an Kräften,
So herrlich von Angesicht,
So glücklich in allen Geschäften,
Der Unwetter achtet er nicht.
Er freuet sich der Fluthen,
Er schlägt sie mit starker Hand
Mit Rudern wie mit Ruthen,
Sie spiegeln des Unsterns Brand.

Er kennet von jedem Schlosse
Der Thürmer Losungsgeschrei,
Die nächtlichen Feuer der Flosse,
Nur der Unstern ist ihm neu.
Denn überall am Rheine
Verkünden das Ende der Welt
Die falschen Propheten beim Weine
Wohl keinem das Scheiden gefällt.

Auf jenem Taubenwörthe,
Wo's Turteltäublein lacht,
Vor Zeiten der Schiffer hörte
Der Nonnen Gesang in der Nacht.
Dort stand im lichten Hage
Das heilige Jungfraunhaus:
Da flohn vorm jüngsten Tage
Die Nonnen alle hinaus.

Sie meinen im großen Lärmen
Ihr Schutzpatron nicht hört,

Was sie noch sündgen und schwärmen
Und ihnen den Himmel nicht wehrt.
Sie sahen ein Schifflein fahren,
Der Pfalzgraf saß darein,
Weil seicht die Ufer da waren,
Sprangen sie gleich in den Rhein.

Sie sprangen wie Syrenen
Rings um des Schiffes Rand,
Sie sahen den männlich Schönen,
Sein Ruder stille stand.
Käth, Liese, Lore, Anne,
Madlene, Gertraut, Fränz,
Sie warben bei dem Manne
Um der Gräfin sieben Kränz.

„Der Jungfrau soll ich sie bringen,
Sie sind euch alle zu groß,
Ihr dürft sie ja doch nicht schwingen,
Ihr seid ja nackt und blos.“
„Wir dürfen sie wohl schwingen,
Wir dürfen dich küssen dafür,
Kein Bischof kann uns bezwingen,
Der jüngste Tag ist vor der Thür.“

Sie traten so künstlich das Wasser
Und schwankten mit ihrer Brust,
Es schien der Mond viel blasser,
Die Sterne blinzeln voll Lust.
Der Pfalzgraf will da gern sehen
Ihr Spiel, — da pocht ihm so schnell
Sein Herz, und das Ruder bleibt stehen,
Der Unstern glänzet so hell.

Sie stechen mit weißen Händen
Die sieben Kränze ihm ab,
Dies Ringelrennen wird enden
In einem gar dunklen Grab.

Er gab da sieben Küsse
Und that es dann jeder kund;
Ach daß ich stets vermisse
Der Gräfin rothen Mund,

Fein Gold ist Kuß der Reinen,
Wie Blei ist euer Werth;
O möchtet ihr versteinen
Daß keinen ihr mehr bethört.
Daß jeder Schiffer schreie
Und euch von ferne flucht,
Ihr bösen sieben Leien,
Daß ihr den Grafen versucht.

Die wilden Mädchen weinen,
Er schaut sich nicht mehr um,
Und alle da versteinen
Bei Wesel im Kreise herum.
Er eilt in bittrem Zorne
Bei Bornhofen landet er an —
Die Muttergottes vom Borne
Frägt da den trotzigen Mann:

„Wo sind die Kränze geblieben,
Die deine Frau mir verehrt,
Es waren der Kränze sieben,
Womit sie dein Haupt hat beschwert.“
„Ich ließ die Kränze fallen
Aus Schrecken in den Rhein,
Wo seine Wasser wallen
Wie Most vom jungen Wein.“

„Du hast mir Lügen vertrauet,
Die Frau hat mirs geklagt,
Sie hat vom Himmel geschauet
Wie du die Kränze verbracht.“
Dem Grafen schwindeln die Sinne,
Er wendet sein Schiff stromauf,

Daß er den Rückweg gewinne,
Der Rhein hat mächtigen Lauf.

Ich stand an wilden Bächen,
Die stürzten in den Rhein,
Ich sah die Ruder ihm brechen
Bei heller Blitze Schein.
Ich sah in dem Gewitter
Des Rheines wilden Lauf,
Was hält den kühnen Ritter
Im Sturm der Wellen auf? —

Es hielten die steinernen Arme
Von sieben Frauen ihn fest,
Ach daß sich Gott erbarme,
Sein Muth ihn gar verläßt.
Ich sah da stürzen den Ritter
Den Leib ins eigne Schwert,
Ich sah da schwimmen die Splitter
Vom Ruder, den Nachen verkehrt.

Ich sah auf hohen Bergen
Den Unstern überm Rhein,
Er wollt sich drin verbergen,
Ich sah, er fiel hinein.
Er löschte in den Fluthen
Wie eine Kohle aus,
Da schien der Rhein zu bluten,
Es brannte das heilige Haus.

Und bis aus den sieben Leien
Ein Kirchlein dem Herrn ist erbaut,
Da muß dem Verderben sich weihen
Der Schiffer, der ihnen vertraut.
Wollt oft in frommen Liedern
Zur Kirche ihm bauen mein Herz
Und ward da des Ernstes so müde,
Sang lauter Buhlenscherz.

Das Lied war zu Ende, die Gegend schon in Dunkel gehüllt, die Ufer des Rheins rückten weit aus einander, und die Lichter der Stadt und des Schlosses blitzten antheillos hinüber, aber nahe den Horchenden war Hatto, der treue Ritter und Wächter des jungen Pfalzgrafen ans Land gestiegen, trauernd in stillen Nachgedanken wie das Mißgeschick eines edlen Hauses in dem Munde der Menschen zu einem kurzen Mährchen werde, die Wahres mit Falschem in gleichem Werthe bewahrten und vergessen. Er ließ seinen Unmuth den Horchenden nicht hören, begrüßte sie und klagte daß er seinen kleinen Grafen mit nichts zufriedenstellen könne, alles verwerfe er, und nur wenn das Kind sich im Spiegel des Brunnens sehe sei es vergnügt, greife nach seinem Bilde, bis die Kälte des Wassers es erschrecke und betrübe, daraus erkenne er, daß dies Kind Gespielen seines Alters verlange, aber er traue nicht den Kindern der Gegend, weil die Lehnsvettern ihren Anhang überall ausstellten den jungen Pfalzgrafen zu morden. Das gab dem Oferus gute Gelegenheit von Spiegelglanz und dessen Kinde zu reden, und der Alte gewann dies beim Scheine seiner Hornlaterne so lieb, daß er beschloß beide noch am Abend hinüberzusetzen. Spiegelglanz stieg furchtlos mit dem Kinde in den Nachen und vergaß dem Oferus zu danken, denn Eigensucht versäumt die Dankbarkeit obschon er sie pflegen sollte, da er oft den Dienst des

Gütigen verlangt. Der Alte ruderte mächtig, aber der dunkel rollende Rhein schwankte so heftig und schäumte über den Nachen, daß Spiegelglanz schon sein Leben für verloren hielt und tückisch den schwarzen Rhein anschnarchte, als sie endlich glücklich am Felsen angelangt die Leitern hinaufkletterten, und auch durch die ernsten eisernen Ritter hindurchgingen.

Der kleine Pfalzgraf schlief schon, aber sein freudiges Erwachen als er am Morgen das fremde Kind an seiner Seite erblickte, es fassen und streicheln konnte, können nur Einsame begreifen. Weniger gefielen sich Hatto und Spiegelglanz als sie einander beim Tageslicht betrachteten, aber es kam beiden wenig aufs Gefallen an. Der alte Hatto überließ beide Kinder der Aufsicht des Spiegelglanz, den eine unendliche Reihe von Versuchen, wie er beide durch Nacheiferung zu einer vorzeitigen Gelehrsamkeit bilden wollte, in rastloser Thätigkeit erhielt. Der alte Ritter achtete ihn wegen seiner Unermüdlichkeit und wegen der wunderbaren Fortschritte des kleinen Pfalzgrafen, so fremdartig ihm der wilde und harte Sinn des Spiegelglanz immerdar bleiben mußte. Spiegelglanz suchte die Kinder zu gleicher Zeit in drei Sprachen zu unterrichten, in der deutschen, in der griechischen und in der lateinischen, indem er die Zeit ihres Wachens in drei gleiche Abschnitte theilte. Während jedes einzelnen durfte nur eine dieser Sprachen geredet werden. Doch mehr als

alles

alles wirkte die Liebe die sie zu einander trugen, die bei Johannes, so wurde das Findelkind nach Luzifers Willen genannt, nur durch die Erinnerung an Raphael unterdrückt war, der ihm immer vor der Seele schwebte, ohne daß er es mit Bestimmtheit erzählen konnte. Spiegelglanz konnte unmöglich errathen daß dies verhaßte Antlitz, das dem Kinde zuerst auf der Oberwelt ins Auge geblickt hatte, ihm so dauernd in die Seele gemalt sei. Johannes war oft trübsinnig in dieser Sehnsucht, er langte und sah nach etwas das nirgend zu finden, und zerbrach aus Ungeduld alles was ihm in die Hände fiel, oft waren es die liebsten Spielsachen des kleinen Pfalzgrafen Ludwig, dieser verbiß seinen Schmerz, indem er mit an der Zerstörung half. Und dann wandte sich wieder nach wunderlichem Nothbehelf seiner Neigung alle Liebe zum Spiegelglanz, er quälte ihn mit seinen Zärtlichkeiten und hätte ihn manchmal auch zum Entteufeln gebracht, wenn diese Neigung nicht plötzlich sich wieder erkältet zu dem Andenken und der Erinnerung hingewandt hätte. Es war ein wunderlicher Anblick die beiden Knaben in dem einsamen Hofraum der Pfalz mit einander zu sehen, aber ängstlich, wenn man über die blühenden Rosenbüsche und über die tragenden Fruchtbäume die schwarzen Mauern hinausragen sah, und die rothen Augen des Spiegelglanz die ewig wachend die Kinder hüteten daß die Verschiedenheit ihrer Ge-

schlechter ihnen und dem alten Ritter nicht kund werde, denn die Reisigen waren für immer aus der Nähe des Pfalzgrafen ausgeschlossen, hatten ihre Wachtstube und ihren Schlafsaal an dem äußern Ringe, denn auch ihnen traute der Alte nicht.

4.

Die Einsamkeit unter so großem Geschick, die Unschuld der Kinder mußten endlich auch auf den verhärteten Dünkel des Spiegelglanz wirken. Prophet zu werden schien ihm noch immer einzig des Lebens werth, aber er zweifelte an sich und beschwor seinen Schutzengel Gabriel zu sich, der aber nach einem vergeblichen Zuge in das Heidenland, nachdem er keinen Kämpfer gegen Oferus ausmitteln können, eben so vergebens als Wasserstaar um das Schloß flatterte, ohne eindringen zu können und sich untertauchte, wenn die aufmerksamen Wächter ihre Armbrust gegen ihn spannten. Bei solchem Untertauchen geschah es dem Luzifer daß er unvorsichtig in das Netz des armen Thalmann gerieth, der nicht verwundert war statt eines Salmen einen Vogel zu fangen, da ihm dies mit den Wasserstaaren schon mehrmals geschehen war, aber um so mehr, als dieser Vogel ihn anredete und ihm die Erfüllung dreier Wünsche für seine Freiheit bot. Der Thalmann war klug, er fragte nicht erst seine Frau sondern sprach zu ihm:

Du hältst mich für ein Kind,
Und meinst ich würd geschwind
Mir so ein Übermaaß von Glück erwählen,
Daß ich in aller Schmach mich müßte quälen.
Nein Vögelchen, ich mag kein Gott auf Erden,
Kein Kaiser oder Papst hier werden,
Doch einen Vogel der so reden kann,
Für gutes Geld zu bringen an den Mann,
Das ist ein sicherer Gewinn!
Dich fahr ich hin
Zum Schloß des jungen Grafensohn,
Der lernt jetzt alle Sprachen sprechen,
Der Alte giebt mir guten Lohn,
Da kann ich kalte Zeit verzechen.

Thalmann nahte sich so übereilt dem Schlosse daß er ohne des Wächters Hülfe mit seinem Fange von den Wellen verschlungen gewesen wäre, als er sich aber erholt und seine Wundergeschichte Herrn Hatto erzählt hatte, da wurde er von diesem freundlich aufgenommen und der Vogel, nachdem ihm die Flügel wohlgebunden, in die innere Festung zu dem Garten gebracht, wo die Kinder von dem Spiegelglanz in der Kenntniß der Buchstaben unterrichtet wurden, die er ihnen auf kleinen Pergamentstücken sauber vorgezeichnet hatte. Der Vogel sollte sprechen, aber statt dessen beantwortete er die Fragen, indem er seine Antwort aus den aufgeschriebenen Buchstaben zusammensetzte.

Größere Wonne hatten die Kinder nie erlebt, der kleine Pfalzgraf, der sich gegen alle die Zeichen vorher so störrisch bewiesen hatte, lernte sie durch den Vogel als hätte er sie immer gewußt und sich vorher nur verstellt gehabt. Hatto staunte das an, doch in einem seltsamen Leben veraltet, kümmerte er sich nicht um die Erklärung, er drückte dem guten Fischer die Hand und der mußte sich hinsetzen und den Kindern noch recht lange zusehen. Der Fischer erzählte nun wie ihm der Vogel erst so bedenkliche Fragen vorgelegt habe, aber er habe sich nicht fangen lassen weil er die Geschichte wohl gewußt. Die Kinder fragten nach der Geschichte und der Fischer ließ sich nicht lange bitten, sondern erzählte ihnen in aller der Umständlichkeit die Erwachsenen so unbequem ist. Wir wollen seine Erzählung zusammenziehen:

Ein alter Fischer heirathete ein junges Mädchen, und da er seines Alters wegen wenig mehr mit seiner Angel fangen konnte, die Frau aber viel verbrauchte weil sie jung war, so mußten sie gar bald ihr Haus verkaufen und wohnten auf einem Kahne mitten auf dem Rheine, lebten von den Fischen die der Alte angelte, und deckten sich Nachts wenn sie schliefen mit dem alten Segel zu. Die junge Frau fror Nachts zuweilen, der Alte aber schlief fest und merkte doch im Schlafe aus Gewohnheit, wenn die Angel in seiner Hand von einem Fisch angebissen und fortgezogen

worden; eines Tages zuckte die Angel so stark, daß der Fischer schon meinte einen großen Lachs in den Kahn zu ziehen, aber er hob mit der Angel zu seiner Verwunderung statt eines Fisches einen bräunlichen Vogel mit schwarzem Schnabel in den Kahn, den er ganz erstarrt anredete: „Ei wie magst du heißen?“ Wasserstaar! sagte der Vogel mit Mühe weil ihm der Angelhaken in der Kehle saß. Wasserstaar? sagte der Fischer verwundert, wo hast du dein Nest? — Und der Wasserstaar antwortete: „Fischer, wo hast du dein Haus, mein Nest hat die Frau verkauft, da muß ich mich so herumtreiben, hab aber allerlei dabei gelernt, und wenn du mir das Leben schenken willst, so thue ich dir alles zulieb was du wünschen magst.“ Der Fischer sah sich nach seiner Frau um, da diese aber noch ganz fest schlief so fiel ihm gar nichts ein was er wünschen sollte, und sprach: „Wasserstaar, weil es dir so gegangen ist wie mir, so will ich dir den Haken ganz umsonst aus dem Schnabel ziehn, möchte doch auch keinen drein haben.“ Bei den Worten zog er ihm den Haken aus dem Schnabel und ließ den Vogel fliegen, ehe der aber untertauchte sagte er ihm: „Fischer, wenn der Vollmond auf den Rhein scheint, da ruf mich und ich werde dir in allem freundlich zu Gefallen leben, was dein Mund wünschen mag.“ — Als er untergetaucht war wachte die Frau auf und er erzählte ihr was sich begeben, da wurde die Frau

böse daß er sich gar nichts gewünscht habe. „Ja, was sollt ich mir wünschen?“ fragte der Fischer, „Haus und Hof“ sagte die Fischerin ganz zornig. Da lachte der Alte und wartete bis der Mond recht herrlich am Himmel stand und sich im Rhein spiegelte, da rief er so freundlich daß sein altes Gesicht sich in tausend Falten legte:

Mondschein, Mondschein überm Rhein,
Mondschein, Mondschein in dem Rhein,
Vogel, Vogel überm Rhein,
Vogel, Vogel in dem Rhein,
Daß mir meine Frau nicht frier,
Schenke doch ein Häuschen ihr.

Da tauchte der Vogel auf daß ihm das Wasser von seinem Schnabel lief und sagte: „Laß nur dem Kahn seinen Willen so kommst du an das Haus gefahren.“ Da verschwand der Vogel und der Fischer that wie er gesagt, kam ans Land und ein Haus stand da das war leer, darum gehörte es ihnen, und die Frau sagte daß sie nun nie wieder frieren würde, denn das Haus war dicht und schön gezimmert. Um es hier nur kurz zu sagen, es dauerte nicht bis zum nächsten Mondwechsel, da fror die Frau schon wieder und wollte ein Schloß und der Fischer rief wieder:

Mondschein, Mondschein überm Rhein,
Mondschein, Mondschein in dem Rhein,

Vogel, Vogel überm Rhein,
Vogel, Vogel in dem Rhein,
Daß mir meine Frau nicht frier,
Schenke doch ein Schlößchen ihr.

Das geschah dann wieder, im nächsten Monate fror sie sehr weil sie keine Königskrone hatte, im folgenden weil ihr die Kaiserkrone fehlte, endlich wollte sie Papst werden und auch das geschah. Als aber die Frau wieder vorm nächsten Mondschein den Mann Nachts mit dem Ellenbogen anstieß daß sie friere, sie müsse aller Welt Gott sein, da wurde dem Fischer recht bange, er ging ganz kleinlaut an den Rhein und rief:

Mondschein, Mondschein überm Rhein,
Mondschein, Mondschein in dem Rhein,
Vogel, Vogel überm Rhein,
Vogel, Vogel in dem Rhein,
Daß mir meine Frau nicht frier,
Mach daß sie die Welt regier.

Bei diesem Worte riß ein Fisch dem armen Fischer die Angelschnur ab, er wachte aus seinem Traume auf, seine Frau klapperte vor Frost mit den Zähnen, da war weder Haus, Schloß, weder Königs-, Kaiser- noch Papstkrone, von der Welt regierten sie nichts als nur mit Mühe ihren Kahn, aber sie hatten beide dasselbe geträumt, und weil die Angel gerissen konnte der Alte keinen Fisch mehr fangen, weil seine Frau Gott

werden wollte mußte er in Hunger mit seiner Frau auf dem Rheine sterben und verderben, ohne Beichte und Absolution, darum mag jeder seine Frau warm aber nicht zu hoch halten und nur in billigen Dingen ihren Willen thun, denn die Frauen möchten meist alle gar zu gerne statt unsers gnädigen Gottes die Welt regieren, worin die edlen Ritter mit ihrem demüthigen Frauendienste sie unbilligerweise bestärken. Der alte Hatto sagte ernst: Hat nichts auf sich mit den Rittern, so lange sie die Frauen nicht haben dienen sie ihnen mit Zittern, nachher lassen sie sich von ihnen wie unserm Herr Gott aufwarten, es ist nur ein Vorschuß der sich selbst wieder ausbezahlt. Bei diesen Worten gab Hatto dem Fischer ein Geschenk für seinen seltsamen Vogel, Spiegelglanz konnte es aber nicht lassen wegen der Geschichte, er wußte nicht warum, einen seltsamen Haß auf ihn zu werfen, daß er heimlich wünschte er möchte im Hinuntersteigen sich den Hals brechen oder mit seinem Schiffe am Schlosse zerschmettert werden. Noch ungeduldiger wurde er als die beiden Kinder immerfort den fatalen Reim Mondschein, Mondschein überm Rhein anfingen, er verbot ihn auf immer, als sie es heimlich brummten schlug er in seiner Wuth so heftig auf die armen Kinder daß Hatto, der von der Mauer herab alles gesehen, ihn zu erstechen drohte. Spiegelglanz war zu stolz sich bedrohen zu lassen, er drohte sogleich fortzuziehen und

Hatto befahl ihm das Schloß sogleich zu verlassen. Die beiden Kinder fühlten bei diesem Streite ihrer beiden Väter solche Angst, daß sie sich an einander verklammerten und jetzt nur mit Mühe von einander fortgezogen werden konnten, als Spiegelglanz seinen Mantel übergeworfen und Hatto das Schiff bereitet hatte. Johannes fühlte in dieser sonderbaren Einwirkung des Wasserstaars auf sein eignes Schicksal das ganze Mährchen von dem Weibe, das Papst und Gott wurde, wie seine Geschichte und wußte doch nicht warum und weinte entsetzlich darüber.

Mit heimlichen Flüchen, das weinende Kind im Arm, stieg Spiegelglanz in den Nachen, mit lauten Flüchen stieg er hinaus, denn es war inzwischen Nacht geworden, alle Häuser in Kaub wo sie gelandet waren dicht verschlossen, aber der strenge Hatto vergalt ihm jeden Fluch mit dreifacher Wiederholung daß die Felsen wiederhallten von Flüchen, während der milde Vollmond über dem Rhein schwebte. Dem kleinen Johannes war bei dem Anblick alles Leid vergessen, er hätte so gerne Mondschein Mondschein überm Rhein gerufen, aber der Schauder jener Schläge und jenes Streites erstickte es in ihm und niemals konnte er nachher ohne diesen Schauder den Vollmond sehen oder von ihm hören. Nach jährigem Aufenthalte stand Spiegelglanz mit seinem Johannes hülfloser auf der andern Seite des Rheines, denn es war Winter, we-

der der ehrliche Oferus noch der sanglustige Thalmann waren zu schauen und er mußte sich herablassen ein armes Kloster um ein Obdach anzusprechen. Am Morgen machte er zur Belustigung der Mönche den ersten Versuch, sein Kind so abzurichten wie der Wasserstaar sein Glück gemacht hatte. Johannes brachte eben so willig mit seinen Händchen die vorgelegten und verlangten Buchstaben wie der Staar mit dem Schnabel, und legte die vorgesprochenen Worte und Namen daraus zusammen. Das Kunststück machte ein großes Aufsehen im Kloster, Johannes hieß das Wunderkind und wurde reichlich beschenkt dem nächsten Kloster empfohlen, und so ging es weiter mit steigendem Ruhme. Spiegelglanz fand dieses Leben so bequem, den Ruhm so wohlthuend, daß er den armen Johannes mit Strafen und endlich mit Hunger und Durst zwang auch das lateinische A B C mit gleicher Leichtigkeit wie das Deutsche zusammenzusetzen. So zog er durch Franken und Baiern mit abwechselndem Geschick, bis Johannes sein viertes Jahr erreicht hatte, als er mit ihm in Mainz ankam wo er wieder von der Pfalz und dem Pfalzgrafen reden hörte. Da wurde erzählt, ein zahmer Wasserstaar, der seltsame Künste verstanden, hätte das Schloß den Vettern des Grafen verrathen, indem er einen feinen Zwirnfaden Nachts vom Ufer des Rheins hinübergebracht im Fliegen, an diesem Zwirnfaden habe das Kind auf sein

Geheiß einen Bindfaden über die Mauer gezogen, an dem Bindfaden eine Strickleiter, welche der Vogel an dem Sims des Fensters wohl befestigt hatte. An dieser Strickleiter seien die Räuber ins Schloß gekommen, hätten den Pfalzgrafen und den Vogel geraubt, und der alte Hatto habe sich aus Verzweiflung mit allen Reisigen, nachdem er am Morgen den Pfalzgrafen vermißt, in dem Schlosse verbrannt.

5.

Spiegelglanz, den alles Unglück an sein eignes Glück behaglich erinnerte, fand in dem Gelingen seiner listigen Bemühungen eine wollüstige Rache an dem bittern Geschick des Hatto, und zugleich eine ihm sehr wünschenswerthe Stelle bei der Mainzer Schule für das Sängerchor des Erzbischofs; Niemand konnte ihm den ersten Anspruch in Hinsicht der Kenntnisse streitig machen, aber sein abschreckendes Ansehen entzog ihm alle Gunst. So richtete er um so fester sein Augenmerk auf den Knaben, verbreitete selbst durch Bestechung und Briefe dessen Ruhm, doch es gelang ihm nicht, die Neugierde des Erzbischofs so mächtig zu erwecken, daß er dieses Wunderkind zu prüfen Lust bezeigt hätte.

Luzifer, durch den Verrath des Schlosses frei geworden, war jetzt in der Gestalt des gelehrten Griechen Chrysolaras nach Mainz geeilt, über sein vermeintes

Kind zu wachen. Er fand die Schule seinen Absichten angemessen, da die Schüler den einzelnen Lehrern ganz überlassen blieben. Der Erzbischof empfing ihn mit seltener Auszeichnung, weil er ein ausländischer Gelehrter war, und konnte aus Ungeduld die Zeit kaum abwarten, das Wunderkind zu sehen, als dieser am Hofe die Partei des Wunderkinds gegen alle Spötter genommen hatte.

Spiegelglanz faßte neuen Glauben bei dieser Nachricht, und da er Johannes nicht ganz willig fand zur geistigen Anstrengung, so ließ er ihn zwölf Stunden dursten.

Johannes.

Nur einen frischen Trunk erlaub mir, Meister,
Die Zunge klebt am Gaumen wie mit Kleister.
Wenn ich da draußen auf die Blumen schau,
Wie jede trägt den hellen Tropfen Thau,
Und wie allein auf mich kein Tropfen fällt,
Da haff' ich diese ganze Erdenwelt,
Und gäb sie hin für einen giftgen Trank,
Der mich nur tränkte, macht er mich auch krank.
Ich will auf jeden deiner Blicke merken,
Mir wird so schwach, es würd ein Trunk mich stärken.

Spiegelglanz.

Kein Wort davon, ich kenne deine Tücke,
Nur Strenge kann dich ziehn, und meine Blicke

Die würdest du gar balde übersehn,
Wenn du nicht sähst darin geschrieben stehn
Von süßem kühlen Most.

Johannes.

Weh, welch ein Marterrost!
Ich lechze und du füllst die Augen
Mit Trauben, die zum Strom zerspringen,
O könnte ich nur an den Trestern saugen,
Statt jedem Narrn den Buchstab herzubringen.

Spiegelglanz.

Was Narrn? die sollen künftig uns ernähren,
Zur Strafe mußt du heut noch mehr gewähren,
Mußt heut dem Erzbischofe deklamiren
Vom Markus, jene lustige Legende;
Bei Großen hilfts, kann man zum Lachen rühren,
Viel mehr noch als ein ernsthaft Ende.

Johannes.

Es ist unmöglich, wenn ich nur dran denke,
Wie er die Trauben ißt, krieg ich die Kränke.

Spiegelglanz.

Geh krieg die Kränk, ich seh dich lieber sterben,
Als daß dein Giermaul führet zum Verderben,
Kein Wort dagegen! — wenn du weinst,
So dauert deine Stunde noch viel länger,
Wenn du nur heute Morgen gut erscheinst,
So wählt der Erzbischof dich wohl zum Sänger,

Dann wird, was deine Lust, auch dein Geschäfte,
Du brauchst dich dann des Singens nicht zu schämen,
Nur heute strenge an des Geistes Kräfte,
Nur heute mußt du dich zusammennehmen.
Dann werd ich dich mit freier Lust erziehn,
Dann will ich sehn, wie weit Bemühn
Den Menschengeist noch vor der Zeit kann reifen,
Wie weit der Menschengeist kann lernend greifen,
Wenn er so früh gelehrten Lauf beginnt.
Was gäb ich mir so viele Mühe, Kind,
Wenn es zu deinem Besten nicht geschähe?
Darum gedenke jetzt des Hofes Nähe
Und trockne rasch die kleinen Thränchen ab.

Johannes.

Sie laufen in den durstgen Mund herab,
Und das erquicket mich, sind sie gleich Salz;
Ach wären wir noch auf der schönen Pfalz,
Denn nirgend finde ich das liebe Lockenhaupt,
Das mit den Sonnenstrahlen rings umlaubt.

Spiegelglanz.

Das war die Sonne, als zum ersten Male
Sie dir erschien in diesem Jammerthale,
Vergiß die Traurigkeit, sieh was ich bringe,
Die rothen Schuhe mit dem goldnen Ringe.
Zwar bist du nicht, wie ich verlangt, geschickt,
Doch weil der Erzbischof dich heut anblickt,

So soll er dich im neuen Staate sehen.
Nicht wahr nun wird das Buchstabieren gehen?
Nimm sie nur hin, zieh an und weine nicht.

Johannes.

Wie schön, wie schön das rothe Licht,
Ach sieh nur wenn ich tanz
Der Schuhe Glanz,
Wie rothe Vögel scheinen meine Füße,
Mir ist als ob ich fliegen müsse.
Du lieber Meister, ich will alles thun
In diesen Schuhn,
Es wird mir alles drin so leicht.

Spiegelglanz.

Nun schon sie recht, und sei heut ganz vollkommen,
Sonst werden sie nachher gleich fortgenommen,
Jetzt aufmerksam, ich hör die Herren kommen.

(Es treten herein der Erzbischof, an seiner Seite Luzifer als Chrysoloras, hinter ihnen die Herren vom Hofe, die Geistlichen, die Lehrer der Universität.)

Erzbischof (zu Chrysoloras).

Das ist doch heuer ein gesegnet Jahr,
Seit Menschendenken sah man keine Trauben
So früh gereift, so groß, so dicht und klar;
Wers nicht gesehen, mag es noch nicht glauben.
Korallen hab ich überall gelegt,
Die ich geweiht mit meinem besten Segen

Daß uns kein Hagel in die Ernte schlägt;
Auch habe ich erflehet einen Regen.
Was trinkt Ihr, werther Herr, als Morgenwein?

Chrysoloras.

Beim Markebrunner schlafe ich nicht ein,
Darum ist er zum Arbeitswein geschickt.

Erzbischof.

Das ist mir lieb, ich hab ihn mitgeschickt,
Ihr ahnet, edler Meister, Gottes Gabe,
Es ist vom besten Stückfaß, das ich habe!
Nicht wahr, er mundet? Sagt mir in Latein,
Wie heißt doch da der edle Freudenwein?

Chrysoloras.

Das wird der Kleine Euch, Herr Bischof sagen.

Erzbischof.

Ich muß das Wunderkind doch selber fragen.
He Kleiner sprich, wie heißt der Wein lateinisch?

(Der Kleine will antworten, aber Spiegelglanz hält ihn an.)

Spiegelglanz (stößt schnell ein Glas um).

Wie führst du dich denn auf so schweinisch.

Johannes.

Ich weiß von nichts, Ihr seid es selbst gewesen.

Spiegelglanz.

Ich sag dir schweig, sonst hole ich den Besen.

Johannes.

Ihr habt so hart auf meinen Fuß gestoßen.

Spie-

Spiegelglanz.

Der schöne Wein ist auf das Kleid geflossen.

(leise)

Ich sag dir schweig, du darfst das Wort nicht wissen

(laut)

Nun Knabe fasse dich, du wirst doch wissen
Was Wein lateinisch heißt.

Johannes (weint).

Ich darf das Wort nicht wissen.

Erzbischof.

Es fällt mir ein, der Wein heißt vinum album.

Johannes (will sprechen). Spiegelglanz (leise).

Ich sag dir sei wie eine Mauer stumm.

Erzbischof.

Die Frage war zu schwer für diesen Knaben.

Chrysoloras.

Er ist nur freilich erst bei den Buchstaben,
Doch dieser Mann wird ihn bald weiterbringen.

Erzbischof.

Wer ist der Mann mit rothen Augenringen?

Chrysoloras.

Der Meister Spiegelglanz, der diesem Knaben
Hat beigebracht die dreierlei Buchstaben,
Er selbst ist aller Sprachen bester Meister.

Erzbischof.

Hm Spiegelglanz! — recht sonderbar, so heißt er?

Chrysoloras.

Ist hier vielleicht ein andrer von dem Namen?

Erzbischof.

Ja freilich kennt ihr wohl den alten lahmen
Quacksalber Wasserschein, es klingt fast so.

Chrysoloras.

Sehr ähnlich ganz gewiß, ich bin recht froh,
Das Kind auf diese Probe gleich zu stellen,
Daß es die beiden Namen soll gesellen,
Und aus den vorgelegten griechschen Zeichen
Sie soll zusammenlegen und vergleichen.
Auf Kindchen hole mir jetzt die Buchstaben,
Damit wir kennen lernen deine Wundergaben.

(Johannes holt stillschweigend mit einigem Nachdenken die Buchstaben.)

Chrysoloras.

Recht brav, nun sehet Herr da liegen beide.

Erzbischof.

Es wird mir schwer, daß ich sie unterscheide,
Recht sonderbar sind griechische Buchstaben,
Ich möchte sie nicht gern im Kopfe haben,
Sie müßten da viel guten Platz wegnehmen,
Mit ihren Haken die Bewegung lähmen,
Nun das ist alles was der Kleine kann,
Das bringt er theuer genug hier an den Mann.

Spiegelglanz.

Er kann auch deklamiren ernst und heiter.

Erzbischof.

Was Lustiges, das bringet uns viel weiter.

Chrysoloras.

Vom Weine rath ich etwas zu erzählen,
So wird sich's mit dem Weine gut vermählen.

Spiegelglanz.

Mein Knabe hör, was dir die Herren sagen,
Mußt Demuth zwar, doch keine Scheu mehr tragen.
Erzähl den Schwank vom Markebrunner Wein,
Der Herr schenkt dir nachher ein Gläschen ein.

Johannes stieg demüthig auf den Tisch und deklamirte in herzlicher Erwartung des versprochenen Trunks die Legende vom Markobrunnen.

Der Markobrunnen.

(Eine Legende.)

Im Sauerthal zwischen hohen Bergen
Ein heilsamer Brunnen sich wollte verbergen,
Der Barfüßer Markus entdeckte ihn doch,
Fängt ein das Wasser in einem Loch.
Und mauert schwere Steine im Kreis,
Daß es nicht mehr zu entlaufen weiß,
Und baut sich ein Haus und ein Gärtchen dabei
Und sagt daß ihm jeder willkommen sei,

Der versuchen woll des Wassers Kraft,
Die keine Mühle treibt, aber Gesundheit schafft. —
Da wohnet er schon den ganzen Sommer,
Die Leutchen sagen er sei ein Frommer,
Wovon er lebt und ob ihm wohl dabei,
Das ist den Gesunden ganz einerlei,
Sie bringen ihm da kein gutes Essen,
Die Bissen sind ihm knapp zugemessen,
Das Wasser mit seinem gesunden Magen
Will sich nicht sonderlich gut vertragen,
Doch wenn ein Kranker zu ihm gekommen,
Da hat er ihn immer wohl aufgenommen,
Das Wasser mit frommem Segen geweiht,
Mit seinem Rathe sich hülflich erzeigt,
Das thut er alles aus christlicher Liebe,
Auf daß er sich in der Barmherzigkeit übe! —
Als der Sommer vergeht, als kein Kranker mehr dort,
Verläßt der gute Markus den Ort,
Und will jetzt ziehen zu seinen Brüdern,
Die dienen im Kloster dem Herrn mit Liedern,
Und sammeln den Wein in den herbstlichen Tagen
Und brauchen am Hungertuch nimmer zu nagen.
Er schleichet hungernd am Pilgerstab
Durch rauschende Blätter das Thal herab,
Nun schaut er am letzten Berge herunter,
Da sieht er die Welt so froh und munter,
Die Leute herbsten am ganzen Rhein,

Im Rheine glänzet der Sonnenschein,
Die Fässer werden mit Eil gefahren,
Es ist das Beste von allen Jahren,
In den Butten zerstampfen so eilig die Knaben
Den Überfluß an Gottes Gaben;
Der Markus segnet mit Freudenblicken
Das Land und singt laut vor Entzücken:
Es giebt ein Land, heißt Kanaan,
Da tragen an einer Traub zwei Mann! —
Das Singen ging ihm so recht von Herzen,
Er vergaß darüber Hunger und Schmerzen,
Und kneipt die Mädchen in ihre Wangen,
Und hat doch gar kein bös Verlangen,
Und schreitet daher wie ein junger Mann
Und jedermann sah ihn freundlich an.
Doch jedes Ding hat eben sein Maaß,
Mittelmaaß ist die beste Straß.
Es verging ihm endlich Stimme und Muth,
Er dachte: Ich nehm ein Träublein gut,
An denen dies Jahr solch Übermaaß,
Daß alle Wege vom Abfall naß,
Das stillet mir Durst und Hunger zugleich,
Damit ich noch heute mein Kloster erreich. —
Seht wie er nun nach dem Träublein langt,
Das nahe am Wege so gelblich prangt,
Da laufen die Schützen mit ihren Stecken,
Den armen Markus mit Schlägen zu decken;

Der reiche zahlt mit Geld, der Arme mit der Haut,
Sie haben doch beide auf einen Gott vertraut;
Er nimmt die Strafe in Demuth hin
Und meint in seinem geduldigen Sinn:
„Ich that wohl Unrecht so zuzulangen,
Ich sollte erst mit der Bitte anfangen!“
So tritt er zu einem Reichen mit Glauben
Und bittet um wenige schlechte Trauben,
Weil er den Tag noch nichts gegessen;
Das findet der reiche Mann vermessen
Und sagt ihm, er möcht sich zum Teufel scheren,
Der möchte wohl Bettler mit Trauben ernähren. —
Die Worte hört ein Nachbar von Weitem,
Der wenig Wein nur konnte bereiten,
Sein Garten liegt dürr auf Felsenstein,
Die Trauben sind gut, das Gärtchen ist zu klein.
Drum wußte er auch wie dem Armen zu Muthe
Bei seines Nachbars reichem Gute,
Und ruft den Markus in seinen Garten,
Damit er ihm könne mit Trauben aufwarten,
Und reicht ihm eine volle Butte,
Damit er draus nehme in seine Kutte,
Und zehre davon nach Bedürftigkeit
Und spreche mit ihm von der lieben Zeit. —
Der fromme Markus kennt wenig die Welt,
Er meint daß jener ein reiches Feld
Und dieser ein armes besitzen müsse.

Drum zehrt er bei ihm und ruht die Füße,
Und weil ihm die Trauben so lieblich schmecken,
So thut ihn das Essen zur Andacht erwecken,
Manch liebliches Wort die Lippen schmückt,
Indem er die Beeren im Munde zerdrückt.
Er predigt von Gottes allwaltender Güte,
Da kriegt der Weinstock zum zweitenmal Blüthe,
Und ehe er noch ist zu Ende gekommen,
So sind es schon kleine Träubchen vollkommen,
Und wie er den Mund nun trocken gepredigt,
So hat er mit Essen die Butte erledigt.
Gleich füllt sie der arme Bauer mit Eile,
Als ob er geliehenes Gut hier vertheile,
Und Markus predigt mit neuem Eifer,
Und nährt sich als wär er des Weinbergs Käufer
Und keltert mit seinem lehrenden Munde
Und weiß davon gar nichts bis diese Stunde,
Wo er in seinem Bauche verspürt,
Wie ihn der Most da tormentirt,
Da wird ein Rollen hinauf, hernieder,
Er schreit: „Thut Buße ihr lieben Brüder,
Denn wie die Funken in der Asche rennen,
So wird auch einst das Gewissen euch brennen,
Dann möchtet ihr löschen, ihr könnt es nicht,
An tausend Orten die Reue ausbricht.“
Das muß man wahre Eingebung nennen,
Er selber möcht löschen, wo nichts thät brennen,

Er wäre selber fast umgesunken,
So laufen in seinem Leibe die Funken,
Es war drin ein Gähren wie in dem Keller,
Er möchte jetzt gehn, doch drängt es ihn schneller,
Er muß die Predigt doch erst beschließen,
Wahrhaftig er muß sonst den Weinberg begießen; —
Es hat ihn bezwungen, er war so begeistert,
Da hat das Bedürfniß ihn übermeistert,
Der Wille ist gut, das Fleisch ist schwach,
Da fließet von ihm ein kleiner Bach,
Er kann weder Worte noch Wasser halten,
Er predigt, es läuft an der Kutte Falten,
Er schämt sich und schaut zum Himmel hinauf
Und läßt dem Strome auf Erden den Lauf,
Da schreiet Wunder der fromme Hörer,
Es schauet nieder der heilige Lehrer
Und siehet die schönste Quelle klar,
Die rieselt im Weinberg so wunderbar.
„O Wunder schreiet der arme Bauer,
Ihr Kinder geendet ist unsre Trauer,
Warum wir so viele Jahre geklagt,
Daß uns ein Quellchen im Weinberg versagt,
Das ist nun verwandelt, es fließet die Quelle
Hier unter des heiligen Mannes Stelle
So recht von seiner heiligen Mitte,
Als ob sie ein Bächlein von ihm erbitte,
Wie jene, die er droben im Thal gefunden,

Durch welche die kranken Menschen gesunden,
Sie scheint sich zu seiner Predigt zu drängen,
Wir wollen ihr nicht das Bette verengen,
Sie fließet in solchem Überfluß,
Es wird ein lieblicher kleiner Fluß,
Den schon der Johanniswurm freundlich beleuchtet,
Wie hat er die Reben so schön befeuchtet,
Und hat er den Weinberg uns erst durchronnen,
Dann sammeln wir ihn unten in einem Bronnen,
Damit, wer dürstend vorüberzieht,
Sich da erquicke ganz unbemüht,
Und Bänke wollen dabei wir stellen
Und eine Inschrift über den Wellen,
Daß eine Wohlthat uns hat verschafft,
Als wir noch arm, des Wassers Kraft,
Die unsern Weinberg zum schönsten auf Erden
Durch ihre frischende Kraft ließ werden.
Wie heißest du heilger Wandrer auf Erden?
Nach dir soll der Brunnen genennet werden."
„Der Wassermarkus pfleg ich genannt zu werden."
So spricht der Fromme, sieht furchtsam herunter
Und siehet die Quelle, die rieselt so munter.
Da alles so herrlich ist abgelaufen,
So möcht er die ganze Erde jetzt taufen
Und spricht: „So heiß der Markobrunn auf immer,
Du reicher Brunnen voll Sonnenschimmer!"
Dann segnet er ihn gar freudig ein,

Der Bauer umziehet die Quelle mit Stein,
Umziehet den Garten mit hoher Mauer,
Die Tugend verwandelt in Freuden die Trauer,
Weil Markus den Heilquell so gut behandelt,
Sie hat ihn zur heilsamsten Quelle verwandelt,
Denn nichts ist gesunder als guter Wein;
„Jetzt schenket mir Markobrunner ein."
Im Sommer da saß ich gar oft in der Hitze
Am Mark-Brunnen auf steinernem Sitze,
Ihr könnet den Brunnen am Wege gleich schauen,
Es ließ ihn der Fürst schön überbauen,
Er schmeckt in der Hitze wie köstlicher Wein;
„Dem Reinen auf Erden ist alles rein."

Erzbischof.

Trink, trink mein guter Bube, treibs wie Markus,
So geb ich dir noch einen Gnadenkuß,
Der Jung ist einzig, wie er das so trocken
Aus seinem Mund anständig weiß zu locken.
Hört Wasserschein, der Jung muß bei uns bleiben,
Ich laß ihn in die Sängerschul einschreiben.

Spiegelglanz.

Ich darf das liebe Kind noch nicht verlassen,
Der Mutter schwor ich es, als im Erblassen
Sie ihre Hände nach dem Kind gestreckt,
Auch hab ichs lieb, weil ich den Geist geweckt,
Gern möcht ich ihn durch Fleiß so weit nun bringen
Als sich der Mensch durch Wissen kann erschwingen.

Chrysoloras.

Ich sag euch Herr, er ist ein guter Lehrer,
Er sammelte der Schule viele Hörer.

Erzbischof.

Ich muß das Kind zu meinem Spas bewahren,
Um einen Lehrer mag ich auch nicht sparen,
Hört Wasserschein

Spiegelglanz.

Ich heiße Spiegelglanz.

Erzbischof.

Das ist ja einerlei. Mein lieber Siegelhans
Ich mache ihn zum Lehrer mit Gehalt,
Erzieh er nur den Wunderknaben alt,
Denn kluge Kinder hört ich oftmals sagen,
Die muß man früh zum schmutzgen Grabe tragen.
Bereite er den Knaben tüchtig vor,
Damit er einst mit Glück betritt das Chor,
Schulfüchserei könnt ihr indessen üben,
So wie es jetzt die neuen Leute lieben.

Spiegelglanz.

Mein Dank soll sich in meinem Eifer zeigen,
Bedank dich Knabe, kannst du dich nicht beugen,
Und küß den Rock und bitte um den Segen.
Nun bück dich, daß der Herr die Hand kann legen.

Johannes.

Mich durstet noch, ich bitte Herr um Regen.

Erzbischof.

Der Jung ist einzig, gebt ihm noch ein Glas,
Der Teufel gießt nur wo es ist zu naß.
Nun trink mein Sohn, trink noch ein Gläschen Wein
Und nimm die Firmung auch noch obenein,
In dieses Backenschlages heilger Macht:
Auf Chrysoloras, komm zur Schnepfenjagd.

(ab)

Chrysoloras (zu Spiegelglanz).

Lebt wohl, jetzt kujonirt die deutsche Jugend
Zu griechschen Worten wie zur größten Tugend.
Der Knabe sei die geistige Verjüngung
Von eurer Allerweltweisheit Verschlingung.

(ab mit den übrigen.)

Johannes.

Gott sei gelobt, ganz lustig schloß die Plage,
Mit edlem Wein und einem guten Tage.

Spiegelglanz.

Jetzt Junge muß ich dich von Herzen küssen.

Johannes.

Doch sagt mir auch, ich möcht so gern es wissen,
Warum ich Wein Lateinisch soll verschweigen.

Spiegelglanz.

Das ist ja klar, du darfst nicht Weisheit zeigen,
Die einem Herren fehlt, dem du sollst schmeicheln,
Für deines Lebens Glück kannst du schon heucheln,
Und hättest du viel mehr gewußt als er,

So blieben dennoch seine Fürstenhände leer,
Doch als du ihn mit einem Schwank erheitert,
Da hat sich seine Gnade gleich erweitert,
Da brauchtest du nicht länger mehr zu dursten.
Das Unbedeutende regiert die Fürsten,
Und wer sie unterhält, sie bringt zum Lachen,
Der kann getrost auf sie die Rechnung machen.
Du trugst es vor mit rechter Dreistigkeit,
Das kitzelte die hohe Feistigkeit,
Er fürchtet sich, daß er zu heilig werde
Und daß ihn nicht mehr trag die schlechte Erde,
Er wünschet sich so rechte Teufelszoten,
Die ihm befestigen mit ewgen Knoten,
Den mürben abgenutzten Lebensfaden,
Und deine Altklugheit war nicht dein Schaden.

Johannes.

Ihr nennt mich klug, o machet mich doch klüger,

Spiegelglanz.

Was fällt dir ein, du dünkest dich als Sieger
Und hast doch kaum den ersten Schritt gethan.

Johannes.

Ihr würdet mir erhellen meine Bahn,
Wenn ihr den Trübsinn könntet mir erklären,
Der sich aus mir so reichlich will ernähren.

Spiegelglanz.

Du kommst schon wieder an mit altem Zeuge,
Nicht wahr du willst mir jenen Kopf beschreiben,

Da geht mir die Geduld schon auf die Neige,
Nimm hin das Spielzeug, laß das Grübeln bleiben.

Johannes.

Wie ich so lieb dies eine Hölzchen habe,
Es ist als stünd darauf der edle Knabe,
Ich seh sein dunkles lockenrollend Haar,
Den Blick der dunklen Augen hell und klar,
Das Lächeln seines Munds, die frohen Wangen,
Ich trag nach ihm unendliches Verlangen,
Ich mein zu sehn sein ganzes liebreich Bild,
Es wächst in Baumes Adern frei und wild,
Wie sollt es nicht in meinem Herzen bleiben
Und immer wachsen, immer grünend treiben.

Spiegelglanz.

Vielleicht war ichs, ich hab dich angesehn.

Johannes.

Ach nein der hatte Augen schwarz und schön.

Spiegelglanz.

Verflucht, das kleine Ding hat auch schon Augen,
Die schön und häßlich zu erkennen taugen;
Oft kommt es mir schon wie erwachsen vor,
Und ich verliebe mich recht wie ein Thor.

6.

Mehrere Jahre vergingen ohne bedeutende Veränderungen; der Erzbischof hatte das Wunderkind sehr bald zum Überdrusse gehört, es wurde nicht mehr ge-

rufen und lernte um so fleißiger unter der Zucht des strengen Lehrers, der sich einen mächtigen Ruf in der Schule erwarb und das Gemüth des armen Kindes sich immer ängstlicher unterwarf. Mit keinem Kinde durfte es umgehen, um sein Geschlecht allen zu verstecken; so lebte es immer fort von dem einen seligen Bilde aus der frühesten Kindheit, das ihm unwillkührlich in alle Geschichten und Gedanken hineintraf, und seine innere bildende Kraft verkörperte sich dadurch immer gewaltsamer, daß Spiegelglanz schon mehrmals mit Staunen wunderbare Gestalten über dem Bette des Kleinen erblickte; doch vor allem war wieder ein erster Mai merkwürdig, an welchem Spiegelglang gegen seine Gewohnheit früher als Johannes aufgestanden war, der sonst nach seinem Befehle schon alles zum Frühstück vorbereitet und angeordnet haben mußte.

Zweite Periode.

1.

Zehn Jahre lebte das Kind der Melancholia und des Oferus in der geheimnißvollen Zucht der Phantasie, in ihrer freudigen Gluth. Spiegelglanz bei den vielen Anregungen seiner Eitelkeit beachtete nicht daß seltsame Schattengestalten häufig über dem Haupte des Kindes schwebten wenn es träumte, mit denen es eigentlich lebte während die Schule und der Lehrer nur wie die wesenlosen Schatten des Lebens ihm erschienen welche mit ihren leeren Beschäftigungen sein eigentliches Treiben störten. Spiegelglanz gestattete dem Johannes wenig Schlaf, dieser mußte sein Frühstück voraus bereiten ehe er selbst aufstand. Nur einmal erweckte den Spiegelglanz eine Unruh vor der gewöhnlichen Zeit, er schritt nach der Kammer wo Johannes schlief. Zugleich mit in die Traumwogen des Kindes gezogen die den ganzen Raum erfüllten, ward allmählig ein magnetisches Wirken in ihm wach, welches ihn an den Träumen des Kindes theilhaftig machte, so daß er in diese Zauberwelt gebannt war. Farben-

schim-

schimmer durchstreiften die Dämmerung; bald schien an der obern Wand des Bettes eine Vegetation sich zu bilden, die unter einem glänzenden Licht das von der Sonne seinen heitern Strahl geborgt zu haben schien, sich zur reizenden Landschaft entfaltete; Gestalten die seine aufgeregte Natur mit mancherlei Empfindungen durchflutheten, und während das Kind durch den Schlaf in den Willen der Natur sanft gebettet lag und mit den Traumgestalten ein idealisches unberührtes Leben durchführte, hatte Spiegelglanz in der Betäubung, mit der ihn die überraschende Erscheinung erfüllte, ein seltsames Widerstreben aller Leidenschaften in sich zu erdulden. Wir hören ihn sprechen.

Spiegelglanz.

Der Wächter singt sein heillos Liebeslied
Dem keuschen Tag entgegen, der erröthend
Aus einem Bett voll geiler Träume schied;
Ach für die böse Lust ist gar nichts tödtend,
Und was sie niederbeugt erhebt sie mehr,
Unmöglichkeit ist ihr ein süßes Spiel,
Sie schafft sich selbst zu einer großen Lehr,
Je unnatürlicher je ernster ist ihr Ziel. —

Die Hähne krähn — Johannes wache auf,
Zum Bäcker geh und mir die Semmel kauf,
Es ist schon Licht an seinem Fensterladen,
Es steht auf seinem Brett ein Eierfladen
Und dampft mit rechter Lieblichkeit hinaus.

He! wache auf! — die Leute gehen schon im Haus
Und holen gähnend Wasser an dem Bronnen;
Du hast nun lang genug auf nichts gesonnen,
Hast lang genug im Bett für dich gelacht,
Hol Schwefelfaden, Licht ist bald gemacht! — —
Nun! — hörst du nicht? — das ist so ihre Art
Daß ich ein Viertelstündchen bei ihr wart,
Zuweilen mein ich daß ich recht betrogen,
Das Wunderkind ist ganz aus ihr verflogen! —
Von Gabriel ist auch nichts mehr zu hören,
Und der Prophet muß lernen um zu lehren. —
Mir ist so nüchtern — — schwindlich wird mir auch,
Das Zimmer füllet sich mit einem Rauch.
Wie ist mir denn? — Was ist denn das?
Wer schaffet hier so einen tollen Spaß? —
Was dringt für buntes Spiel und heller Schimmer
In dieses dunkle spitzgewölbte Zimmer?
Und ordnet sich dort überm Haupt der Kleinen? —
Zu einer Landschaft, alles zu vereinen
Was hold an Reiz der Frühling weit zerstreut
An Rheines Fluth, den schönen Ländern weiht! —
O welch ein Grün belebt die frischen Auen,
Wie blaue Berge ferne anzuschauen! —
Es wird mein Herz von lauer Sehnsucht weich,
Ich möchte fort in dieses frühlingslichte Reich! —
Aus dieser trüben ernsten Bücherwelt
Als Held zu ziehen unter diesem weiten Himmelszelt,

In dessen Morgenwind ein frisch und schuldlos Blut
Im müden Geist erweckt den alten Muth.

(Spiel der Schattengeister überm Haupte der Johanna.)

Spiegelglanz.

O welche Schaar von Jungfraun zieht dort vorüber!
Die schönste führt sie an, mich faßt ein Fieber,
Ich denke mir dies Kind müßt im Gedeihn
Mit solchem stolzen Wuchse mich erfreun! — —
Sie scheinen sich zum Tanze all zu regen — —
O welche Lieblichkeit in dem Bewegen!
Jetzt zünden sie die lichten gelben Flammen
Und schwören da mit Inbrunst all zusammen.
Dort nahen Feinde! —
Es flieht die weibliche Gemeinde. —
Dort kommen andre Schaaren,
Sie preschen an zum Schutz der Frauen
Die eben noch im Tanz begriffen waren.
Ein Tummelplatz sind nun die lichten Auen
Von Wolken Staub. — Doch sie erscheint
Mit süßem Wort, versöhnt den Feind!
Er bietet ihr die Hand! — —
Wie er sie an sich zieht — —
Ha mich durchglüht
Ein wilder Brand! — —
Sie weist ihn ab! — ich triumphire wieder.
Was eilt sie dort zum Flusse nieder?
Ein Jüngling wie ein Gott im Purpurkahn,

Gezogen von dem reinen Schwan,
Umflochten von dem Rebengitter,
Die Hand versucht sich auf der Zitter! —
Sie lauscht! — sie lächelt! — sie liebt ihn und er sie,
Vergebens alle meine Liebesmüh.
Sie lockt zum Ufer hin den Frühlingsgott —
Fort fort! — ich weis' dich fort mit bitterm Spott.
Verschmachte nur! — ich kenne dich jetzt wieder
Du Todfeind Raphael! — ich schlag dich nieder,
Zerbrech dir einzeln alle Glieder.
Ha, jetzt athm' ich wieder!
Es ziehn die Schwäne ihn vorüber. —
Sie ruft ihm nach, ihr winkt sein Thränenblick,
Sie klaget sanft gebeugt hinüber.
Er kann nicht mehr zurück —
Das gönn ich euch in meines Herzens Tück.
Wie rasch treibt jetzt die Fluth,
Die Seegel blähn sich stolz im Sonnenschein.
Doch sieh nur was sie thut,
Sie stürzt ihm nach — sie sinket in den Rhein,
Verflucht! — Verflucht! — Doch — alles ist ja doch nur Schein!

Johannes (aus dem Schlafe aufschreiend während die Erscheinung versinkt.)

Ich laß dich nicht! — und kann dich doch nicht halten,
O zieh mich mit in deine Todesnacht.

(Sie fällt vom Lager und reibt sich die Augen.)

Wo sind sie hin die freundlichen Gestalten,
Weh mir, sie sind verlichtet wie die Nacht! —

Spiegelglanz.

Hab ich geträumt was ich hier geschaut? —
Ich sah wohl nur des eignen Hirnes Faselei —
Die Augen sind mir naß als wie bethaut
Ich bin doch sonst von aller Rührung frei! —
Ich muß wohl eine Krankheit brüten,
Ich fühle sie im Geist noch eh sie aufgegohren —
He Knabe — mach mir Thee von Fliederblüthen,
Wie, — hörst du nicht? — in was bist du verloren?

Johannes.

Ich bin so müde, ich taumle nieder,
Ach Meister ich kann den Kopf nicht heben.

Spiegelglanz.

Ei Possen. — Du hast noch gesunde Glieder,
Ich aber fühl ein schwindelnd Beben,
Und alle Dinge hier im Raume kreisen
Im Takt umher nach unerhörten Weisen.
Steh auf, schaff Fliederblüthen mir,
Ich sterbe schon aus Angst vor Krankheit schier,
Und meine jeden Augenblick, jetzt stehe
Der Puls mir still, doch geht er wie ich sehe
Nicht rascher und nicht langsamer als immer; —
Wär nur vor meinen Augen dieser Flimmer,
Die fratzenhaften Bilder weggenommen,
Es kommt vom Magen daß ich so beklommen.

Johannes.

Mein armer Meister! Ach Ihr seid so blaß.

Spiegelglanz.

Schweig Dummkopf, welchem Menschen sagt man das? —
Schaff Hülfe, heißes Wasser, Fliederblüthe!

Johannes.

Ich laß Euch nicht allein.

Spiegelglanz.

Mein schwer Geblüte
Verändert ganz die eingeborne Art,
Ich wag es nicht und wär so gerne hart. —
Hör Knabe, thue was ich dir jetzt sage,
Du kannst mich retten von der Krankheit Plage.
Hol Fliederblüthe aus dem nächsten Laden,
Die Zögerung kann mir am Leben schaden.

Johannes.

Gleich Herr. Soll ich zugleich auch Semmel kaufen?

Spiegelglanz.

Verfluchtes Fragen! — Willst du endlich laufen? —
Mit diesem Kloben Holz will ich dich klopfen,
An dir ist doch verloren Malz und Hopfen! —

Johannes (flieht).

Ach Gott ich mein es doch so gut,
Da schlägt er mich daß von mir rinnt das Blut
Und draußen ist so schöner Sonnenschein,
Die Vögel singen auf den Dächern fein. (ab)

Spiegelglanz.

So treibt sies immer mit dem Ungeschick,
Ich fürchte daß ich ihr noch breche das Genick,
Oft möcht ich sie ins Wasser zornig stoßen
Wenn sie schwätzt von ihren dummen Possen,
Doch denk ich wieder, fällt mir alles ein,
Was ich erblickt in diesem Morgenschein,
Wie sie im Schlaf mit vielen Geistern sprach,
Wie viele Gestalten sie mit Ernst umspielt,
Dann wird der Glaube wieder in mir wach,
Ich hab mich wieder als Prophet gefühlt,
Ich zieh mich fester dann in mich zurück
Und harre im Vertraun aufs sichre Glück.
Ich weiß mehr Griechisch und Latein als alle,
Mich kostets keine Müh, es kommt im Schalle,
Es ist als ob ein Geist die Feder führt
Wobei ein Andrer spricht wenn ich diktirt;
Oft meine ich es komme aus dem Magen,
Denn ist der leer so kann ich nichts vertragen.

Johannes.

Hier Meister bring ich euch die Fliederbrühe,
Es zittern mir vor Angst für euch die Kniee.

Spiegelglanz.

Du bliebst zu lang, jetzt brauch ich es nicht mehr,
Wo ist das Brod? — mich hungert gar zu sehr! —

Johannes.

Ihr habt es mir verboten lieber Meister.

Spiegelglanz.

Was? — Wie? — Du Abfang böser Geister,
Du Höllenbrand, du willst mich sterben sehen,
Allein du Satan sollst voran mir gehen.

Johannes.

He Leute! Hülfe! unser Meister schwärmt,
Er scheinet närrisch wie er tobt und lärmt.

Spiegelglanz (hält ihm den Mund zu).

Sieh Bösewicht, kommt einer, bist du todt,
Die Hand ersticket dich in deiner Noth,
Du bist ganz mein, das nimm dir heut zur Lehre,
Und sterben mußt du wenn ich es begehre.

2.

Da Spiegelglanz Lehrer der Rhetorik und Poesie auf der Schule war, so verlangte er von sich daß er auch Gedichte in allen gelehrten Sprachen machen könnte, auch hatte er wirklich einen Überfluß von Sprachfertigkeit zu seinem Gebote, und die Bewegungen der Sylben, wie sie vom heftigen Athem der Leidenschaft durchschnitten werden ohne getrennt zu sein, lag ihm schon im heftigen Blute ohne besondere Anstrengung, nur der Stoff fehlte ihm, der sein Leben, oder wenigstens den ganzen Augenblick wo er ihn dachte, erfüllen mochte, und der doch nicht der Wunsch seines Herzens als Weltprophet zu wirken und zu glänzen gewesen wäre, welchen er verheimlichen mußte.

So kam es, daß er über jeden Stoff der sich ihm darbot, herfiel, ihn seinen Schülern zur Versübung vorzutragen, und daß er auch den Traum der Johanna als ein Frühlingsfest in lateinischen Reimen bearbeitete, ja er war mit dieser Bearbeitung, weil sie ihm genügend schrecklich endete, so zufrieden, daß er sie für eine bedeutende Gelegenheit aufbewahrte. Seine armen Schüler mußten von seiner poetischen Fertigkeit, von der schrecklichen Vorrathskammer sonderbarer, das heißt bei ihm poetischer Ausdrücke, viel ausstehen. Er verlangte von ihnen was nicht zu verlangen war, daß sie da fortfahren sollten wo er in seiner Bildung stehen geblieben, da doch jeder Mensch die ganze Weltgeschichte durchmachen muß ehe er mit der Welt leben, mit ihr fortschreiten kann, wobei ein guter Unterricht durch Abschneidung des Außerwesentlichen mächtig fördert, während ein schlechter Unterricht, der das Unwesentliche zum Wesen macht, gebildete Menschenklassen weit hinter den Selbstunterricht des rohen Haufens zurücksetzen kann. Große Talente erscheinen bei solchem Unterricht oft untergeordnet und so erging es zum höchsten Schmerz des ruhmsüchtigen Spiegelglanz auch dem Johannes, der von dem Ruhm eines Wunderkindes allmälig unter die mittelmäßigen und schlechten Schüler herabsank. Spiegelglanz versuchte alles ihm die Sprachen als das eigentliche Leben der Welt darzustellen, aber den guten Willen des Kindes vernich-

tete die unsägliche Langeweile des Cicero, der allem Sprachunterrichte als Muster und Lehrer vorschwebt. Müßig war Johannes darum nicht, er übte nur Thätigkeiten mit innerer Leidenschaft, die in der Schule nicht gelitten wurden, ja er versäumte oft alle Freistunden, wie er die Arbeitsstunden damit hinbrachte, um sich diesem frühen bestimmten Hange für Mathematik zu widmen, der ihm durch den zufälligen Fund des Euklides auf dem Tische des Lehrers entstanden war. Die Geometrie hat so viel Spielendes mit dem Auf- und Zuklappen ihrer Lehrsätze und Beweise, so viel Anschauliches mit den Figuren, und so viel Anregendes für eigne Erfindung, daß Kinder von eigner Thätigkeit sehr leicht davon ergriffen werden, aber so durchaus wie Johannes werden es wenige. Nun hatte Spiegelglanz keine Verachtung gegen das Studium, aber auch kein Leben darin, er fand es einen Wahnwitz daß ein Kind anders denken wollte als Euklid, dem er selbst nur mit Mühe folgte. Als er daher dieses übernehmende Studium der Mathematik bemerkte, versteckte er das Buch in seinem Verschlage, gab aber aus Klugheit, um seine Absicht zu verbergen, einem Diener die Schuld des Diebstahls und entfernte ihn. Johannes setzte an allen Feiertagen sein Studium eifrig aber heimlich fort und so sehen wir ihn an einem ersten Frühlingssonntage nach dem Mittagstische einsam die Theorie der Parallelen, welche im

Euklid die meisten selbstdenkenden Köpfe verletzt und angeregt hat, in Gedanken wiederholen und nach einer mit der Einfachheit des übrigen ähnlichen Methode entwickeln. Als er das vollendet, wischte er sich den Schweiß von der Stirn und sprach:

Johannes.

Quod erat demonstrandum,
Wie war Euklid so dumm,
Wie hats kein einzger fassen können
Was grad und krumm,
Was parallel zu nennen!
Ich habs allein,
Und das ist mein, ganz mein,
Und lebet einzig in dem Kopfe hier
Und stürb mit mir
Fiel dies Gewölb auf mich hernieder; —
Sie fänden die zerbrochnen Glieder
Doch nicht den Geist der sie verband.
Zu flüchtig eilte meine Hand
Mit kühnen Zeichen anzudeuten
Was ich erfand;
Ohn Übereilen fortzuschreiten
Es ist so schwer. Eh ichs nicht abgeschrieben
Wird Spiegelglanz es nicht zu sehn belieben.
Ich kann nicht mehr für heut,
Es glüht mein Blut wie nach sechs Schöpfungstagen,
Der Sonntag will mir auch behagen,

Doch weiß ich nicht wo ich ihn froh vollbringe, —
Die andern Kinder sind heut guter Dinge,
Ich darf nicht hin zum Kranz,
Weil ich bei Spiegelglanz.
Hat Gott so Großes im Erfinden mit mir vor,
Was soll ich auch bei dummen Knaben vor dem Thor.
Ich reib mir selig froh die Hände,
Ich schreib an alle weiße Wände
Mich Doktor schon,
O süßer Lohn
Für meine Treu, für meinen Fleiß, —
Wie kindisch war so mancher Greis,
Und wo Euklid gestolpert halb im Schlafe,
Da sprangen alle nach wie Schafe,
Den Anstoß auch zu überspringen
Den seine Dummheit thät erzwingen.
Hätt einer nur die Sache umgekehrt; —
Und das erdacht ich, der so ungelehrt.
So wie zwei Linien parallel,
Berührt sich selten Seel auf Seel.
Wie wird mich jetzt der Meister ehren!

Was läßt sich da so lieblich hören?
Es bläst vom Thurm und Knaben singen,
Wie freuet mich der dumme Ton,
Ich möchte mit herunterspringen,
Die Knaben ziehen heut um Lohn,

Durch alle Straßen mit einer Bretzel
Und künden uns die Sommerzeit;
Wie drückt mich noch so manches Räthsel,
Wie vieles wollte ich noch heut.

Die Knaben auf der Gasse singen.

Tralala
Der Sommer ist so nah,
Wir ziehen in den Garten,
Wir wollen auf ihn warten.
Der Sommer ist gekommen,
Der Winter hats vernommen,
Und zieht mit Schimpf und Schand
Aus unserm frommen Land.
Der Sommer der ist müde,
Er liegt noch in der Wiege,
Er lieget auf den Hecken,
Wir wollen ihn erwecken.
Er lacht im Schlaf so munter,
Da wird die Hecke bunter,
Doch wenn er aufgewacht,
Baum, Erd und Himmel lacht,
Ja ja ja
Der Sommer der ist da.

Johannes.

An diesen Stuhl will ich mich binden
Um nicht zu fallen in Trägheitssünden;
Und thu ich nichts, so will ich doch so thun
Als thät ich viel, so läßt es mich doch ruhn.
Sie ziehen weiter,
Mir wird nun wieder heiter,

Ich hör mit Gleichmuth laufen auf den Gassen,
Und brauche meine Arbeit nicht zu hassen.
Ach hätt ich jetzt Euklidens Elemente,
Daß ich ganz wörtlich seine Meinung kennte,
Ach dürft ich ins Gemach des Lehrers dringen,
Ich seh durchs Schlüsselloch das schöne Buch,
Mit einem Druck könnt es mir wohl gelingen,
Mein Fleiß ist mir Entschuldigung genug.
Wie bin ich heute so vermessen,
Hab sein Gebot so leicht vergessen!
Wie schlägt mein Herz
Um solchen Scherz,
Kalt läuft mirs übern Rücken,
Ein schauderndes Entzücken.
Hinein, hinein,
Er wird so streng nicht sein.

Bei diesen Worten hatte sein Druck die Thüre eröffnet, er stand in dem geheimen Zimmer, aber ohne sich bei den Seltsamkeiten zu verweilen griff er nach dem Euklid, setzte sich bei ihm nieder an des Lehrers Tisch, vergaß daß er auf unerlaubtem Wege dazu gelangt war, und arbeitete ohne Unterbrechen dabei, bis fast das Himmelslicht ihm versagte und Spiegelglanz hereintrat. Der Lehrer war erstaunt, seine Thüre offen zu finden, noch mehr als er Johannes, der sich durch nichts stören ließ, da arbeitend fand. Als dieser auf seine Anfrage wie er da hineingekommen in einen be-

geisterten Redestrom über die Fehler des Euklid ausbrach und Spiegelglanz ihn durch gar nichts beschwichtigen konnte, als jede Widerlegungen auf dem Glatteis des neuen Systems abgleiteten und umstürzten, da da hielt er sein Wunderkind ernstlich für krank oder wahnwitzig. Johannes, wie Kinder überhaupt eine Wahrheitswuth haben, die sich erst allmählig an aller Falschheit der Welt zu einer Wahrheitsliebe umbildet, gerieth zuletzt in Wildheit durch die innere Überzeugung, er habe recht und Spiegelglanz müsse das einsehen, wenn er nur wolle, daß er gegen seine sonstige Demuth hier, wo er sogar auf einem unrechten Wege ertappt worden, schrie und als Spiegelglanz ihn von dem Buche fortziehen wollte, um sich schlug und biß, daß die Vermuthung des Lehrers, er sei wahnsinnig geworden, sich immer mehr bestätigte. So aber ist das Gemüth der Kinder, daß man oft meint, alle vier Temperamente seien in ihnen verschlossen und verbunden und das Leben sei nur ein Austreiben der Unverträglichen unter den vieren, und da bezwinge bald das Feuer das Wasser, bald umgekehrt, bis sich das eine endlich zum Ausscheiden entschließe. In Johannes war seit dem Tage das Phlegma überwältigt, und da Spiegelglanz mit Ernst und Strenge den Zorn bekämpfen wollte, so verging er wie ein Schatten gegen Mittag, eben so zweifelhaft an sich wie an dem Lehrer.

3.

Spiegelglanz ging ernstlich mit dem Gedanken um, das Kind irgendwo in einem entfernten Lande auszusetzen und sich auf diesem Wege von ihm zu befreien, als eine Pest die Stadt durchzog und verödete. Alles entfloh aufs Land, die Schule wurde leer und er selbst bezog der besseren Luft wegen ein Haus in der Mitte eines Gartens, der innerhalb der Stadtmauern lag. Mitten in dem allgemeinen Elende, während des steten Läutens der Todtenglocke, wurde dieser Sommer so selig für das Kind, wie es noch keinen genossen. Die verzehrende Grübelei war mit der unnatürlichen Einsperrung verschwunden, eben so die versengende Heftigkeit neben den milden Blumen. Er liebte unendlich und wußte es nicht auszusprechen, er gedachte wohl Raphaels, aber das lag zu fern; öfter fiel ihm der schöne kleine Pfalzgraf ein, mit dem er so selige Stunden im kleinen Gärtchen verspielt hatte, er fragte täglich Spiegelglanz danach. Spiegelglanz hatte aus einer gewissen Vorahnung, daß er ihm künftig unter größern Verhältnissen wiedererscheinen könne, nach dessen Schicksalen geforscht, aber nur das Eine mit Zuversicht erfahren, der Pfalzgraf sei auf unbegreifliche Art den Verwandten entführt worden, bei denen er erzogen wurde; ob das Kind umgebracht oder eingekerkert sei, könne man nicht wissen, es scheine, als ob eine ungekannte Hand sein Schicksal leite.

leite. Johannes betrübte sich in seiner Einsamkeit recht ernstlich um den Kleinen und wendete alle seine Freundlichkeit dem harten Spiegelglanz zu, dem er jetzt mehr aus Liebe denn aus Furcht gehorchte. Der Wilde ließ sich gern von Johannes schmeicheln, und diese Wochen allgemeiner Noth wurden die seligsten in der Jugend des Johannes. Er lernte so leicht, denn die neubelebte Phantasie wußte das unselige Sprachwesen unter tausend selbstgeschaffenen Blüthen zu verstecken; er hatte so viele Spielgenossen, als Blumen aufgingen, Vögel aufflogen und Gewürme in ihrer metallnen Heftigkeit sich bewegten, und ihnen gab er alle die schlimmsten Worte und Formeln als Namen, denen sein Gedächtniß sonst widerstrebte. Welche Verwunderung, als in der Mitte des Sommers die Krankheit verschwunden, die Menschen sich wieder verbanden, Johannes auch in den Sprachen alle Mitschüler übertraf und mit seinen lateinischen Versen selbst die Eifersucht des Spiegelglanz erweckte. Alle andern waren in der Zeit zurück geblieben, Johannes aber, als einer der außer dem Kreise der Natur stand, war inzwischen gewachsen an Körper und Geist. Mit sicherm Stolz konnte jetzt Spiegelglanz auf Johannes blickend der nahen großen Prüfung denken, sie sollte nach seinem Wunsche ihnen das nöthige Geld vom Erzbischof zu einer Reise nach Rom verschaffen. Zum Wettstreite der Schüler mit einander sollten verschiedene Gegenstände in latei-

nischen Versen zur öffentlichen Prüfung dargestellt werden. Spiegelglanz hatte seinem Johannes eine Beschreibung der Schöpfung bestimmt, er kannte ihn, daß er alle Mitstreiter übertreffen werde und verschaffte ihm nebenher auch den reichhaltigen Stoff. Aber eben in diesem Reichthum lag auch die Schwierigkeit, wie die Poesie aus manchem Nichts, man weiß nicht wie, ein Etwas machen kann, so wird ihr auch ein Alles leicht zu nichts, — weil ihr in diesem Falle nichts genügen will. Der trockne Spiegelglanz hatte davon keine Ahnung, aber Johannes empfand eine solche Noth sich zu fassen, die Masse des erkannten mit dem überschwenglichen Gefühle in Ausgleichung zu bringen, daß er mit der größten Anstrengung nichts als ungeheure Pläne zusammenbrachte, ohne daß ihm irgend ein Anfang würdig erscheinen wollte. Hören wir ihn selbst am Abende des letzten Tages, wo alles geendet sein sollte und blicken wir vorher auf seine Umgebung.

(Ein Gartenhaus mit offenen Thüren, umgeben von einem zierlich gehaltenen Baum- und Blumengarten, es gehört zum Universitätsgebäude in Mainz, doch ist bei der hohen Mauer, die alles einschließt, nichts von der Stadt, nur ein Paar Thurmspitzen zu sehen. Johannes sitzt an einem großen alten Tisch mit Büchern und Schriften bedeckt und liest in der Bibel.)

Johannes.

Und Gott sprach, es werde Licht und es ward Licht.

Die Blumen im Fenster.

Wir welken im Licht,
Begießt du uns nicht?
Wir schließen uns bald,
Es dunkelt im Wald.

Johannes (sieht auf zu den Blumen, will aufstehn, setzt sich dann wieder zum Buch).

Ihr sollt mich nicht stören,
Ich will euch nicht hören. (liest weiter)

Und Gott sprach, es sammle sich das Wasser unter dem Himmel an abgesondertem Orte, daß man das Trockne sehe. Und Gott sahe daß es gut war.

Das Wasserbecken unter dem Röhrbrunnen an der Thüre.

Ich laufe über,
Komm her du Lieber
Und schöpf mich aus,
Sonst lauf ich ins Haus.

Johannes (sieht auf und spottet).

Lauf nur herein zum Spaß,
So wirds doch kühl und naß. (liest weiter)

Und Gott machte die Thiere auf Erden ein jegliches nach seiner Art und das Vieh nach seiner Art und allerlei Gewürm auf Erden nach seiner Art. Und Gott sahe daß es gut war.

Ein Vogel auf dem Birnbaum an der Thür.

Hör wie die Raupen

Fressen im Laub,
Mußt's nicht erlauben,
Strafe den Raub.
Wie sie entlauben,
Deckende Äste
Über dem Neste.
Liebliches Kind
Hilf mir geschwind,
Ich brauch den Schnabel,
Du nimmst die Scheere,
Einst wirds zur Fabel,
Einst wirds zur Lehre.

Johannes (springt auf).

Ich halte nicht den starken Drang,
Zur Rache mahnt mich der Gesang,
Schon tödtete ich viele Stunden
Und hab noch immer mehr gefunden;
O endlos Werk wie dieses Schreiben,
Jetzt muß ich bei der Arbeit bleiben. (liest weiter)

Und Gott sprach, lasset uns Menschen machen, ein Werk, das uns gleich sei; die da herrschen über die Fische im Meere und über die ganze Erde und über alles Gewürm, das auf Erden kreucht.

Die Fliege auf dem Tisch.

Hör ich deinen Kopf so brummen
Oder muß ich selbst so summen?
Trank vom allerbesten Wein,

Schlief beim letzten Tropfen ein,
Setz mich nun auf deine Nase
Daß ich höre, wie sie blase.

Johannes (schlägt mit der Bibel nach der Fliege).

Ich hab sie nicht erschlagen,
Das Blatt ist mir verschlagen;
Nun muß ich lange suchen,
Da lern ich noch das Fluchen. (liest weiter)

Und Gott der Herr machte den Menschen aus einem Erdenkloß und er blies ihm ein den lebendigen Odem in seine Nase. Und also ward der Mensch eine lebendige Seele.

Die Mücken (die fortfliegen).

Hab dich umflogen
Blutiges Feuer
Glänzt mir im Leibe,
Das ich beim Schreiben
Dir ausgesogen;
Tieferes Feuer
Glänzet am Abend,
Tanz ich im Glanze,
Sinkt er so labend;
Ach und der Wanze
Gieriger Mund
Nutzet die Wund,
Wo ich den Stachel
Lasse zurück,

Zeichen zu machen
Anderer Mück,
Wo es mir schmeckte,
Wo ich dich neckte.

Johannes (kratzt sich grimmig, liest aber bald weiter).

Und Gott der Herr pflanzte einen Garten in Eden und setzte den Menschen drein. Und Gott der Herr ließ aufwachsen aus der Erde allerlei Bäume, lustig anzusehen und gut zu essen und den Baum des Lebens mitten im Garten und den Baum des Erkenntnisses vom Guten und Bösen.

Der Baum vor dem Fenster.

Über deinem Haupte
Schweben die Sorgen
Über meinem belaubten
Haupte, wie der Morgen
Glänzet der Abend,
Singet der Vogel,
Rauschet der Wind
Kühlend und labend.
Liebliches Kind
Steige geschwind
Mir auf die Äste,
Die ich im Weste
Neige und zeige.
Halte dich fest
Steige hinein,

Zeig dir ein Nest,
Alles ist dein,
Zeige dir Früchte
Glühend im Lichte,
Kühlend im Mund,
Saftig und rund.
Aller der Tage,
Aller der Plage
Himmlischen Lohn
Giebt dir mein Thron,
Herrlich ist wohnen
Hier in den Kronen,
Sieh nur die Reben,
Die sich erheben
Durch ihr Umschlingen
Mich zu bezwingen;
Aber ich stehe
Fester begründet,
Weiter ich sehe,
Früher entzündet,
Sehe die Wonne
Hinter der Mauer,
Später die Sonne
Sinkt mir in Schauer.

Johannes (schüttelt den Kopf).

Da hab ich lang geträumt
Und viele Zeit versäumt. (liest weiter)

Und Gott der Herr gebot dem Menschen und sprach: du sollst essen von allerlei Bäumen im Garten, aber von dem Baume der Erkenntniß des Guten und Bösen sollst du nicht essen, denn welches Tages du davon issest, wirst du des Todes sterben.

Ein Schmetterling (der an dem Fenster raschelt, weil er durch die Scheiben fliegen möchte.)

Was gähnst du wieder
Und streckst die Glieder?
Springe mir nach
Heiter und wach;
Noch nimmermehr
Kam ich hieher,
Kann nicht heraus
Hier aus dem Haus,
Habe kein Bangen,
Lasse mich fangen,
Tanz auf deine Hand nieder,
Zeig dir mein bunt Gefieder.

Johannes.

Was raschelt an dem Fenster hier
Wie ein lebendges Löschpapier,
Das ist ein Todtenvogel rar,
Den such ich schon ein ganzes Jahr,
Er soll mich doch nicht stören,
Ich will auf nichts mehr hören.

Was läuft denn da auf meiner Hand,
Bist du's mein Würmchen wohlbekannt?

Marienwürmchen.

Sieben Punkte trag ich schwer,
Mach doch einen Punkt hieher,
Daß die Arbeit schließe;
Bring dir viele Grüße
Von den Nachbarskindern,
Die sind viel geschwinder,
Die sind alle fertig,
Deiner schon gewärtig:
Hast du viel geschrieben?
Kann ja gar nichts finden,
Sag, wo ists geblieben,
Kann das so verschwinden?

Johannes.

Still, still, mach mich nicht ungeduldig,
Vor Übereilung zuckt mir schon die Hand,
Flieh fort du bist an allem schuldig,
Du hast den Sinn vom Schreiben abgewandt,
Marienwürmchen fliehe weg,
Dein Häuschen brennt, die Kinder schrein,
Die böse Spinne spinnt sie ein,
Marienwürmchen flieh hinein,
Ich zeige dir den Weg.
Fort ist's!

(Setzt sich ernstlich am Schreibtisch nieder.)

Hört mir nur einmal zu ihr Thierlein, laßt das Singen,
Ich fühls, die Arbeit wird mir endlich doch gelingen. —
Ich war so ganz in Lust und Sonnenglanz versunken,
Vor meinem frohen Blick gestalteten sich Funken,
In wunderbar Gespräch hört ich die Lichtgestalten.
O könnt ich euch nur fest zu meiner Arbeit halten;
Ein schönes Bild so schnell im schönern untergeht,
Kaum weiß ich wo ich bin und wo der Kopf mir steht;
Könnt ich bei einer Arbeit nur beständig bleiben,
Doch andres wird mir lieb und andres soll ich treiben.
Nun jetzt bleib ich dabei bis ich zum Schluß gelange,
Daß ich ein Prämium aus Meisters Hand empfange.
Der Titel ist gemalt und das Papier gefalten,
Mag nun der liebe Gott mit meinem Geiste walten,
Daß all sein Schöpfungswerk in sieben Tag verrichtet,
An diesem Abend noch in Worten sei berichtet,
Ein jedes Kraut genannt, die Vögel all beschrieben,
Der ganze Frühling zeigt, wo Lücken sind geblieben
Im alten Testament; — das will ich alles fassen,
Und eh nicht alles drein, nicht von der Arbeit lassen.
Wie dumm! nun geht das Licht, da ich es eben brauche,
Ich las mich schon ganz trüb als ob's im Zimmer rauche,
So spielt der letzte Strahl und strahlt im Sonnenstaube
Und draußen wehts so kühl in meiner Bohnenlaube,
Die Vögel betten sich laut rauschend in den Hecken,
Wo mag mein Eichhörnlein wohl jetzo wieder stecken,

Da schläft es im Baret, ich darf es wohl nicht wecken.
Heida ihr Tauben bunt, kommt ihr vom Feld zurücke?
Ich öffne euer Haus, — nun fliegt ihr fort aus Tücke.
Ins Freie will ich auch, zu fleißig thut kein gut,
Ein kluges Kind stirbt jung, ich kühle meinen Muth.
O linde Abendluft, wie klingen alle Glocken,
Ich knie vor Gottes Thron, vor dieser Welt erschrocken,
Wie sie so schaudernd schön, wie sie so herzlich gut,
So voll von Spielerei und auch voll Übermuth,
O hör mich, heilges Kreuz, ich möchte gerne streiten,
Wie Karl der große Mann, dir neuen Ruhm bereiten.
Der Wiesenplan steht voll von schönen gelben Blumen,
Die hau ich all herab zu deinem ewgen Ruhme
Als wärs die Heidenbrut im Turban farbig schön,
Sie sollen sich gestreckt vor Christi Kreuze sehn,
Das sich recht hochgeschmückt mit frischem Blumenkranz,
Gewißlich macht das Freud dem guten Spiegelglanz.
Im frischen Abendwind verspring ich noch die Füße,
Und dann der stillen Nacht zur Arbeit ganz genieße.
O weh der Arbeit weh, ach dürfte ich nur leben
Wie diese Thierlein klein, die mich mit Lust umgeben;
Was ist der Bienen Müh, sie bauen kleine Zellen,
Wie gerne möcht ich mich der gleichen Müh gesellen
Und aus dem Blumenkelch mir Wachs und Honig saugen,
Wir armen Kinder nur sehen mit müden Augen
Und thun was niemand nützt, was niemand mag erhalten,

Und wenn es wohlgethan, so lächeln drüber die Alten,
Und falten das Papier und schneiden es zum Drachen,
Und meinen uns damit noch eine Lust zu machen,
Wenn unser langer Fleiß vom Winde aufgeschwungen,
Zerrissen niederstürzt vom Regen ganz bezwungen.
Es muß nun einmal sein, ich muß das Wunder preisen,
Es hüpft mir jedes Wort in den verschlungnen Weisen,
Die Alexander einst, der große Held, gesungen
Als er durch vielen Mord die ganze Welt bezwungen.
Was ich so lang gesucht die Schöpfung zu besingen,
Das will mir nun von selbst in meine Kehle dringen;
Nun wird die Arbeit leicht, das fehlte nur allein,
Wie ich nach Maaß und Zahl ein Schöpfer könnte sein,
Ich will auch das Geschick nicht so zum Spaß abquälen,
Wohl könnte mir sein Dienst dann bei der Arbeit fehlen.
Doch Wunder überall, es läßt mich gar nicht los
Dies zugemeßne Wort, mit jedem Herzensstoß
Muß ich den neuen Schwung als wäre ich besessen,
Bis zu dem Gegenreim mit manchem Wort ausmessen,
Wovon ich nichts versteh und was so hängen blieben,
Aus Büchern, die ich einst dem Meister abgeschrieben.
Ach Gott wo flücht ich mich, so peitschen mich die Worte,
Ich geh darin zu Grund; im Anfang wars die Pforte,
Woraus der Mensch entstieg, da geht er wieder unter.
Jetzt schlägt die Nachtigall, ich fühl mich frei und munter.

Nachtigall du ladest mich ein
Auf den Baum zum jungen Wein,
Ich komme gleich,
Von Zweig zu Zweig
Fliehest du wieder und läßt mich allein,
Nachtigall sprich, was soll das sein?
Wunder, was glänzt am hohen Ast,
Hängt an der Hand, die danach faßt,
Durchsichtig, glänzend, von schönem Geruch,
Das schenktest du mir, es ist schön genug,
Mag wohl das seltne Bdellium sein,
Im Paradiese da war es gemein,
Da tropfte es nieder von allen Bäumen,
Ich mußte so oft davon schon träumen;
Ach fände doch Jeder solch einen Schatz,
Leicht klettre ich nieder wie eine Katz,
Ich will es zu meiner Arbeit legen,
Damit ich beschreib den irdischen Segen! —
Ein anderer Fang steht jetzt bevor,
Jetzt senken sich in den Blumenflor
Die Seejungfern von dem breiten Rhein,
Heut fang ich mir sicher die ein.
Da sitzen zwei, die eine ist grün,
Die andre ist blau, ich fasse sie kühn,
Sie schwirren und toben, es hilft doch nicht,
Ich sehe sie in ihr Angesicht,
Wie haben sie Augen so glänzend braun

Und lange Leiber wie Stahl zu schaun,
Und Flügel durchsichtig wie Marienglas,
Ach wüßt ich nur, ob sie auch fressen was.
Sie haben so einen lieben Mund,
Ich möchte sie küssen zu jeder Stund;
Die Nacht, da müssen sie schlafen bei mir,
Nie sah ich solch ein Engelsgethier.

Spiegelglanz (ist unterdessen nachdenkend und leise sprechend eingetreten).

Das mußte mir geschehen, dem Propheten,
Und konnte ihn mein grimmes Bild nicht tödten,
Vorm Erzbischof mich also zu vernichten,
Daß ich mich nimmermehr kann ganz aufrichten,
Und ich darf mich nicht rächen, muß bescheiden
An seiner hohen Wissenschaft mich weiden,
Ihn rühmen daß er noch mehr Griechisch kann
Als ich, wie halt ich meinen Zorn in Bann,
Mich ärgert alles, selbst daß ich mich ärgre.

Johannes (läuft in Gedanken auf ihn und stößt ihn).

Ach alle gute Geister loben Gott den Herrn!

Spiegelglanz.

Was soll das Plerrn?
Woher so schnell, du sahst mich kaum,
Liefst immer zu ganz blind und wie im Traum.

Johannes.

Verzeiht Meister, kaum erhol ich mich,
Ich hatt Euch nicht gesehn, wie lächerlich,

Ich beb vor Schreck an Händen und an Füßen,
Ich wollt Euch heut mit rechter Lust begrüßen.

Spiegelglanz.

Warum denn heut? Was will denn das bedeuten?

Johannes.

Ach, lieber Herr, ich thät so viel erbeuten,
Wonach ich sonst vergebens hab gejagt,
Seht nur recht zu, so lange es noch tagt,
Zwei Seejungferlein die hab ich gefangen,
Seht wie sie mit den Beinen langen. —

Spiegelglanz.

Zwei Seejungferlein sind ein rechter Dreck,
Geh mache sie todt und werfe sie weg.

Johannes.

Bewahre, du hast es ja selbst erzählt,
Wie einst Ulysses von ihnen gequält,
Und wie die Gefährten vom lieblichen Singen
Verführt ins Wasser thäten springen;
Hier ist kein Wasser, hier ists ganz trocken,
Sie können uns in kein Unglück locken.

Spiegelglanz (vor sich).

Da soll ich nicht ungeduldig werden,
Ich habe gelehrt mit Müh und Beschwerden,
Was die Syrenen für Jungfern gewesen,
Nun denket das Kind an solche Wesen,
Die heutigen Kinder werden nicht klug,
Und dies vor allen ist dumm genug.

Johannes.

Du möchtest sie haben — ich will sie dir schenken,
Sie sind mir das Liebste ohn alles Bedenken,
Du wirst mir sagen, was sie genießen,
Es soll mich kein Gang für sie verdrießen,
Ich will mein liebstes Essen ersparen,
Wir wollen sie beide zusammen bewahren,
Das eine bin ich, das andre du,
Sie haben ohne einander nicht Ruh.

Spiegelglanz.

Du bist ein gutes Kind, — seh zu,
Ich lasse die beiden Jungferlein los,
Sie kommen wohl wieder, wenn sie einst groß.

Johannes.

Ihr spaßt! — ach nein, — Ihr habt es gethan,
Sie ziehen schon hoch in ihrer Bahn,
Wenn ihnen nur kein Unglück begegnet,
Wer weiß wie bald es stürmt und regnet.
Nein, was mir lieb, das laß ich nicht,
Ihr stoßt sie fort, das Herz mir bricht,
Ihr werdet mich auch verstoßen, verlassen,
Wenn ich nicht alle Sprachen kann fassen.

Spiegelglanz.

Ei weine dir nicht die Augen aus.

Johannes.

Das ist nun heut mein Abendschmaus.

Spie-

Spiegelglanz.

Du bist ein Kind, sieh, Heidelbeeren,
Laß doch dein Weinen, sieh die Zähren
Die fallen drauf und werdens versalzen.

Johannes.

Ach lieber Meister, ich muß dich umhalsen.

Spiegelglanz.

Das ist ein Wesen um Wasserfliegen,
Als könntest du gar nichts Größeres kriegen,
Gedenk nur an die Prämien morgen,
Du thust doch heut alles zur Schule besorgen,
Das sind die köstlichsten Bücher auf Erden,
Ich möchte darin zum Kinde selbst werden.
Das eine ganz klein in braunem Leder
Ist kunstreich geschrieben mit köstlicher Feder,
Es ist die Geschichte vom Tyturel,
Ein jeder Anfang ist farbenhell,
Der Anfangsbuchstab mit Gold begründet
Und durch ein herrliches Bild verkündet,
In glänzenden Farben die Ritter und Frauen,
Der Schnitt vergoldet ist anzuschauen,
Dies Buch ist der besten Dichtung Preis,
Du wirst von Eifer und Sehnsucht heiß.

Johannes.

Gewiß, ich muß das Buch gewinnen,
Es schwebet mir vor in allen Sinnen,

Die kleinen Bilder sich vor mir bewegen
Und machen Musik und hauen mit dem Degen.

Spiegelglanz.

Wir haben der fleißigen Kinder gar viele,
Es fehlt dir noch Sicherheit in dem Style,
Sonst kommt dir wohl manches gute Bild,
Zur Ausführung bist du etwas zu wild;
Nun zeige doch her, was hast du geschrieben,
Du warest doch fleißig, wo ist es geblieben?

Johannes.

Ich hing so meinen Gedanken heut nach,
Da wurde so manches Neue mir wach.

Spiegelglanz.

Zeig her!
Auf diesem Papier so kreuz und quer
Sind nichts als krumme Striche zu sehen,
Wer soll die verstehen?

Johannes.

Ich wollte so eben recht lustig anfangen,
Da war die Sonne vergangen;
Mich brannte der Stuhl, es war so schwül,
Und draußen wars kühl,
Mir wurde verhaßt
Der Arbeit Last,
Der Müßiggang
Lockte im Nachtigallsang.

Spiegelglanz.

Die Nachtigallen zum letzten Mal sangen
Die will ich bald im Meisenkasten wegfangen,
Und ihnen den schreiigen Hals umdrehn.
Du Schlingel wirst nun mit Schande bestehn!
Ein schönes Wunderkind
So dumm wie ein Rind!
Wozu nun meine Mühsamkeit,
Mit der ich dich gebracht so weit,
Daß du nun selber kannst was thun?
Statt dessen will der Faullenzer ruhn,
Mit allen elenden Thieren spielen,
Nach den unreifen Früchten fühlen.
Hört er Esel, wenn ich mit Ihm spreche,
So ists nicht schicklich, daß er Blätter abbreche
Und mit den Füßen im Sande rührt!
Das schöne Papier hat er so verschmiert,
Statt ein Gedicht darauf zu schreiben;
Das will ich Ihm mit dem Stock vertreiben.

Johannes.

Ach lieber Herr, ich war doch fleißig,
Ich machte Pläne mir wohl dreißig,
Für jeden Tag des Monats einen,
Doch heut allein vollführt ich keinen,
Weil hier ein ewges Singen war
Von einer Käfer= und Fliegenschaar,

Von rauschenden Brunnen, knisternden Dielen,
Ei da verging mir Schreiben und Spielen,
Mir kam es vor als wäre ein Aufruhr
Über der ganzen Flur,
Mir schauderte, die Erde wolle nicht mehr schweigen,
Dann thaten sich wieder die Äste so freundlich neigen;
Es steht gewiß was Großes bevor,
Mir klinget eben das rechte Ohr.

Spiegelglanz.

Du wirst zuweilen ganz unvernünftig,
Was soll ich aus dir machen künftig?
Ein großer Tag steht freilich bevor,
Das große Examen ist vor dem Thor.

Johannes.

O laßt es herein,
Ich mag so gerne gesellig sein.

Spiegelglanz.

Ich wollte, du wärest stumm,
Wenn du redest so dumm;
Du scheinst nicht zum Studiren zu taugen,
Als Aufwärter wärst du noch zu brauchen,
Die Zimmer zu fegen, die Betten zu machen,
Das wären so künftig deine Sachen.

Johannes.

Dir wart ich auf so herzlich gern,
Was ich an den Augen dir abseh von fern,
Was dir bequem und was dir lieb,

Ach lieber Meister dich nicht betrüb,
Den andern kann ich nicht aufwarten.
Ach sieh nur her in diesen Garten,
Ich wollt mich vor fremden Gedanken hüten,
Es geht nur nicht bei Früchten und Blüthen,
Mir ist, als lebt ich wie Bienen drinnen
Und kann mich niemals recht besinnen,
Daß ich die Feder wirklich führ,
Bin nirgends wenger als in mir.

Spiegelglanz.

Sollst künftig im Zimmer verschlossen bleiben,
Ich dachte dir fröhlich die Zeit zu vertreiben,
Zur tüchtigen Arbeit dich aufzumuntern,
Das war vergebens zu meinem Verwundern,
Ich muß dich beugen mit Zwang.

Johannes.

Ach lieber Herr, das macht mir bang,
Sollt ich von meinen Balsaminen lassen,
Ich würde die Welt hassen,
Von meinen Erbsen, die ich vor acht Tagen gesät,
Nun eben alles so wohl geräth,
Von meinen Bohnen, die um ihre Stangen
Mit leichtem Grün sich fröhlich schlingen
Und erst so schwach aus der Erde drangen,
Daß ich sie mußt aus der Hülse zwingen;
Seht nur wie schön
Sie da in letzten Strahlen aussehn.

Spiegelglanz.

Fort mit den Kasten,
Die mir das Fenster dunkel belasten.
Ei das verdirbt mir das Haus,
Ich schütte sie aus.
Zum Henker die ziehen Feuchtigkeit in die Mauer.

Johannes.

Ach Gott, nie hatte ich größre Trauer!
Verdorbne Lust, dir hätt ich die Schoten
Mit Kirschen als Kranz zum Geburtstag geboten.

Spiegelglanz.

Ein schöner Staat für einen Professor,
Erdenk einen Kranz, der etwas besser
Sich schickt, und mache mir den Kopf nicht heiß,
Daß ich dich nicht zu Thüre hinaus schmeiß;
Das ist ein Heulen, ein Lamentiren,
Mit jedem Quark ein Mitleid spüren,
Da ist kein Winkel dir zu klein,
Es muß dir zu was brauchbar sein;
Ich glaube, du hättest die ganze Welt
Als Herrgott mit Spielzeug vollgestellt,
Hättst tausend närrische Thiere erschaffen,
Um sie am Sonntag recht anzugaffen.
Ich will doch endlich auch aufräumen,
Was klebt mir denn hier an beiden Däumen?

Johannes.

Das hatte ich dir zum Geschenke bestimmt,

Nun wirfst du's in den Garten ergrimmt,
Es ist Bdellium vom Paradies,
Von einem Baum ichs heut abstieß.

Spiegelglanz.

So soll dich ja der Teufel holen,
Wenn du mich aufziehst mit solchen Sachen,
Ich muß mir die Hände schmutzig machen,
Dir muß ich einmal die Hände besohlen
Mit dem Lineal,
Halt Katzenpfötchen einmal.

(vor sich)

Es kommt mir eine Lust, ich weiß nicht wie,
Daß ich mir keine Schande am Gottsohn erzieh,
So möchte ich ihn mit raschen Schlägen
Todt darnieder legen.
Soll ich, soll ich nicht,
Erst mögen die Glocken ausschlagen;
Was dann mein Geist spricht,
Will ich wagen.

(Der Teufel als griechischer Gelehrter Chrysoloras kommt das Dunkel des Ganges herunter.)

Chrysoloras (vor sich).

Dein Denken zwackt mich in der tiefen Brust,
Verfluchter Kerl, was packt dich heut für Lust,
Das Kind, das mich erheben soll, zu morden;
Verrückt ist er vom vielen Sitzen worden.

(laut)

Zucht bringt Frucht. Mein Spiegelglanz ist so erhitzt.

Spiegelglanz.

Ach Freund, ihr seids! Kein Kind mit Gutem sitzt,
Und will in Ruhe an die Arbeit gehen,
Wie bösen Hennen muß geschehen,
Daß man sie rupft und dann mit Nesseln haut,
Damit sie brüten, so muß man die Haut
Der Knaben erst zum Sitzfleisch vorbereiten,
Es sind so ernste inhaltreiche Zeiten,
Die sie durchleben, wohl gemacht zum Segnen,
Versäumt — in keiner Zeit mehr zu ersetzen,
Daß sie verdienen durch den Thränenregen
Befeuchtung — kurz, man muß die Kinder hetzen,
Ein gutes Pferd, das hat die meisten Tücken,
Ich sage euch das Haun ist mir Entzücken,

Chrysoloras.

Nun ich will sehn, ob es euch wohlgelungen,
Wie ihr die Peitsche segnend habt geschwungen.

Spiegelglanz.

Das ist die Noth, dies Kind will gar nichts lernen,
Ich mag es schlagen, mags mit Schmeichlen körnen,
Ich mill mich seiner gänzlich nun entsagen,
Doch vorher will ichs noch recht tüchtig schlagen.

Johannes.

Glaubts nicht, mein Herr, ich muß mich so erkühnen,
Der Meister schlägt nicht oft; ich thäts verdienen,
Ich hatte heut den ganzen Tag versäumt,
Und allerlei in Müßiggang geträumt.

Chrysoloras.

Ein gutes Kind, es liebt den, der es schlägt,
Ich will versuchen, was es in sich trägt,
An Schulgelehrsamkeit.

Spiegelglanz.

Der Kater schreit,
Da werdet ihr nichts hören.

Chrysoloras.

Ich lasse mich nicht stören.

(Abgewendet zum Kater leise.)

Du treuer Diener mauh die Antwort frei
Ins Ohr des Kindes, daß es hört allein
Und Spiegelglanz davon nichts kann vernehmen,
Ich will ihn hier an meine Seite nehmen.
Nun Kind wie muß ein tüchtges Substantivum
Mit seinem Adjectivo stehn. — So stumm?

Johannes.

Es — Es — die Katze schreiet immer zu.

Die Katze.

In gleichem genere, numero und casu Miau.

Johannes.

In gleichem genere, numero und casu.

Spiegelglanz.

Das war recht gut, nun hab ich wieder Ruh,
Ich hatte diese Regel nie erklärt,
Des Kindes Geist hat sich recht gut bewährt.

Chrysoloras.

Recht gut, doch sag was heißt zu deutsch das genus,
Zum Lohne geb ich dir dann einen Kuß.

Die Katze.

Geschlecht Miau.

Johannes.

Geschlecht.

Chrysoloras.

Nicht schlecht.
Doch sprich, von welchem genus bist denn du,
Damit ich weiß, was du einst kannst regieren?

Spiegelglanz (verlegen).

Nun lassen wir dem Knaben heute Ruh.

Johannes.

Ich bin kein Wort, das nenne ich verführen
Zu Übereilung, wenn man frägt verfänglich.

Spiegelglanz.

Man werde nur nicht grob, sonst unumgänglich
Wird man den Stock Nummer Dreie holen.

Chrysoloras.

Ei lassen Sie, das Kind muß sich erholen,
Wir wollen noch von der Erziehung sprechen,
Wie man den Kindergeist muß spornen, brechen.

Spiegelglanz.

Ich hör so gerne zu, dem vielberedten Mund,
Der alle Sprachen kennt vom Erdenrund.

Chrysoloras.

Viel habe ich als Philosoph betrachtet,
Die Menschheit ist nicht werth daß man sie achtet,
Mit Tugend schafft sie nichts, die Laster sind das
Leben
Und nur durch Laster läßt ein Kind sich heben,
Der Neid, das ist die höchste Kraft von allen
Und wer sie nutzt, dem mag die Welt zufallen,
Die muß durch Wettstreit stark erreget werden,
Durch Neid gelingt es auch mit jungen Pferden
Daß sie ermüdet sich noch übereilen,
Durch Habsucht, Freßsucht gehen sie viel Meilen,
Doch weiter kann der junge Knabe eilen,
Wenn ihr zum Lohn des höchsten Fleißes setzt
Daß er sich liederlich nachher ergötzt,
Die Menschheit kann den größten Sprung vollenden,
Wenn sie das Laster kann zur Tugend wenden.

Spiegelglanz.

Ihr macht mir klar, was ich schon lang gefühlt,
Wonach ich in der Schule auch gezielt,
Die Unart wird dem Fleißigen verziehen,
Durch Preise lohn ich jegliches Bemühen,
Indem ich lobend tadelnd zwei vergleiche,
Erreichen beide ungefähr das Gleiche,
In Eifersucht und neidischem Verdruß,
Die harte Arbeit wird dadurch Genuß.
Ihr seid ein großer Mann, ich schätz euch sehr.

Chrysoloras.

Ihr seid wohl zu bescheiden, schätzt eigne Lehr
In mir und was ihr selbst schon besser dachtet,
Ich seh euch an daß ihr nach Höherm trachtet
Als in der dumpfen Schule zu verstocken,
Es wird die Höh euch nicht vergebens locken,
Es wird ein höhrer Geist aus euch noch sprechen,
Und euch an allen dummen Teufeln rächen,
Die über euch jetzt stehn, ich sehs euch an,
Das Kind wird groß und ihr ein ganzer Mann.
Doch müßt ihr nicht zu lang in Deutschland weilen,
Italien ist das Ziel, dahin müßt ihr jetzt eilen.
Lebt wohl. (ab)

Spiegelglanz.

Wie staune ich, was mir so lang gewiß,
Aus fremdem Mund zu hören, Gott macht den Riß
Zu dem Gesicht, das einst sein Wort verkündet,
Wie leicht daß da ein Weiser es schon findet
Eh noch die Kraft in voller Reife steht,
Wie es so freudig um mein Haupt jetzt weht,
Komm her Johannes, küß mich, sei zufrieden,
Du sollst nicht diese Nacht in schwerer Arbeit müden,
Du hast zum fremden Herrn so brav gesprochen,
Daß dir zur Liebe sei mein Eid gebrochen,
Daß dir mein bestes Werklein sei geschenket,
Damit zu dir der schöne Preis sich lenket,
Da hast du ihn, des Frühlings Festgesang,

Du lernst ihn bald, er ist dir nicht zu lang,
Mußt jeden mit verschiedner Stimme lesen
Und bei den Chören zeig ein ernstes Wesen.

Johannes.

Ei Meister, das ist ja von mir gemacht,
Es war vor einger Zeit in trüber Nacht.

Spiegelglanz.

Bist du von Sinnen, meinst du so zu schreiben,
Versuchs einmal, du läßt es sicher bleiben.

Johannes.

Beim ewgen Gott, das hab ich all geträumet,
Als ich das Semmelholen hatt versäumet.

Spiegelglanz.

Da hör ich nun die Dummheit zum Verzweifeln,
Ist Träumen Schreiben? Sags bei allen Teufeln.

Johannes.

Nein Herr, erzürnt euch nicht, ich habs erlebt,
Geschrieben hab ichs nicht, was vor mir schwebt,
Als wär es noch in steter Gegenwart.
Ich seh den Frühlingsgott so lieb und zart,
Ich seh mein Unglück muß mich selbst beweinen,
O dieses Werk gehöret zu den meinen.

Spiegelglanz.

Du bringst mich um vor Ärger, ich schlag dich todt

Johannes.

Versteht mich nur! — Ach Gott! Er kriegt die heilge Noth
Wie unser armer Klaus auf der Gasse,

Verflucht mich nicht in eurem grimmen Hasse.
Es ist von euch, ich will es allen sagen.

Spiegelglanz.

Nein keinem, du sollst das Geheimniß tragen,
Doch mich bewundern und mir dankbar sein,
Das Beste schenk ich dir, was ich mit Pein
Die ganze Zeit vollendend ausgefeilt,
Kein Wort ist da von selbsten hingeeilt,
Nein untermalt war es ganz nach dem Leben,
Dann hab ich es dem Chaos hingegeben,
Daß es noch geistiger von allem Zufall rein
Sich möge einer höhern Luft erfreun.
O liebes Kind, wie überfällt mich Lust,
Bedecke mich, mir wird so unbewußt,
Laß mich allein bei meiner himmlischen Sache,
Ich seh den Gabriel, er kommt vom Dache.

Johannes.

Es ist die Katze, die so mächtig jammert.

Spiegelglanz.

Nicht doch, sein Flügel mir das Herz zerhammert,
Brich auf du Eisenband, das mich verschließet,
Daß Liebe sich in meine Adern gießet.
Triumph, jetzt fort, sonst send ich dich in Tod!

Johannes.

Ich fliehe Meister, weil es dein Gebot,
Sonst möcht ich dir in deiner Noth beistehen.

Spiegelglanz.

Bedecke mich, du sollst mich so nicht sehen.

(Er deckt den Mantel über ihn und da er still wird, lernt er das Gedicht neben ihm auswendig.)

4.

Das große Examen ist das Weltgericht der Jugendzeit, nach welchem das selige Leben der Ferien, oder die harte Buße der Nacharbeit folgt; die Hörsäle werden gelüftet und gereinigt, und eine neue Zeit mit ihren Begebenheiten folgt nachher wie eine neue Welt, die kaum einzelne Versteinerungen des vorigen in den Namen an den Wänden auffinden kann. Dieser Wechsel ist auch das Ermunternde der Lehrer, die sonst in dem Einerlei der Vorträge und Übungen aussterben würden; nicht blos jede einzelne Natur, auch jede neue eintretende Generation hat ihre Eigenthümlichkeiten, die sich dem eifrigen Lehrer mit großem Interesse enthüllen. Spiegelglanz war ein heftiger strenger, aber kein eifriger Lehrer; er hätte sich um die Fortschritte seiner Schüler nicht gekümmert, wenn seine Ehre nicht auf dem Spiele gestanden hätte; noch heftiger machte ihn aber die Lust, den natürlichen Widerstand der Trägheit und der Zerstreuung in jungen Leuten durch seinen Willen zu brechen, sie zu durchschauen, daß ihre Gedanken selbst vor ihm zitterten und vergessen oder wenigstens versteckt zu sein wünschten.

Sein Tritt erschreckte schon die frohe Jugend, sie stellten Wachen aus, wo er kam, und doch errieth er alles, was sie ihm verheimlichen wollten; ein Blick von ihm brachte sie zur Selbstanklage. Johannes war durch die Furcht der andern vor dem grimmigen Spiegelglanz noch mehr vereinzelt, als durch dessen strenge Aufsicht, wodurch er dem Kinde die Kenntniß seines Geschlechts zu entziehen trachtete. Alle Knaben sahen in Johannes den gefährlichen Angeber, der dem Spiegelglanz alle die kleinen Geheimnisse verrathen habe, mit deren Kenntniß er sie oft vernichtet hatte; er war bei aller seiner Güte von allen gemieden und verabscheut, und hätte er sich nicht bei mehreren Gelegenheiten durch eine übermächtige Kraft furchtbar gemacht, so würde ihn wohl noch mancher gelegentliche Überfall für den Beifall gezüchtigt haben, den Spiegelglanz ihm gern vor den übrigen zu ertheilen Gelegenheit nahm. Um aber den Spottreden zu entgehen, die er nicht bestreiten konnte, kam er meist mit Spiegelglanz, weswegen er dessen Hund genannt wurde, und so trat er auch jetzt in den geschmückten Hörsaal, wo Bänke und Gänge zu der großen Feierlichkeit des poetischen Wettstreites vollgedrängt waren; er hatte einen schwarzen Mantel über schwarze Unterkleider an, gleich Spiegelglanz und den Lehrern, weswegen alle Schüler einander mancherlei Spottreden in die Ohren flüsterten. Er war dessen so gewohnt, daß er sich ruhig

ruhig an seinen Platz setzte. Jetzt verkündeten Trompeten die Ankunft des Erzbischofs, der seinen hohen Sitz in der Mitte von allen einnahm und den Schülern die höchste Gewalt Gottes über die Tyrannen der Erde darstellte, da selbst Spiegelglanz sich vor ihm beugte und der geehrte Chrysoloras sich demüthig hinter ihn stellte. Nun begannen die mühsam zusammengereimten tausendmal gebesserten und abgeschriebenen Reden, aber der Erzbischof hörte wenig darauf, sondern unterhielt sich mit Lehrern und Fremden von den Neuigkeiten des Tages, und so thaten viele Fremde im Gefolge des Erzbischofs, und so wurde mit der vielen Mühe nur wenig Aufmerksamkeit gewonnen. Ein höheres Geschick wollte, daß Raphael, der acht Jahre früher sich als Weinbauer in der Gegend von Paris ansiedelte, durch den Einfall der Normänner seine Frau und seine Kinder verloren hatte, ohne daß er erfahren konnte, ob sie umgekommen oder als Gefangene fortgeschleppt wären, daß er überdrüßig des ländlichen Lebens, das keine Liebe ihm mehr erheiterte, zu seinen reichen Ältern nach Rom zurückzuwandern beschloß, und auf der Durchreise aus alter Erinnerung seiner Schulzeit das Schulgebäude von Mainz gerade an diesem merkwürdigen Tage betrat, aber ohne auf die Redner und die Zuschauer Achtung zu geben, in ein ausführliches Selbstgespräch gerieth und sich die fast erloschenen Erinnerungen wieder vorrechnete.

Raphael.

Der Kindheit Jahre heißen goldne Zeit,
Das Paradies wird frech hineingelogen,
Das Paradies, weil Kindheit fern und weit,
Wenn sie nur eben von uns weggezogen,
Die goldne Zeit, weil alles gleich vergessen
Was uns mit tausend Qualen hat besessen.
Es mag wohl eine schöne Kindheit geben,
Ich sah sie nie, doch könnt ich sie wohl ahnen,
Mit aller Welt ein allgemeines Leben,
Eh noch getrennt die ernsten Lebensbahnen,
Die Welt in Lust und Schrecken neu,
Das Herz so liebevoll und doch so frei.
Ich möcht zurück die bunten Jahre drängen,
Mir selber eine Jugend zu bereiten,
Wie einen Kern von herrlichen Anfängen,
Die sich in selgem Muth um meine Seele streiten;
O süßer Zweifel, seliges Vertrauen,
Sich selbst zu allem tüchtig noch zu schauen.
Mir ists vorbei, möchts euch nur besser werden,
Die ihr den Lauf mit neuer Zeit beginnt,
Ihr jüngern Söhne der verschiednen Erden,
Die ihr in einem Glauben euch besinnt;
Könnt ich von allen lebensfrischen Augen
Den Schulstaub wischen und die Thrän einsaugen.

(Er hört dem Examen und den Reden zu.)

Gedenk ich noch an jene bange Zeiten,

Wenn ich mich zum Examen sollt bereiten
Und vor der endlosen Möglichkeit der Fragen
In meinem kindschen Herzen mußt verzagen,
Wie ich die Sanduhr mit der Angst beschaute,
Als ob man mir den Scheiterhaufen baute,
Wie ich getrachtet, letzte Augenblicke
Zu nützen für die drohenden Geschicke,
Zu früh kam doch die langerharrte Stunde,
Da schien die Zeit selbst gegen uns im Bunde,
Da zitterte, da beugte sich der Kühne,
Betrat er endlich diese Schreckensbühne.
O kindisch Herz, dir schiens ein gut Geschick,
Die Antwort abzusehn an des Lehrers Blick,
Der auch in Furcht für seiner Schule Ehre,
Gern forthalf zu der rechten Weisheitslehre.
Die Stimme wurde fest, wenn es gelungen,
Mit welchem Stolz sah ich nach andern Jungen,
Aus Frost stieg Hitze, kühnliches Vertrauen,
Ich sah sie mit Bewundrung alle schauen.
Und da wars aus, die Seele wurde leer,
Vergessen wars, daß unser Herz so schwer,
Die Eingeweide fühlten Eßlust wieder,
Und kam ich nun mit Lob vom Saale nieder,
Ich mußts dem Apfelweib ganz heiß erzählen,
Sie mußte mir dafür die Äpfel schälen,
Es schien da alle Noth schon überwunden,
Am nächsten Morgen riefs doch zu den Stunden,

Wenn ich die Mühe wollte recht verschlafen;
Das war ein seltnes Lohnen, häufig Strafen.
Doch glaub ich sicher, daß ichs ausgehalten,
Und hätte endlich auch den Preis erhalten.
Da kam der Spiegelglanz zu uns als Lehrer
Und wurde aller Hoffnungen Zerstörer;
Der Hohn, womit er alle Fehler rügte,
Der Spott, womit er freien Sinn besiegte,
Die Tücke, unser Inneres zu rathen,
Entwickelten des Überdrusses Saaten.
Ich schwärmte in die Welt, die uns verschlossen,
Da hab ich Lieb und Wein so arg genossen,
Daß jetzt ein ganzes Leben hinter mir,
Da ich nichts älter als der Schüler hier,
Der da in einer ellenlangen Rede
Erzählt des Bischofs allerletzte Fehde.
Wie ist mir? steht da nicht der bleiche Hund,
Der mir verhaßt wie meine Todesstund?
Ich möcht nur wissen, wo das schöne Kind,
Womit ich damals ihn von unsrer Schul vertrieben
Wenn ich ihn jetzt vielleicht was milder find,
Möcht ich ihn fragen, wo das Kind geblieben.
Doch die Trompeten kündgen Neues an,
Schad daß doch nichts vorm Anfang enden kann.

Johannes (heimlich zu Spiegelglanz).

Ich halt die Zähne nicht mehr fest,
So klappern sie, mein Mund ist trocken.

Spiegelglanz.

Ich drück dich todt, wenn du's nicht läßt,
Ich bring dich um, wenn du wirst stocken.

Erzbischof.

Was giebts denn jetzt, es ist schon spät.

Spiegelglanz.

Es giebt was Guts, wenn es geräth;
Das Wunderkind giebt uns ein Frühlingsfest,
Wenn nur der Muth es nicht verläßt;
Ein gnädger Blick kann alles wirken,
Er scheint ein Stern aus himmlischen Bezirken.

Erzbischof.

Nun Kleiner fasse dich, sieh dich recht um,
Sprich langsam, bleibe lieber stumm,
Als daß du dein Vergessen deckst mit Tönen,
Die nichts bedeuten und auch nicht verschönen;
Gedenk du sähst hier lauter leere Stühle,
Und überlaß dich deinem eigenen Gefühle;
Wer reden will, der muß vor allem denken,
Er müsse reden, müß die Herzen lenken.
Nun lege los mein Sohn!

Der bebende Johannes begann nun die Feier des Frühlings vorzutragen, wie sie Spiegelglanz nach den Traumschatten des schlafenden Johannes geordnet und mit emsiger Eile ins Lateinische übertragen hatte. Da er zugleich Professor der geistlichen Oratorien war, so hob er durch geeignete Vorspiele bei dem Eintreten

der verschiedenen Chöre den wechselnden Charakter derselben, wodurch der geängstigte Johannes sehr erleichtert wurde, sobald das Geschmetter der Pauken und Trompeten seiner hellen Stimme, die bei diesen Fanfaren alle Zeit hatte, sich energisch zu begeistern, Raum gaben. Wir geben hier diese Kantate wieder verdeutscht und mehr verschmolzen mit den Erinnerungen des Johannes, die während dem Hersagen des Gedichtes immer heller in ihm auftauchten und ihn allmählig zu einem Gefühle des Bewußtseins und Miterlebens dieser schauerlich rührenden Traumbegebenheit machten, welche den sicheren Eindruck auf die Zuhörer noch verstärkte.

Frühlingsfeier.

Chor der Jungfrauen.

Es grüßen sich die Hirten wieder
Von Berg zu Berg mit Freudensang,
Die Heerde steigt zum Thale nieder
Und füllt mit hellem Glockenklang
Des Wiederhalles frühen Mund,
Er macht das Fest des Frühlings kund.

Beata.

Der Schäfer lockt mit seiner Flöte
Die Schäflein auf das frische Grün,
Wo in der hellen Morgenröthe
Des Jahres erste Blumen blühn;
Die Lämmer scheinen wie verloren
Im Glanz der Erd und Himmel deckt,
Es hat der Winter sie geboren,
Der Frühling sie zur Freude weckt.

O könnte ich den Gott erblicken,
Der durch die Welt so freudig zieht;
Er lockt mit irdischem Entzücken
Und heimlich dann zum Himmel flieht.

Chor der Jungfrauen.

Wir springen von den Felsenstufen,
Der Frühling hat uns hergerufen;
Wir freuen uns der frühen Milde,
Der Winter räumet das Gefilde;
Doch könnte er wohl wiederkehren
Mit neuer Kraft, mit alter Wuth
Und alle Frühlingssaat zerstören
In böser Lust mit kaltem Blut.

Beata.

Es sinkt der Thau zu unsern Füßen,
Es bleibt ein heller Maientag,
Und sanfte Luft will uns umfließen,
Daß hoch die Flamme brennen mag.
Seht auf zum Himmel — welches Wetter;
Hört Ihr die wilden Tauben girrn,
Dann legt die ersten grünen Blätter
In Kränzen um die keusche Stirn,
Das weiche Gras die Schritte hebet
Zu unserm Festzug unbewußt,
Und was in Euern Herzen bebet,
Das ist ein Übermaaß von Lust.

Chor.

O seht der Blume Haupt erbebet
Am Wasserfall von Tropfenlust,
Und was dir in den Wimpern schwebet,
Ist Freudenthau aus tiefer Brust. —

Beata.

Der Adler führet seine Jungen
Auf seinen Flügeln zu der Sonne;

Die Schlangen haben sich umschlungen,
Und all ihr Gift ist Liebeswonne.
So hat mit Balsam gleich verbunden
Der Frühling mild des Krieges Wunden.

Chor.

Mit den Schwertern die zerbrochen
Glänzend auf dem Strand am Rhein
Schlaget Funken aus dem Stein,
Daß die hellen Flammen leuchten
An dem ersten Frühlingstage.

Beata.

Sammlet fleißig trockne Reiser,
Wünschet feurig, redet leiser,
Betet zu dem Morgenwinde,
Daß die Flamme nicht verschwinde.

Chor der Jungfrauen.

Irrende Winde wehet gelinde,
Wärmt Euch die Flügel rauschend am Hügel,
Zögernde Flammen füget zusammen,
Daß sie verbündet kräftig entzündet
Trocknen Zweigen leuchtend entsteigen,
Daß sie als Zeichen
Den Freunden erscheine
Drüben am Rheine,
Die es erwiedern mit grüßenden Liedern.

Beata.

Die Luft hat unsern Wunsch erfüllt,
Die in den goldnen Flammen spielt,
Schmückt das goldgelockte Haupt der Flamme
Mit dem frischen Thymian,
Trocknen Blumen macht er Bahn;
Werft hinein die trocknen Malven,
Gebet sie in Flammenhand,

Daß die frischen Triebe wallen,
Wird der todte Stamm verbrannt.
Auch der Sonnenblumen Scheiben
Von den Vögeln ausgepickt
Soll das Feuer spielend treiben,
Daß kein Grün davon erdrückt.
Auch der Vögel alte Nester
Stürzet in den Flammenheerd,
Denn die Liebe einet fester
Die in neuer Mühe sich bewährt.

Chor.

Die Flamme steigt zur höchsten Höhe,
Der Unschuld Schwur sei dargebracht,
Die Flamme uns zum Zeichen wehe,
Die Schuldge strafe Feuers Macht.
Wir alle, die wir hier beisammen,
Wir schwören bei dem heil'gen Schein,
Der reinen Unschuld heil'ge Flammen
Bewahrten unsre Herzen rein. —

Beata.

Es weht der Schwur
Zum Himmel in den Flammenspitzen,
Es hört ihn Wald und Flur;
Der Himmel zeigt in frühen Blitzen,
Die durch die heitre Bläue ziehn,
Er sehe unsre Herzen glühn.
Betet um des Himmels Milde,
Daß er uns mit gutem Schilde
Decke auch in diesem Jahr,
Wenn uns nahet Kriegsgefahr.

Chor.

Es hörten unsern Schwur
Der Himmel und die Flur;
Sie hören das Gebet,
Das still zum Himmel weht.

Beata.

Zum Opfer werft Wachholderäste,
So hebt sich knisternd Wohlgeruch;
Gern dient das Feuer jedem Feste,
Es hebt den Duft im Freudenzug.

Chor.

Wie lieblich duften blaue Flammen
Aus trocknen Ästen auferweckt;
Vom Winter muß der Frühling stammen,
Das Feuer die Verwandlung deckt.

Beata.

Nach altem Brauch bleibt nun beisammen
Und tanzt nach alter froher Sitt,
Wie reichlich spielen grüne Flammen
Um unsern leichtbewegten Schritt,
Und jedes Grün das wir betreten
Hebt frischer seine Blätter auf,
Wenn wir es tanzend niedertreten
In unserm flügelschnellen Lauf.

Chor.

Es hat das Jahr nun ausgeträumt,
Die Well in Tanzes Wirbel schäumt;
Wie glänzt der Rhein, wie strömt das Blut,
Es hüpfet auf in frischem Muth.
Die Fische springen auf dem Spiegel
Des hellen Stromes hoch empor,
Die Freude leiht uns ihre Flügel
Und trägt uns zu der Engel Chor.
O dieses Glück wird ewig dauern! —

Eine Jungfrau.

Weh uns, was seh ich dort mit Schauern!

Beata.

Du sinkst erblaßt an meine Brust!
Was hat gestöret deine Lust?

Hat deinen Fuß ein Dorn verletzt? —
Hast du ihn auf den scharfen Stein gesetzt? —

Jungfrau.

Weh uns Wehe! Wohin entfliehen? —
Seht Ihr dort die Feinde uns umziehen? —
Dort wo der Rhein vom Wald ist versteckt,
Da ist er mit schwarzen Schiffen bedeckt.

Chor.

Trometen schmettern von den Schiffen,
Die Panzer glänzen in dem Rhein,
Bald hat auch uns der Feind ergriffen,
Es hört kein Freund der Jungfraun Schrein.

Beate.

Sie werden nicht das Fest des Frühlings stören,
Sie werden ritterlich die Jungfraun ehren.

Chor der Feinde.

Es senket der Rhein das eisige Schwert,
Das uns den Kampf so lange hat verwehrt;
Doch haben wir ihn mit Rudern geschlagen,
So mußt er uns hinübertragen.
Juchhei ans Land geschwind zu Pferd,
Wir rauben die Jungfraun an Feindes-Heerd.

Chor der Jungfrauen.

Wehe wo weilen die Brüder, die Freunde,
Wind und Wellen besiegen die Feinde;
Sehet sie nahn auf gerüsteten Pferden,
Sehet die Hirten, sie flüchten die Heerden,
Treiben sie jammernd zu höhern Bergen,
Wehe nichts kann uns im Thale verbergen;
Kommt wir stürzen uns in den Rhein,
Wir wollen treu dem Schwure sein.

Beate.

Sehet auf, fasset Muth,
Dort im Staub am Berg hernieder

Nahn die Brüder,
Sie schützen treu ihr Blut.

Chor der Freunde.

Wir Reiter auf Wolken von flüchtigem Staub,
Wir eilen zum Schutze der Jungfraun herbei,
Wir hörten ertönen ihr Jammergeschrei,
Noch hallen die Berge, noch zittert das Laub.

Walter.

Juchhei mein Pferd, du kennst deinen Lauf,
Du sprengst in den dichtesten Feindeshauf,
Wie blitzen die Schwerter im Sonnenschein,
Wie donnern die Rosse drein drein drein! —

Chor der befreundeten Ritter.

Wie blitzen die Schwerter im Sonnenschein,
Es donnern die Pferde, wir sprengen in den dichtesten Haufen hinein.

Chor der Jungfrauen.

Wehe, wehe in der Mitten,
Zwischen den ergrimmten Haufen,
Angeweht von Pferdeschnaufen,
Werden wir in Staub geritten.

Beate.

Bruder! Freunde, treue Ritter!
Hemmet Eures Zornes Flamme;
Seht wie tobende Gewitter,
Steht Ihr drohend über Euerm Stamme! —
Freunde, Ritter, Eure Ehre
Fordert, Frauen zu beschützen,
Senket Eure wilden Speere,
Laßt sie heut im Ritterspiele blitzen,
Hielt der Winter Euern Streit bezwungen,
Fester hat die Ehre Euch umschlungen.
Freundschaft und Vertrauen sollt Ihr achten,
Freier Jungfraun Blumenketten nicht verachten.

Ritter.

Ach wie werde ich verrathen,
Diese blühend rothen Wangen
Hemmen alle meine Thaten,
Wecken in mir zärtliches Verlangen.

Chor der feindlichen Ritter.

Uns entsinket Speer und Zügel
In dem Anblick dieser Schönen,
Eine hält mir schon den Bügel,
Diese will mit grünem Kranz mich krönen.

Walter.

Deiner Augen flehende Gewalten,
Sie tödten meinen Ruf.
Ich kann das gute Schwert nicht in der Scheide halten,
Das mir des Namens Ruhm erschuf.
Schon wähnt der Feind, daß ichs vermeide
Mit diesem Schwert ihn zu bestreiten
Und deiner Schönheit Zauberblume
Ergiebt er sich statt meinem Ruhme.
Dies duldet unsers Stammes Ehre nicht,
Zu kämpfen hier ist Ritterpflicht,
Zieh heim Beate und sieh den Kampf der soll entscheiden,
Von unsers Hauses Zinnen an von Weitem.
Auf Ritter! — Auf, noch eh der Tag sich wendet,
Sei unser Streit durch Glück und Muth geendet.

Siegfried.

Geendet ist der Streit
Schon heut auf ewge Zeit.
Nehmt, edle Fürstin, dieses Schwert,
Ihr seid allein der Herrschaft werth.

Walter.

Ich staune die Verwandlung an,
Doch ahn ich die Mächt, die dich bezwangen;

Ich mahn dich an alle tapfern Tage,
Wo unsrer Schwerter Streiche in einander klangen.

Siegfried.

Andre Zeit,
Andrer Sinn,
Zu dem Streit
Zog ich hin,
Sieg und Tod an beiden Seiten,
Beide wollten für mich streiten,
Doch sie gingen beide über
Zu der Schönheit Lustgestalt
Und mir blieb nichts als das Fieber,
Schöner Träume Allgewalt.
Und ihr Wille ist mein Muth,
Und ihr Athem treibt mein Blut,
Und ihr Wort ist mein Verstand,
Und mein Schwert in ihrer Hand
Kann mir Leben geben, nehmen.
Ehre kann mich nicht beschämen,

Beate.

Ich nehme dein Schwert
Und werf es auf den freien Flammenheerd,
Keine Hand es zu ergreifen sei also kühn,
Ehr und Freundschaft soll in Euch erblühn
Wie des Thales Frühlingspracht
Heut erblühn wird über Nacht.
Hier als Jugendfreunde Euch erkennet,
Die in Neigung und in Treue einst verwandt,
Eh dies grüne Thal die Väter hat getrennet,
Bis der Tod sie wiederum verband.
Dieses Thal, das einst dem Rhein entstiegen,
Birgt so viele Opfer Eurer Siege
Tief verhüllt in seinem grünen Schooße,
Bald entsteigen ihm viel rothe Rosen,

Von Verlaßnen eingepflanzt, die jammernd schieden
Von geliebten Seelen, die jetzt ruhn in Frieden,
Damals einen Strom von Blut zurücke ließen,
Dem noch täglich viele Thränen fließen.
Gebt dem Boden nicht erneutem Leiden,
Weihet ihn des Friedens süßen Freuden.

Siegfried.

Ich nehm den Kranz, den Ihr mir dargeboten
Als Friedens- und der Hoffnung Boten.

Walter.

Ich theile wieder diesen Kranz mit dir,
Er sei des Friedens Zeichen dir und mir.

Siegfried.

Mein Walter nimm den Händedruck in Lieb und Fried,
Um so viel edle Freunde, um so viel edle Zeit.
Ach lebten noch die theuern Helden alle,
Die dieser Boden fest umschließt.

Walter.

In deine Hand laß ich die Würfel fallen,
Sprich du, wem dieses Land gebührt,
Das uns mit seiner Herrlichkeit entzweite.

Siegfried.

O wem gehört dies schöne Land der Freude
Als der, die uns den Frieden hat gesandt,
Wie kannst du zweiflen, kanst du fragen? —
Die Schönheit soll auch diese Krone tragen.

Chor der Ritter.

Heil dir Beata, Fürstin im Thal.

Beata.

Ach mich drückt nieder Eure Wahl,
Ihr sollt nicht lohnen dem frommen Sinn,
Daß Ihr ihm gewährt, ist ihm allein Gewinn.

Walter.

Du allein kannst sie nicht tragen
Dieses Landes schwere Krone,
Liebe theilet gern die Plagen,
Schützet dich auf hohem Throne.

Beate.

Zitternd hör ich deine Rede,
Ahne was sie mir bedeute;
Ach in dieser harten Fehde
Nimmt die Großmuth mich als Beute.

Siegfried.

Nahes Glück wird ferner Traum,
Zweifel trägt des Glückes Baum,
Reifen läßt er keine Frucht;
Sehnsucht weilt und schmerzlich Wort,
Denn die Zeit in ihrer Flucht
Reißt die Blüthe mit sich fort.

Chor der Jungfrauen.

Wie die Wolken vor die Sonne,
Wolkenschatten übers Thal,
Also zieht durch Liebeswonne
Zweifel deine finstre Qual.

Siegfried.

Dir o Jungfrau ist gegeben
Freier Länder Heiligthum;
Heitre Freiheit sei dein Leben
Und dein Wille unser Ruhm.
Hast du schon dein Herz vergeben,
Krönen wir den Herrscher gleich,
Willst du einsam heilig leben,
Sei dies Thal ein heilig Reich,
Oder willst du zweiflend wählen,
Überlasse dich der Zeit.

Meine

Meine Näh soll dich nicht quälen,
Deinen Ruhm verkünd ich weit.

Walter.

Völker die durch Blut verfeindet,
Werden auch durchs Blut befreundet;
Fest verbündet ist das Land,
Reichst du Siegfried deine Hand.

Beate.

Mich erschreckt des Bruders Willen.
Nein ich kann ihn nicht erfüllen,
Mich allein muß ich verdammen —
Meine Thränen fließen Euch.

Siegfried.

Ach du schürest meine Flammen,
Machest meine Seele weich.
Wehmuth dir im Blick zu lesen,
Läßt mich niemals mehr genesen,
Doch in mitten meiner Schmerzen
Fleh ich folge deinem Herzen.

Chor der Jungfrauen.

Wenn im hellen frischen Morgen
Eine dunkle Rebe weint,
Bald der Knospen Grün erscheint,
Frühling spielt mit leisen Sorgen.

Beate.

Nein! es reißt der goldne Schleier,
Der so mild mein Herz gedeckt,
Dieses Tages hohe Feier
Ist durch tiefen Gram befleckt,
Und es rauscht im schönen Rheine,
Was des Frühlings Stunde trübt,
Daß ich seufze, daß ich weine,
Weil ich nimmermehr geliebt.

Chor der Ritter.

Arme Fürstin, die noch nie geliebt,
Nimmer warst du selig tief betrübt,
Nie hast du des Thales Grün gesehn,
Wie die Düfte liebend zu dir wehn!

Andrer Chor.

Nie hast du gehört des Waldes Rauschen,
Wenn die Vögel singend sich belauschen,
Nie hast du gesehn des Rheines Glanz,
Trägt er eines Weinbergs hellen Kranz
Auf der freien spiegelglatten Stirn,
Ach dein Herz muß ewig zweifelnd irr'n.

Beate.

Rufet mich nicht nach dem Rheine,
Denn schon nahet mein Geschick;
Liebe funkelt in dem Scheine,
Wunder ahnet schon mein Blick;
Fliehen möcht ich und muß bleiben,
Seh den Schreckensnachen treiben.

Erster Chor.

Wer naht im frischen Morgenwind?

Zweiter Chor.

Ein Wunder naht im frischen Morgenwind.

Erster Chor.

Am Maste steht ein Jüngling wie ein Kind
Und singt daß alle Echo rings erwachen.

Zweiter Chor.

Die Laute klingt in seiner zarten Hand
Als wisse sie was seine Lippen sagen.

Erster Chor.

Die Schwäne schlagen in dem Unbestand
Den Wellentakt mit mächtigem Behagen.

Zweiter Chor.

Die Reben steigen aus dem Nachen auf
Zum Schattendache über ihm sich zu verschlingen,

Erster Chor.

Die bunten Vögel sitzen rings darauf
Und lernen bald wie er so lieblich singen.

Zweiter Chor.

Die Nachtigall sitzt auf des Sängers Hand
Und flattert sich im Gleichgewicht zu halten.

Erster Chor.

Wie er auch spielt, so heftig, so gewandt,
Sie scheint bezaubert von des Tons Gewalten. —

Chor der Schwäne.

Wir Schwäne ziehn den Gott des Lebens,
Uns treibt geheime Todeslust;
Es widersteht die Fluth vergebens,
Rauscht auf an unsrer weichen Brust,
Die Wasserlilien uns umschlingen,
Begleiten unsre Wellenbahn der Frühlingszeit;
Nichts kann die dunkle Sehnsucht zwingen
Voran der Lust zur stillen Ewigkeit.

Frühling.

Sank ich sonst als Morgenthau
Aus der Wolke weiß Gefieder,
Traten mich auf grüner Au
Holde Frauen tanzend nieder;
Stieg ich auf in Veilchenpracht,
Rissen sie mich spielend ab;
Wurde einmal angelacht,
Und ihr Busen ward mein Grab: —
Lieb und Frühling sangen alle Herzen,
Frühlingsliebe konnten sie verscherzen.
Ich der Gott ward Mensch im Zorn
Und verkörpert in der Rache;

Doch als Gott hab ich geschworen,
Daß ich aller Liebe lache.

Alle Chöre.

Wunderbare Zauberklänge, Leben in der Übermacht,
Freier Athem, Herzensenge, Sonnentag in Mondennacht.

Frühling.

Winket nur, Ihr schönen Frauen,
Seufzet Euer zärtlich Ach!
Eure Augen glühn vom Schauen,
Stürzt Euch in den Fluß mir nach; —
Lieber Frühling, pochen alle Herzen,
Ich kann zornig lachen, rächend scherzen.

Beata.

Wie soll ich dich, o Sänger, nennen,
Doch meine Sehnsucht sah dich schon;
Den Gott des Frühlings wollt ich kennen
Und sehe dich auf seinem Thron; —
Dir brennen diese Feuer alle,
Dich ehret unser frohes Fest,
O nahe dich mit süßem Schalle,
Daß sich dein Wort vernehmen läßt!

Chor der Jungfrauen.

O nahe dich, denn fern verklungen
Ist uns das Wort, das du gesungen.

Beata.

Sei begrüßt als Gott des Flusses,
Trete auf dein armes Land,
Eine Fülle des Genusses
Säet in Tönen deine Hand! —
Selge Ernte, wo du weilest,
Wo dein Nachen stille steht,
Da du solchen Schatz vertheilest,
Wo er rasch vorübergeht. —

Frühling.

Todesſang im Schwan erglüht
Reißt mich eilig ohn Erbarmen
Aus der Welt, die neu erblüht,
Aus den ausgeſtreckten Armen,
Reißt mich bald zum Erdenrand,
Eh vorüber meine Zeit,
Zu des Himmels blauem Strand,
Der von Menſchenlaſt befreit;
Komm Frühling! — rufen ſchon die Götter,
Denn ſie ſehnen ſich nach Frühlingswetter.

Beata.

Weile, weile, ſüßer Knabe,
Sieh mir naht der Vogel dein,
Dieſes Land ſei Morgengabe
Für dein Singen zart und rein.
Willſt du es mit Luſt regieren,
Nimm auch ſeiner Fürſtin Hand,
Daß ſie lern die Laute rühren
Und dich feßle dieſem Land.

Frühling.

Ich möchte höhnend ſie verſchmähen,
Die mich vertrauend liebend grüßt.
Doch aller Zorn verſchmilzt wie Schnee,
Und all mein Trotz wird nun gebüßt
In ihrer Augen ſüßem Licht,
Das zärtlicher zum Frühling ſpricht,
Als lockend zu Euch ſpricht das Frühlingswetter;
So giebts ein Schickſal auch für Götter! —
Und ich nahe mich dem Land,
Streu mit Blumen ſeinen Strand.

Chor der Jungfrauen.

Seht er nahet ſich dem Land,
Streut mit Blumen dieſen Strand —

Zweifelnd scheint er noch zu schwanken,
Führt ihn her, Ihr freundlichen Gedanken! —

Beata.

Umwacht die stille Himmelsbläue
Der Erde erstes Lebensgrün,
Da sehnt sich alles in das Freie
Und will mit allen Blumen blühn.
Und einer Lust geheime Weihe
Umfängt uns in der Sonne Glühn,
Wie rings die goldnen Strahlen weben
Strömt Luft und Wasser neues Leben.
Ein Liebesnetz ist angefangen,
Es schließt mich immer enger ein;
Ich gebe mich so gern gefangen
Und mag nicht mehr befreiet sein.

Frühling.

Nur in Tönen kann ich sagen
Von der Liebe Frühlingstagen.

Beata.

Von dir will ich in Stummheit lernen
Wie die Blumen von den Sternen.

Chor der Ritter.

Welch Beginnen, welche Zucht,
Liebe schenkt sie dem, der keine Liebe sucht.

Walter.

Welch Beginnen doch, von Tönen so umschlungen
Fühle ich mich bezwungen von dem Schönen.
Fliehen wir den Zaubernachen.

Siegfried.

Mir im starken Herzen
Glüht die Eifersucht,
In Verzweiflung in der Flucht
Lösche ich die wildentbrannte Schmerzen,

Fliehend meiner Liebe Abgrund,
Fliehend diesen Göttermund,
Fliehend diesen Zaubernachen.

Chor der Ritter.

Folgt den Helden die uns führen,
Zauberton soll uns nicht rühren,
Fliehen wir den Zaubernachen.

Beata.

Seh die Freunde, sie fliehn,
Könnt ich dich nur halten.
Doch der Schwäne tückische Gewalten
Dich vorüber ziehn,
Eh ich deine Hand berührt.
Ach wohin wirst du geführt!
Lichte Schwäne, stolze Schwimmer,
Wendet Euch zum Land im Sonnenschimmer.

Frühling.

Haltet an, Ihr treuen Schwäne,
Liebe winkt mit Blick und Hand;
Was ich mir so lang ersehne,
Alles schenkt dies grüne Land.
Und die Nachtigall kehrt wieder,
Trägt ein grünes Myrthenblatt,
Singet mir der Fürstin Lieder,
Die sich mir ergeben hat. —
Haltet an den Purpurnachen,
Tretet auf den grünen Strand;
Holdes Seufzen, traulich Lachen
Füllet dieses selge Land.

Die Schwäne.

Nur auf Wellen sind wir schön,
Von der Wellen Kraft vergöttert,
Hell hoch unsre Flügel stehn
Und ihr Schlag wie Blitz zerschmettert.

Unser Hals den Feind umschlinget
Und nach Schlangenart bezwinget.
Ewig zieht die Fluth vom Strand;
Kannst du nicht die Strömung halten,
Reißt sie uns vom nahen Land
Mit den schmeichelnden Gewalten,
Die uns dienend dich bezwingen,
Uns erhalten und verjüngen.

Frühling.

Ach ich büße nun in Thränen,
Daß mich diesen stolzen Schwänen
Zorn und Rache hingegeben;
Ach verlornes Frühlingsleben.

Schwäne.

Klage ist uns nicht erlaubt,
Tobend wird der Strom noch rauschen,
Darum tauchen wir das Haupt,
Deinen Schmerz nicht zu belauschen,
In den Spiegel aller Dinge,
Daß uns frisches Blut durchdringe.

Frühling.

Fühllos reißt Ihr mich vom Glücke,
Ach wie schmerzt der Sonne Schein,
Wenn die sehnsuchtvollen Blicke
Sollen ohne Liebe sein.
Wenn die Strömung weiter, weiter,
Wo der Himmel ewig heiter
Den Betrübten, den Getrennten
In die fremden Welten zieht;
Ach wenn Götterthränen brennten,
Wär mein Auge schon verglüht.

Beata.

Trost des Herzens, daß du liebest,
Schmerz des Schmerzes, daß du dich betrübest

Fern den Augen die verdunkelt;
Schon dein lieblich Antlitz funkelt
Wie ein Stern der niedersinkt
Und im Wellenglanz ertrinkt;
Haltet an, Ihr harten Herzen,
Höret meine, seine Schmerzen.

Beide.

Hart und schrecklich ist das Leben,
Flüchtig zieht der grimme Fluß
Durch die Felsen, durch die Reben
Wie der Pfeil im Todesschuß.
Ach das Herz das er getroffen
Stand so offen seinem Grausen;
Wie der Liebe, wie dem Hoffen
Lauscht es auch des Pfeiles Sausen.

Chor der Jungfrauen.

Sieh nicht nach dem Purpurnachen,
Langsam konnte er nur nahn,
Statt der Schwäne reißen Drachen
Rasch ihn fort auf blutger Bahn;
Sieh der Schaum auf allen Wogen
Zeigt die wilde Raserei,
Die den Sänger fortgezogen;
Als der Liebe er vorbei,
War vorüber seine Freude,
Weheruf in bittrem Leide
Tönt in seiner Laute Klang,
Füllet ewig den Gesang. —

Chor der Schwäne.

Daß uns frisches Blut durchdringe,
Rasch vorüber in das weite Meer;
Daß der Zorn die alte Welt verjünge,
Ist uns das Vergangne todt und leer;

In der Reue, im Vergessen
Löst sich Liebe, die vermessen
Nach dem Geiste irdisch trachtet,
Tod hat sie im Licht umnachtet.

Beata.

Wer vergessen kann — und wem reut, daß er geliebt,
Ach der kann nicht lieben, kann nicht sterben in der Liebe.
Ach ich bin so selig, daß ich liebe;
Außer dieser Liebe ist die Welt! —
Lebe wohl du Welt! — — —
Ferne hin erschallt der Abschiedruf,
Selig, selig, wer aus Liebe stirbt.

Chor der Jungfrauen.

Grauenvoll! — welcher Entschluß
Reget den trauernden Sinn!
Haltet sie ab von dem Fluß;
Tage sind Kraft und Gewinn
In dem verzweifelnden Herzen,
Thränen erleichtern die Schmerzen.

Beata.

Sorget nicht, daß ich ein Leid mir thu,
Alles Leid ist mir um Liebe worden,
Und wer kann die süße Liebe morden? —
Meine Liebe fände keine Ruh
In den Elementen die beleben,
Würde überm Wasser rastlos schweben;
Meine Liebe eilt dem Urquell zu.
Gegen einen Strom ringt mein Gesang,
Gegen einen Strom von ird'schen Thränen,
Gegen einen Strom von ird'schen Wähnen.
Fort zur Quelle wo das Herz entsprang,
Wo das Herz am Herzen wieder springet,
Wo sich Erd und Himmel ganz durchdringet,
Wo kein Untergang aus der Sehnsucht drang.

Chor der Jungfrauen.

Eilet! entreißt sie dem Flammenheerd,
Dem sie sich schwindlend hat zugekehrt;
Wehe, sie stürzt in das Schwert,
Das sie versteckte am Heerd. —

Beata.

Alle Gestalten vergehn,
Alle Töne verwehn;
Ich sinke in Licht
Das mein Herz durchsticht! —
Welcher Strahl
Erhebt mich vom trostlosen Thal!
Selig, selig, wer aus Liebe stirbt.

Chor der Jungfrauen.

Reißet alle Frühlingsblüthen
Ihr zum Sterbebett zusammen,
Ihre Wangen schon verglühten
Mit den hellen Augenflammen.
Seht! der Sturm durchwühlt den Himmel
Und der Rhein erbraust im Schrecken.
Machtlos irdisches Getümmel,
Du kannst nicht die Todten wecken.
Und der Schnee der wiederkehret
Nach dem kurzen Frühlingsschein,
Uns kein einzig Glück zerstöret,
Er bedeckt nur unsre Pein! —
Seht der Rhein ist ausgetreten,
Reißt zu sich dies Unglücksland,
Laßt uns beten!
Denn wir stehn am Grabesrand.

(Der Strom nimmt sie hinweg.)

Erstes Chor der Hirten.

Fern erbebend bei dem Wetter
Eilen wir zum Schutz der Frauen,

Alles schwankt, wohin wir schauen,
Es verzagen alle Retter,
Denn verschwunden ist das Thal.

Zweites Chor der Hirten.

Welche Stille, welches Brausen,
Fluthen wirbeln und erblitzen
Schon um hoher Bäume Spitzen,
Unsre Herzen füllt ein Grausen,
Denn verschwunden ist das Thal.

Beide Chöre.

Unsre Herrn
Weilen fern;
Weh wer soll es ihnen klagen,
Was wir kaum zu sagen wagen.

Ein Chor.

Weh, die Fürstin und das Land
Hat der Rhein mit starker Hand
In das Todesbett gerissen.

Zweites Chor.

Arme Braut, auf kalten Kissen
Wirst du deinen Bräutgam missen.

Beide Chöre.

Frühling ward der Welt entrissen,
Schönheit riß er mit sich fort,
Sehnsucht weilt und schmerzlich Wort.

Ein Chor.

Hart und schrecklich ist das Leben.

Zweites Chor.

Untergang sein innres Streben.

Beide Chöre.

Seligkeit ist nur im Tod.

Erzbischof.

Victoria, der Jung hats gut gemacht,
Verstanden hab ich nichts, doch gab ich auch nicht Acht,
Weil Augen und Geberden lebhaft sprachen;
Ich habe fast geweint bei seinen Sachen;
Du wirst ein Volksredner, ich muß dich küssen,
Du mußt recht vieles in der Metrik wissen,
Sie ist das Haupt der Rede und des Lebens,
Kein Mensch auf Erden lernet sie vergebens,
Sie giebt Gemessenheit in allem Handeln
Und sichern Takt in allem unsern Wandeln.
Gebt ihm die Prämie, das werthe Buch,
Nicht wahr, mein Sohn, du hast doch dran genug.

Johannes (kniet nieder).

Gerührt, voll Dank, ich weiß mich nicht zu fassen.

Erzbischof.

Laß gut sein, will dir deinen Dank erlassen.
(Er überreicht ihm das Buch.)

Ein Schüler (zum andern).

Ich dachte gleich, daß der es würde kriegen,
Der weiß sich an den Spiegelglanz zu schmiegen,
Gewiß hat der das Ding ihm einstudirt,
Vielleicht wohl gar das Beste dran geschmiert.

Erzbischof.

Euch werther Meister Spiegelglanz zu loben,
Sei auch von mir nicht länger aufgeschoben.

Was wünscht Ihr Euch, daß Ihr des Kindes Geist
Zum höchsten Gipfel alles Wissens reißt?

Chrysoloras.

Nun sagt es heraus, es wird jetzt bei Euch stehn.

Spiegelglanz.

Ich möcht so gern mit ihm auf Reisen gehn.
Italien wär meiner Wünsche Ziel,
Da giebt es weiser Männer noch so viel,
Bei denen ich kann in die Schule gehen,
Daß ich dies Kind auch wünschte dort zu sehen.

Erzbischof.

So send ich Euch zum Lohn mit Eurem Knaben
Nach Rom, daß dort sein Wissen, seine Gaben
In beßrer Sonne fröhlich mögen reifen,
Da lernt der Geist, ins Leben einzugreifen.
Hier geht es ewig nur nach alter Leier;
Wenn ich der Zeit gedenke, welches Feuer
Hatt ich, mich dort zum Amt vorzubereiten;
Ich bin zu schwach, sonst möcht ich Euch begleiten,
Es ist da Seligkeit in aller Luft,
Und welche Seligkeit an Petri Gruft.
Kommt mit, ich will Euch Brief ertheilen,
Womit Ihr könnt zum heilgen Vater eilen.

Raphael (vor sich).

O Vaterland, ich hör so dumm dich loben,
Und dennoch alle meine Adern toben,
Und übers Haupt zückt mir ein Freudenstrahl,

Ich muß zurück zum breiten Tiberthal;
So lang vergessen, weckst du Lust zum Leben
Im ärmsten Sohn, der alles aufgegeben.

Schüler.

Laßt uns gleich gehn und seht das Buch nicht an,
Weil ihn das gewiß recht ärgern kann.

Ein anderer.

Hast recht, wir stellen uns so recht vergnügt,
Als wärs uns einerlei, daß er gesiegt.

Ein dritter.

Nun diese Nacht, da wollen wir recht schwärmen,
Bleibt nur zusammen, wollen tüchtig lärmen;
Bei Spiegelglanz werf ich die Fenster ein,
Und schlag ihn todt, komm ich zum Haus hinein!

(Alle gehen mit Lärmen fort, nur Johannes bei der Rednerbühne und Raphael nachdenkend in einer Bank bleiben zurück.)

Johannes.

Sie gehen alle, keiner sieht mich an,
Was hilft die Ehre mir, ich bin im Bann,
Hab keinen Freund so viel der Knaben sind,
Auf Erden bin ich doch das ärmste Kind.
Das schöne Buch, es ist mir ganz verhaßt,
Ich trage es wie eine schwere Last,
Ich hab es nicht verdient und weiß doch nicht,
Ob nicht von mir des Frühlings Schmerzgedicht,
Ich hab doch alles, wies da steht, geträumt,

Lateinisch nicht, das hat er wohl gereimt,
Wenn dies die Arbeit, da ists freilich sein,
Der Geist, das Wesen war doch sicher mein.
Doch that ich unrecht, einen Lohn erschleichen,
Den nicht dem Geist, dem Fleiße man will reichen.
Ich möcht es los sein, ach was ists nun werth,
Wonach verlangend ich mich aufgezehrt!
Mir bangt, — das Zwielicht schimmert — und das Bild
Des Roland drohet mit dem Schwerte wild,
Er will Gerechtigkeit in aller Welt bewachen,
Ich hör schon die steinernen Glieder krachen,
Als höb er sich zu einem kräftgen Schlag;
Triff mich! ich ende mit dem Sündentag.
Und alles schweiget in dem öden Saal,
Nur fern beseufzt der Jugend Geist die Qual,
Die ihn so lang, so nutzlos hier gebannt.
Wer tritt mir da entgegen allbekannt?
Wer steht da vor mir? täuscht ein Traum mich nicht,
Ich seh des Traumes lieblichstes Gesicht,
Ich seh den Frühlingsgott, doch ohne Leier,
Er ehret mich nach meiner schwachen Feier, —
Ich hab es nicht allein verdient, der Meister
Belauschte und beschrieb des Traumes Geister;
Mir ist, als träumte ich noch einmal wieder,
Als zögen durch mein Ohr die Frühlingslieder.

Raphael.

Wie ist dir Kleiner, halt — du schwankst, die Huld

Hat

Hat dich zu sehr ergriffen, hab Geduld,
Nach kurzer Zeit wirst du das Buch vergessen
Und endlich fühlst du, daß du nichts besessen.

Johannes.

Du bist ein Mensch, hast Stimme, Fleisch und Bein,
Bist du kein Gott, so bin ich nicht allein,
O mir ist wohl, da ich dich endlich finde;
Ich träumte einst von dir, verzeihs dem Kinde
Daß es dich liebt noch ohne dich zu kennen,
Ich mußte dich den Gott des Frühlings nennen,
Denn so erschienst du mir.

Raphael.

Wie wunderbar,
Ich seh hinauf, wenn ich dich sprechen höre,
O Kind wie bist du alt und wunderbar,
Und bist hier noch mit Knaben in der Lehre.

Johannes.

Mir ward die Zeit so lang, so ward ich alt,
In einer jugendlichen Frühgestalt.

Raphael.

Und bliebst so schön, ich muß die Weisheit loben,
Die zarten Schmelz um Lilien hat gewoben;
Die Weisheit thuts daß nichts Unreines hafte,
So blüht die Schönheit rein im Lebenssafte,
Ich sah dich näher an mit Vorgefühl,
Du warst es Kind, das ich in dem Gewühl
Von frühen Leidenschaften für nen Traum gehalten,

Als ich durch Streit von Spiegelglanz gespalten,
So dich als ihn in einem Blitz vergessen.

Johannes.

Wohl mir, mein Glaube war doch nicht vermessen,
Du sahst mich an, du warst das erste Wesen,
In dessen Aug ich Sonnenlicht gelesen;
O mir ist wohl, da ich dich endlich finde,
Ich liebte dich schon lang, verzeih's dem Kinde,
Ich lernte dich als Gott der Sonne kennen,
Ich möchte dich auch Frühlingsgott benennen,
O schöne Sehnsucht, die mich lang verzehrt,
Der liebste Freund, er ist mir neu beschert.

Spiegelglanz (kommt langsam und unbemerkt in den Saal).

Nun hindert nichts den kühnen Lebensplan,
Daß mirs gelingt, vernichtet jeden Wahn
Als ob mir Gabriel die eigne Lüge,
Gehüllet hätte in des Himmels Züge. —
Johannes wird wohl hier geblieben sein,
Er konnte nicht in unsre Thür hinein.
Wer spricht mit ihm? — Ihr grimmen Todsgewalten,
Mein Todfeind ists, den ich für todt gehalten,
Den ich zerschmettert sah von einem Wetterstrahl,
Er lebet wieder auf zu meiner Qual,
Mein Messer zittert schon in meiner Scheid,
Kein Todter kommt zu Lebendem aus Neid.

(Er horcht)

Raphael.

Ich weiß es nicht, was mich so zu dir bannte,
Im Glück und Unglück hab ich dein gedacht
Als wenn dein Bild in meinem Herzen brannte,
Es überschlich mich oft so warm und sacht.
Und graunvoll ist mir jetzt der Schmerz erwacht,
Daß du in eines bösen Teufels Macht.

Johannes.

Ist er denn bös' der Spiegelglanz? — sag an,
Er thut mit Ernst, was er nur leisten kann,
Ich hab zwar wenig ganz zufriedne Tage,
Doch mein' ich gute Absicht bringt mir Plage.

Raphael.

Ich hasse ihn auf weiter Welt allein,
Und dieser Haß kann doch kein Zufall sein;
Er ist ein schlechter Mann, ich bitt dich fliehe,
Es ahnet mir daß er dich schlecht erziehe,
Hat er dich nie zum Bösen angeführt?

(Spiegelglanz erhebt das Messer gegen Raphael, läßt es aber wieder sinken.)

Johannes.

Ich denke nach und bin sehr tief gerührt
Und kann dir nicht gestehn wie er mich hat verführt.

Raphael.

O sei nur wahr, o sei nur einmal offen,
So wird dir wieder leicht und frei zum Hoffen.
Was drückte dich daß deine Red erstickte?

Johannes.

Ich sag es dir nicht ohne tiefe Reue,
Ich sag es sacht, — wir sind doch hier nur zweie?
Ich hatte wohl geträumt von einem Frühlingsfeste,
Doch Spiegelglanz hat das Gedicht gemacht,
Das von dem Erzbischof heut als das Beste
Mit Unrecht mir hat höchsten Preis gebracht,
Deß Inhalt wer wie ich mir selbst, — so eigen!

Raphael.

Du mußt das öffentlich der Schul anzeigen!
Das du bekennst, das zeigt dein frommes Herz,
Du strafest dich mit deinem eignen Schmerz.

Johannes.

Du willst es und ich thu's, du bist mein Wille
Und würd's mir noch so schwer daß ich's erfülle;
Nimm meine Hand, das Opfer meiner Treue
Verschieb ich nicht; und der Vergebung Weihe
Gieb mir in einem: Ein heilig Zeichen.

Raphael.

Die Wehmuth will mein ganzes Herz erweichen,
Ich denke meiner Frau, die mir entrissen
Durch Feinds Gewalt, ich denk ihr letztes Küssen,
Mir ist als würd ich bald mit ihr vereint,
O welcher Trost aus deinen Augen weint.

(Spiegelglanz sticht nach Raphael, trifft ihn aber nicht, schüttelt unwillig mit dem Haupte und zieht sich in das Dunkel wieder zurück.)

Raphael.

Es ist mir bang daß wir hier nicht allein,
Was sauste so an meinem Ohr vorbei.

Johannes.

Die Abendfliegen kommen von dem Rhein
Und fliegen in der Spinne Netz herbei,
Ich darf mit niemand hier vertraulich sein,
Denn stets bewachet mich der ernste Meister.

Raphael.

Mir ist als schwebten um uns böse Geister.

Johannes.

Mich schreckt nichts mehr, seitdem ich sündenschuldig.

Raphael.

Dein Schicksal Kind macht mich so ungeduldig,
Es kommt mir ein, es würde besser sein
Dich noch an diesem Abend zu befrein.
Gewiß noch heute mußt du ihn verlassen,
Denn ungestraft läßt er sich nimmer hassen.
Entflieh mit mir, in Rom sind wir geborgen,
Mein Vater schützt uns, aus den bangen Sorgen
Erwecket uns ein Himmel ewig klar,
Da ist kein Winter nur ein geistlich Jahr,
Das eingetheilt durch neue Pracht in Festen
Uns auferzieht zu freudgen Himmelsgästen.

Johannes.

Du willst die Hand zu solcher Lust mir reichen?

Raphael.

Wir müssen noch in dieser Nacht entweichen.

Johannes.

Die Thore sind geöffnet, auf den Gassen
Schwärmt mancher Schüler, der die Schul verlassen.

Raphael.

Bald sehen wir die heilgen sieben Hügel,
Der Kirchen Glanz, wir hören die Gesänge,
Mir ists als ob der Töne Engelsflügel
Mich schon erheben aus des Saales Enge,
Da wirds dir leicht dein Unrecht zu bekennen,
Du fühlst das Herz in reiner Andacht brennen —
In unermeßlicher Gewalt des Lichts.

Spiegelglanz (tritt hart auf und ersticht ihn).

Ein Zucken meiner Hand; aus allem — nichts!
Kein Schritt ist dir vergönnt zum Vaterland;
Du spottetest einst mein, erkenn die Hand,
Die dich in deinem Stolze überwand.

Raphael.

Laß noch das Messer in der tiefen Wunde,
Erbleich nicht Knabe, hör aus meinem Munde
Die treue Warnung, flieh die Sündenpforte
Eh sie noch hinter dir ist zugeschlagen,
Schrei Mord und Feuer in dem ganzen Orte
Und drohe ihm, so muß er endlich zagen.

Spiegelglanz (reißt ihm das Messer aus).
Stirb und verdirb.

Johannes.

Alle Gestalten vergehn,
Alle Töne verwehn. (Johannes stürzt ohnmächtig nieder.)

Spiegelglanz.

Es dringt der Traum geharnischt in das Leben,
Wer fasset ihn, ich darf ihm nichts vergeben;
Und ist sie todt, so mag es rasch beginnen,
Warum noch viele Jahre mühsam sinnen.
Will rasch mich als Prophete aller Welt verkündgen
Und wird sie glauben, werd ich sie entsündgen.
Sie athmet noch, ich reiß sie mit Gewalt
Hinweg von dieses Jünglings bleicher Leiche,
Wie hält sie fest die starrende Gestalt
Als ob sie auch im Tod nicht von ihm weiche.
Sie sind getrennt durch mich, die Abendluft,
Die zärtlich spielt in ihren Morgenlocken,
Wird ihre Geister schmeichelnd rückwärts locken,
Der Feind erhält den Rhein zu seiner Gruft,
Der vor dem Fenster so krystallen blinkt; —
Wie mancher in dem mächtgen Strom ertrinkt.
Ein todter Feind hat liebliche Gestalt,
Er scheint uns nicht zu jung und nicht zu alt,
Nimm ihn du Rhein, wie bald zermalmen
Ihn drinn die Schlangen und gefräßgen Salmen.

(Er trägt die Leiche des Raphael fort.)

Johannes (wacht auf und sieht sich fremdartig um).

Wo wach ich auf, dort blinken ja die Sterne
Als müßten sie zu meinen Füßen gehn,
Wo bin ich? In der weiten Himmelsferne
Kann ich den Warnungsengel nirgend sehn,
Bin ich schon rein, daß er mich so verläßt,
Ich hänge noch in allen Sünden fest.

(Sie geht traurig umher und erkennt den Ort.)

Die Augen klären sich in Thränen auf,
Ich seh des Rheines blendend hellen Lauf,
Ich seh die Sterne an dem Himmel stehn,
Die blinkend in dem Rheine sich besehn,
Ich seh der Schiffer Licht auf schwarzen Schiffen,
Ich hör die Wächter, die einander pfiffen,
Was ist geschehn, was deuten sie sich an,
Ach daß ich so vor nichts erschrecken kann.
Wer war denn hier, ich weiß ihn nicht zu nennen?
Doch muß ich ihn schon viele Jahre kennen!
Er wars, der ewig in der Seele steht,
Erinnerung so scharf durch meine Seele weht,
Er rufet noch: Entflieh der Sündenpforte!
Sind das der Liebe letzte süße Worte?

Spiegelglanz (zurückkommend).

Johannes schläfst du noch, komm schnell nach Haus.

Johannes.

Verlasse mich, du bringst dem Herzen Graus
Und ich bin schwach, mein Haupt ist schwer verwirrt,

In Schreckensworten meine Seele irrt.
Du hast den Freund aus meinem Arm gerissen,
Auf Erden soll ich ewig ihn vermissen,
Nichts lernen will ich mehr, nichts thun als weinen.

Spiegelglanz.

Du bist von Sinnen, sprich, was kannst du meinen?

Johannes.

Hier liegt die Leiche, hier dein blutig Messer.

Spiegelglanz.

Du bist verwirrt, beschaue alles besser,
Hier liegt dein Buch, das du zum Lohn empfangen,
Ich glaub du träumst in unbestimmten Bangen,
Wie einst als du die Morgenzeit verschlafen,
Wo du im Traume ein Gedicht gesagt,
Als nimmer sonst bei noch so harten Strafen,
Dasselbe das du heute hergesagt
Und das ich rasch dir nachgeschrieben hatte,
Damit es dich mit reichem Lohn ausstatte.

Johannes.

So ists doch wahr, woran ich gestern glaubte,
Was ist denn wahr daß mir nicht Zweifel raubte,
Ist es denn wahr daß ich hier lang geschlafen?
Ist es denn wahr daß deine Stich' ihn trafen,
Den ich nicht nennen kann? — —

Spiegelglanz.

Der nicht vorhanden,
Wie machst du mich in deinem Traum zu schanden,

Sieh her mein Messer, sieh es ist so rein,
Es giebt im Sternenglanz so hellen Schein;
Was willst du thun, du drängest dich hinein.

Johannes.

Ich möchte ewig bei dem Frühling sein.

Spiegelglanz.

Wach auf, hätt ich das Messer nicht gehalten,
Du hättest dir im Schlaf das Herz gespalten.

Johannes.

So war das alles Traum was ich erblickt,
So war kein Engel mir als Freund geschickt,
Der mich nach Rom zur Freiheit wollte führen?

Spiegelglanz.

Abwechselnd Traum und Wahrheit dich regieren,
Dein treuster Freund dich führt zur heilgen Stadt.

Johannes.

Wo ist er sprich, ich fühl mich noch so matt.

Spiegelglanz.

Ich führe dich, des Erzbischofs Geschenk
Wird uns mit Sparsamkeit zur Reise gnügen,
Wärst du gesund, schon morgen denk —
Kömmt uns der Rhein in schöne Träume wiegen;
Noch diese Nacht ließ alles sich bereiten,
Die Sterne würden uns nach Rom hinleiten.

Johannes.

Sind diese Sterne wahr? — Sind sie kein Traum
Wie der, der diesen finstern engen Raum

Zu einem Himmelssaal erwärmte;
O wär es sicher daß ich jetzt nicht schwärmte,
Der Reise Hoffnung gäb mir Kraft genug.
O schwöre mir daß alles nur ein Trug
Wie mich umschloß des Mundes Knospenkühle,
Die sich erschloß in zärtlichem Gefühle,
Wie er mich warnte, euch nicht zu vertrauen,
Wie ihr ihn umgebracht!

Spiegelglanz.

Mit Grauen
Durchschauert mich, was du so leicht erzählt,
Des Tages Angst hat dich so arg gequält,
Als du hier in den Bänken eingeschlafen.
Der Himmel martert dich mit schweren Strafen.
Gewiß mußt du geheim gesündigt haben,
Bekenn es nur, es läßt sich nicht begraben
Die Schrift die uns der Wurm ins innre Herz genagt;
Sie löscht sich nur, wenn es ist ausgesagt.

Johannes.

O welche Angst, gewiß bin ich ein Sünder,

Spiegelglanz.

Bekenne nur, Gott strafet keine Kinder,
Wenn sie bekennen ihre Missethat.

Johannes.

Ich weiß es nicht, was ich so böses that,
Doch ist mir selbst als hätte ich gesündigt,

Als hätte Gottes Zorn sich mir verkündigt,
Da fällt mir etwas schwer aufs Herz.

Spiegelglanz.

Sag an,
Welch Frevelwerk dich so erschüttern kann.
Bekenne gleich, sieh dort die Wolken stehen,
Die Erde bebt, wenn ihre Donner gehen.

Johannes.

O bet für mich, ich muß in Angst vergehen.
Ich sage gleich — was ich vom Traum gesprochen,
Das log ich nur, das ists, was ich verbrochen,
Mir träumte nicht daß mich der Freund geküßt,
Es war wohl nur ein heimliches Gelüst.

Spiegelglanz (vor sich).

Sie lügt und muß was anderes verbergen,
(laut)
Das ist nicht alles, sieh nach jenen Bergen,
Da zündet jetzt der Blitz ein hohes Schloß,
Zur Strafe muß vergehen Mann und Roß,
Du sagst nicht alles, du verbirgst noch mehr.

Johannes.

Ich kanns nicht sagen, nein es ist zu schwer.

Spiegelglanz.

Bekenne gleich, du hast nur wenig Zeit,
Du bist von deinem Grabe gar nicht weit.

Johannes.

Gleich Meister, gleich, mir fehlt der Athem noch,

So wißt, ich macht in unsrer Wand ein Loch,
Da hab ich heute morgen durchgesehen,
Als viele Leute zu dem Bade gehen.

Spiegelglanz (vor sich).

Ich habe Müh das Lachen zu verbeißen,
(laut)
Die Neugier konnte dich in solche Sünde reißen,
Ich hatt es heute dir so streng verboten!

Johannes.

Ich habe nichts gesehn, es kamen Boten,
Es sei ein Mann ertrunken in dem Rhein,
Da stiegen alle in ein Schiff hinein
Und wollten ihn auffischen, doch vergaßen
Sie all das Beten, konnten ihn nicht fassen.
Da wollte keiner baden, einer sprach,
Ein Todter zög sich einen andern nach,
Nun ist doch heute keiner mehr verloren
Und wie ihr sagt, die Furcht kommt von den Thoren.

Spiegelglanz.

Du stockst, du wendest dich von mir, du weinst,
Du thatest mehr, was du recht sündlich meinst.

Johannes.

Nein, nein, ich habe alles nun bekannt.

Spiegelglanz.

Ich sage dir, du wirst hier fest gebannt
Daß du vom Orte dich nicht regen magst,
Wenn du mir dein Bekenntniß noch versagst.

Johannes.

Laßt los, Ihr haucht mich schrecklich feurig an,
Ich sag Euch gleich, was ich bekennen kann,
Doch müsset Ihr es mir voraus verzeihen.

Spiegelglanz.

Nein, nein, der rechten Strafe dich zu weihen
Beschwöre ich mit allen heilgen Eiden;
Ich bin verschlossen jeglichem Mitleiden.

Johannes.

Es drückt das Herz mir ab, ich muß bekennen,
Der Schmerz will meine Augen ganz ausbrennen. —
Hört nur, die Spinne die ihr mir genommen,
Die ich verehrt, weil sie ein Kreuz vollkommen
Auf ihrem Rücken trug, die schon so zahm
Daß sie die Flieg aus meinen Händen nahm,
Die Spinne, die Ihr eingeschlossen habt
Ins Kästchen, weil sie also hochbegabt,
Daß sie nach dreier Jahre ruhger Frist
Von Niemand angesehn, ein Demant ist,
Die wollt ich sehn, wie weit sie schon versteint,
Weh, weh, wie hab ich da so sehr geweint,
Als ich der bösen Neugier nachgegeben
Und sorgsam erst den Deckel wollte heben,
Da lief sie fort durch jenes Loch der Mauer,
Ich rief ihr nach in meiner tiefen Trauer,
Sie hörte nicht wie sonst, ich mußte weinen.

Spiegelglanz.

An diesem Fall mag deutlich dir erscheinen,
Wie Sünde ziehet alles Unglück nach,
Daß deine Neugierd dort ein Loch sich brach,
Das gab der Spinne einen Weg! Magst weinen,
Zutraulich nannt ich dich bisher den Meinen,
Und dennoch bist du spielend abgefallen,
Die Sünde fesselte dich mit scharfen Krallen;
Ich sollte dich verstoßen, dich verfluchen,
Ich will nach Milderung im Herzen suchen.
Jetzt überdenk, wohin dein Trotzen gegen mich
Bis jetzt geführt; ein Wort vernichtet dich.

Johannes.

Was ist das für ein Wort?

Spiegelglanz.

Ich rath dir schweige,
Daß ichs nicht sage dieses Wort, das bitte
In Einsamkeit von Gott, und daß er litte,
Daß ich mit dir nach Roma dürfe wandern.
Obgleich ein Böser oft verdirbt den andern,
Du würdest dann auf dieser schönen Reise
Die Schuld vergessen, würdest endlich weise.

Johannes.

Ich habs gebetet demuthvoll und leise.

Spiegelglanz.

Recht gut! Doch weil du Einsamkeit mißbraucht,

So seist du ganz in Einsamkeit getaucht.
Sollst diese Nacht in diesem Dunkel bleiben,
Um allen bösen Willen zu vertreiben,
Sollst hier die Heimlichkeiten all ablegen,
Dann kehret wieder meiner Liebe Segen.

Johannes.

O Meister tödtet mich, doch laßt mich nicht allein
In dieses Saales wilder Wahnsinnspein,
Ich fürchte mich, daß ich hier rasend werde,
Denn sicher ist es nicht auf dieser Erde;
Hier steigen Menschen aus der Erde Gründen
Und sterben fälschlich warnend und verschwinden.
Ich renne mir den Kopf an diesen Wänden ein,
O Meister tödtet mich, nur laßt mich nicht allein.

Spiegelglanz.

Klemm dir den Finger an dem Fenster ein,
So läßt du gleich das Kopfeinrennen sein;
Die Nacht der Prüfung soll dir jetzt beginnen,
Du magst dir Leben oder Tod gewinnen.

(Spiegelglanz geht ab und schließt den Saal zu; Johannes wüthet gegen die verschloßne Thüre.)

Johannes.

Ich will nicht allein sein, nein, nein,
Ich schlag die Thür ein,
Ich zerkratze den Boden,
Ich schrei so lange noch in mir ein Oden.

Spie=

Spiegelglanz (draußen).

Du schweigst, sonst schick ich das Muhkalb
Und den schwerfällig-ächzenden Alb!

Johannes (sucht sich zu beschwichtigen, leise).

Ach! O! ich fleh, o laß mich nicht allein,
Die Thür schließt zu! — ich stürz mich in den Rhein — —
Die Geister sprechen vom Katheder nieder,
Und meine eigne Stimme hallet wieder, —
Soll ich in Angst und Wahnsinn hier verderben,
Nein lieber will ich eines freien Todes sterben.

(steigt aufs Fenster.)

Ich weiß es doch, es wird ihn morgen kränken,
Er wird in Wehmuth meiner noch gedenken
Wenn er mich sucht und findet mich nicht mehr,
Und ahnet daß ich schon im weiten Meer.
Ich will ihn kränken, weil er mich verließ,
Es soll ihn schmerzen, daß er mich verstieß,
Er soll es fühlen, wie mir hier zu Muthe,
Wo Täuschung ward aus meinem höchsten Gute,
Wo Lieb und Freundschaft ein Gespenstertraum;
Viel lieber sink ich in den Wellenschaum,
Wo sich die Nixen ihre Hemden waschen,
Da will ich sie im Sprunge überraschen,
Sie sehen mich, sie winken mit den Händen,
Sie werden allen Schaden von mir wenden.

(Sie will hinausspringen, da flattert ihr ein Nachtrabe entgegen.)

Nachtrabe.

Wohin mein Kind, ich bin ein mächtger Rabe,
Und krächz am Rhein bei manchem frischen Grabe,
Wart nur bis morgen dann bin ich bereit,
Und hab bei dir zu sitzen wieder Zeit,
Was fürchtest du, daß dir der Tod willkommen,
Schlaf aus, mein Kind, das wird dir wohl bekommen.

Johannes.

Er hat mich hier so ganz allein gelassen,
Ich will ihn ärgern, denn ich muß ihn hassen.

Nachtrabe.

Warum hat dich der böse Mann verlassen?

Johannes.

Die Sünde hat mich in den Arm genommen,
Und spielt mit mir und reizet mich zum Bösen,
Ich hatte mir viel Gutes vorgenommen,
Es wird der Tod mich von der Sünd erlösen.

Nachtrabe.

Der Tod ist erst der Sünde höchster Sieg,
Und nur im Leben machst du ihr den Krieg;
Du armes Kind, ich möchte mit dir weinen,
Ich habe dich so lieb wie meine Kleinen,
Und weiß doch auch, daß sie vom Blute leben,
Wenn sie den Fittig erst in Freuden heben.

Johannes.

Wo sind sie? Deine Kleinen möcht ich sehn.

Nachtrabe.

Da müßtest du auf hohem Dache gehn.

Johannes.

O trag mich hin, da muß es herrlich wehn.

Nachtrabe.

Tritt nur am Fenster auf die Zackensteine.

Johannes (fängt an zu klettern).

Es schwindelt mir, ich schwebe überm Rheine.

Nachtrabe.

Du wolltest ja vorher hinunter springen.

Johannes.

Ich bitte dich, kannst du zurück mich bringen.

Nachtrabe.

Nicht doch, du mußt vorher ins Nest mir sehen.

Johannes.

Vor Kält und Zittern kann ich kaum noch stehen.

Nachtrabe.

Jetzt bist du oben, kannst ins Nest mir sehen,
Sie meinen daß ich dich als Futter bringe.
Sie sperren krächzend auf die Schnäbel.

Johannes.

Das ist doch gar ein schreckliches Gesinge,
Und drunten wälzet sich ein weißer Nebel.

Nachtrabe.

Sie sind so schwarz, weil sie des Teufels Kinder,
Gleich deinem Haar so schwarz ist ihr Gefieder,

Doch ihre Augen sind doch viel gelinder,
Sieh nur, sie schlagen sie vor dir ganz nieder.

Johannes.

O sprich, so bin ich wohl des Teufels Kind?

Nachtrabe.

Es hilft dir nicht, daß ich es dir verkünd.

Johannes.

O weh! so bin ich hoffnungslos verloren.

Nachtrabe.

Im Himmel giltst du nicht, du bist geboren
Für jene Erde, die hier unter dir,
Drum steig zum Fenster still zurück mit mir,
Es wird auf Erden dir noch viel gefallen.

Johannes (steigt zurück).

Da steh ich wieder in den Schreckenshallen,
Doch alle Furcht ist aus dem Herzen fort,
Ich höre wieder das verständge Wort,
Mir hilft das Sterben nichts und nichts das Leben.

Nachtrabe.

Wer schlafen kann, mag vieles überleben.

Johannes.

Ach wer im Wachen träumt, der kann nicht schlafen.

Nachtrabe.

Sieh auf, schon kommt der Mond, mit Wolkenschafen
Am Berg herauf in seinem vollen Licht,
Macht dich nicht müd sein schlafend Angesicht? —

Wie er die Augen hat so fest geschlossen
Und träumend sich an jenen Thurm muß stoßen.

Johannes.

Er ist so hell, wie ich ihn nie erblickt,
Es ist kein Stern, der nicht vor ihm erschrickt,
Und ziehet sich zurück ins dunkle Haus.

Nachtrabe.

Sie schlafen nun nach langem Wachen aus,
Leg deinen Kopf auf dieses goldne Buch.

Johannes.

Es drücket mich mit alter Sünde Fluch,
Sieh doch, du frostger Rabe, welch ein Glanz
In seiner Ränder Regenbogenkranz,
O welche Worte stehen da gemalt,
O welcher Trost vom Mondenglanz umstrahlt.

„Ohn Anfang und ohn Ende
Bist du Gott ewig lebend,
Die Kraft der mächtgen Hände
Erhält den Himmel schwebend,
Wie auch Gedanken steigen,
Du hebst ihn dennoch höher,
Du wirst ihn höher zeigen,
Je näher dir ein Seher;
Nur wer sich selbst vergessen
Hat deiner Liebe Tiefe,
Wenn er in Noth entschliefe,
In Seligkeit ermessen.“

(Johannes schläft bei diesen Worten ein, der Nachtrabe entfliegt, das geflügelte Weib Melancholia schwebt im Mondenglanz nieder, die ihn mit Trauer und Zärtlichkeit betrachtet, bis die Sonne aufgeht, dann seufzt sie.)

Melancholia.

So traurig wie der Schmetterling
An der geschloßnen Blume hängt,
Die er in dunkler Nacht umfing,
Eh sie der Sonne Strahl versengt,
So hängt mein Blick am zarten Kind,
Und kanns nicht wecken, schützt es nicht,
Schon weht der frische Morgenwind,
Es drängt mich fort das Sonnenlicht
Und scheidet eine frohe Welt,
Du nahest mir in Fröhlichkeit,
Du wirst in Lust dem Schmerz gesellt,
Wie sehn ich mich nach jener Zeit;
Dich reißt die Sünd zum schönen Land,
Wo alles treibt zum Übermuth,
In einer wilden Sonne Brand,
In deinem heißen Vaterblut;
Ach weh wie werd ich dich noch sehn,
Eh du in mir kannst untergehn.

(Sie entfliegt zögernd.)

Spiegelglanz (die Thüre aufschließend und mit Luzifer als Chrysoloras reisefertig eintretend.)

Wach auf und sei zur Reise munter,
Die Sonn geht auf, der Mond geht unter;

Es ist der Weg vom Thau so feucht,
Es geht sich frisch, es geht sich leicht,
Und solls nach meinem Willen gehn,
Wir müssen heut Italien sehn.

Chrysoloras.

Es schläft das Kind in Seligkeit,
Auf seinen Wangen trocknen Thränen,
Wir gönnen ihm die Ruhezeit,
Und tragens nieder zu den Kähnen;
Wie wird es sich verwundern heut,
Wenn es erwacht von Mainz so weit.

(Er hebt das schlafende Kind auf und geht mit Spiegelglanz leise und still zum Ufer. Als er zu den gemietheten Kähnen gekommen, legen sie es auf den Boden des Reiseschiffes, die Pferde ziehen an und der Kahn geht langsam dem Strome entgegen; das Kind erwacht nicht; selbst durch eine Reihe singender Kähne, auf welchen weißgekleidete Kinder zur Firmung nach Mainz gefahren werden, fährt er ohne zu erwachen, ein wunderbares Bild, wie der Mensch unbewußt dem Strome entgegen seinem Heile vorbei wie von dem Schlafe zum Traume, so häufig aus der Kindheit beengtem Raum in das reiche unermeßliche Land seines reiferen Dasein hinübergeführt wird.)

Dritte Periode.

1.

Die Reise nach Rom beruhigte das geängstigte Gemüth des fröhlich und kräftig heranwachsenden Kindes. In wenigen Tagen schien ihm alles, was er früher erlebt, leer und nichtig gegen diese wunderbare Welt, die sich ihm an beiden Seiten des Schiffes aufthat. Alle früheren Züge mit Spiegelglanz hatte es in einem Alter gemacht, wo körperliche Bedürftigkeit jene Freuden der Neugierde verkümmerten, jetzt war es in dem freudigen Alter, das von der Last des Körpers nur im Einschlafen etwas empfinden kann und alle Anstrengungen der Erwachsenen mit zu ertragen weiß. Die glückliche Beobachtung des Kindes, seine offene Liebe zu allem Schönen schenkten ihm so manchen herrlichen Einfall über Dinge, die Spiegelglanz in der Höhe seines Stolzes für geringfügig achtete, daß er den göttlichen Stoff in ihm, den er bis dahin nur aus Aberglauben angenommen und verehrt hatte, mit einem eigenen fremdartigen Gefühle entdeckte. Gewissermaßen fürchtete er sich vor dem Kinde, und stellte sich

unaufmerksamer und gleichgültiger gegen dasselbe, als er wirklich war. Johannes ließ sich so wenig dadurch, wie durch den Spott des Chrysoloras abschrecken, doch mied er den Letzteren mehr; er theilte aus Bedürfniß mit, was ihm einfiel, und da er bald unter Völker versetzt war, deren Sprache ihm unverständlich, so wurde er vertraulicher und gewissermaßen gleichzeitiger mit Spiegelglanz, als er es je möglich geglaubt hatte. Luzifer unter der Gestalt des Chrysoloras freute sich an dem wunderbar sich entwickelnden Geiste, so fremdartig er ihm war; er munterte den Muthwillen desselben auf, und so war bei der Ankunft in Rom gar nicht mehr an die sklavische Furcht zu denken, der sich Johannes bei jedem Winke des Spiegelglanz unterworfen gefühlt hatte. Aber auch die Ursachen des Mißvergnügens hatten sich da sehr vermindert. Das Sprachlernen wurde in Rom auf andre Art getrieben, alles berührte sich da lebendiger und näher, von Sprache als Sprache hatte man keine abgesonderte Vorstellung wie jenseit der Alpen, wo nicht mehr untersucht, sondern nur geglaubt werden durfte. Hier in Rom war seit Karl dem Großen der Quell der großen Begebenheiten, die sich durch einen von weltlicher Herrschaft unabhängigen Glaubensstaat unausgesetzt über Europa entwickeln sollten.

Nicht blos die Glaubenssekten aller Gegenden, sondern auch die älteren philosophischen Schulen hatten

hier ihre freien Anhänger, freier aber als alles entwickelte sich die leidenschaftliche Eigenthümlichkeit der Menschen. Laster die jenseit der Alpen mit dem Kirchenbann belegt worden wären, ja dort vergebens einen Namen gesucht hätten, wurden hier ungestraft geübt. Alle Art sinnlicher Lust war in einer Rückkehr menschlicher Schwäche der Aufopferung aller Lebensgenüsse bis zur Hingebung des Lebens selbst für den des Glaubens fast unmittelbar gefolgt; nur jenseit der Alpen, besonders aus dem nördlichsten Schottland erschienen noch einzelne Glaubenshelden im Dienste der Kirche. Kein Volksglaube und Gewohnheit hemmte die leidenschaftliche Kraft Italiens, noch war sein Volk ein wunderbares Gemisch verschiedenartiger Nationen, die sich in den Schätzen des alten Römervolks getheilt hatten, auf die heftigen Südländer war der Kern von nordischen Kriegern gepfropft und nach Mahomeds neuer Volksreligion hatten sogar die Sarazenen einen Theil des Landes eingenommen. Die Verhältnisse zu den griechischen Kaisern waren lange schwankend, nicht minder die Herrschaft der übrigen Theile Italiens. Rom war allein frei und dort vollbrachten nicht etwa wie in späterer Zeit die Kardinäle, sondern Geistlichkeit, Adel und Volk meist auf gewaltthätige Art die Papstwahl. Die hohe Geistlichkeit abwechselnd von so verschiedenen Kaisern und Königen eingesetzt, achtete dort keines Verbots; in ihr verkörperte sich die Ideenmasse,

die unter den Lehrern und Gelehrten streitig ausgeboren wurde zu einer sinnlichen Freude daran, ja sie scheuten es nicht mit den Waffen und mit Betrug für das unsichtbare Ewige zu fechten, das sich um so weiter von ihnen entfernte, je wichtiger sie sich in seinem Dienste glaubten. Die Bilderstürmerei hatte zwar keine Obergewalt in Rom wie einst in Griechenland gewonnen, sie wurde vielmehr der Grund der Kirchentrennung, aber ihre Anhänger lebten auch in Rom und Spiegelglanz ging in ihre Ansichten ein und brachte Johannes zu ihren Vorlesungen.

Diese Vorlesungen, zu welchen Chrysoloras, als griechischer Leibarzt des Papstes die Erlaubniß erschlichen hatte, waren an sich blos untersuchend, sie wollten die Gründe für die abweichende griechische und römische Lehre ruhig erläutern. Diese scheinbare Ruhe in einer Angelegenheit des Gewissens, die alle bis zur Raserei erhitzte, ist die gefährlichste Äußerung der alles überschauenden Gelehrsamkeit, die in der Beurtheilung unendlich viel umfaßt, das zu einer Thätigkeit des ganzen Lebens erhoben sich gegenseitig schrecklich zerstören würde. Chrysoloras hatte sich aber an diese Ferne des Lebens gewöhnt, wo alles nur als Bild, nichts in seinem vollen Dasein auftritt, denn während er die Bilder der Christen als etwas Unverwerfliches aber doch als etwas ganz

Nichtiges verwarf, ließ er mit Sorgfalt nach den Denkmalen der alten Religion Roms suchen und theilte diese Neugierde allen seinen Schülern mit. Auch Spiegelglanz und Johannes wühlten in allen Stunden der Erholung, statt des belebenden Bildes der herrlichen Landschaft sich zu erfreuen, in dem todten Boden nach gelehrten Denkmalen zur Erklärung der alten Schriftsteller. Aber in beiden entflammte diese Neugierde bald andern Sinn und andere Heftigkeit als Chrysoloras je vorausgesehen. Spiegelglanz konnte zum brennendsten Neide erregt werden, wenn Johannes etwas Wichtigeres als er gefunden und das Glück wollte diesem Letzteren wohl, er entdeckte mehrere der schönsten Werke des Alterthums, doch gab ihm der Zufall nur Köpfe aus dem Alterthume in die Hand, ja er hatte vor aller Nacktheit im Alterthum eine Art furchtsamer Scheu theils durch das Ungewohnte, theils auch durch Vorurtheile der Erziehung empfangen, daß er Marmorbeine oder Arme, die beim Graben hervorschimmerten, mit einer Scheu als wären es die Gebeine seiner Voraltern, sorgfältig wieder bedeckte und an ihrem Orte ruhen ließ. Zu den Götterköpfen aber, die er in seiner Zimmerecke aufgestellt, trat er in Beziehung mit einer Lebendigkeit, die selbst Spiegelglanz verwunderte, sie waren sein vertrauter Umgang, er antwortete sich in ihrem Namen, befragte sie um Rath in seinen Arbeiten, zu ihnen richtete er seine Gebete, Spiegelglanz duldete

das alles, weil er dadurch reiche Aufmunterung zum Lernen erhielt. Wirklich brachte es Johannes auf diesem Wege bald zu einem Reichthum von Gelehrsamkeit, der ihm in den verschiedenen Schulen großen Ruf erwarb, die freie Art, wie er sie erworben, gab ihm eine Sicherheit sie auszudrücken, sein Blut eine Hitze irdischer Begeisterung, die selbst den Gelehrten fehlte. So stieg der alte Glaube in Spiegelglanz, Johannes sei ein Wunderkind zu sicherer Erweckung, war doch Johannes in aller Gesinnung von der Jugend jener Zeit verschieden und ausgezeichnet vor allen. Mit immer wachsender Sorgfalt hütete er ihn vor jeder andern Berührung mit der Welt als im Lernen; selbst dem Besuche der Kirche entzog er ihn und beschränkte ihn ganz auf das kleine Haus in der Vorstadt, das er für ein geringes Geld gekauft hatte; so hatte sich allmälig eine seltsame Scheu gegen alle neue Bekanntschaft in Johannes gebildet, selbst der Besuch der Lehrer war ihm eine Qual, eine Störung der innern Welt, in der er so selig träumte und die alle wie aus einer Vorzeit oder Zukunft der Gegenwart sich nicht fügen wollten. Urban, ein alter Landsmann aus Tivoli besorgte die Bedürfnisse des Hauses, die sich beide nicht selbst verschaffen konnten, er brachte Holz und Mehl und Öl, setzte sich dann wohl im Ausruhen zu Johannes und erzählte ihm alles Wunderliche an Mährchen was er irgend im Gebirge ver-

nommen und Johannes glaubte ihm wie seinem eignen Herzen. So bekam Johannes durch ihn eine seltsame Sehnsucht nach den Bergen, er glaubte da auf den Gipfeln Gott näher zu sein, ja seiner Rede gewürdigt zu werden, aber Spiegelglanz erlaubte ihm keine Ausflucht dahin. So wendete sich seine Andacht noch zu entfernteren Höhen, seine freudigste Erhebung fand er jetzt im Morgenstern und Abendstern, er sah das liebreiche Haupt der Venus, das in Marmor über dem Rande seines Tisches hervorglänzte, auch in diesem Sterne, der so freudig am Rande der Erde glänzt, seine Andacht zu ihm erhob sich selbst mit der Gewohnheit und er versäumte keinen Tag zu ihm seine Wünsche und seinen Dank zu sprechen.

So schuldlos entwickelte sich in ihm der alte Glaube, den Chrysoloras als eine bloße Sonderbarkeit, als eine Gedächtnißsache vorbereitet hatte, aber um so schuldvoller verbreitete sich der gleiche Glaube unter den tief verderbten Reichen der Stadt.

Eine seltene Frau fesselte damals die Aufmerksamkeit der Gelehrten sowohl wie der Lebenslustigen, die Fürstin Reinera, die von der Welt gewöhnlich nur Fürstin Venus genannt wurde, weil sie mit Leidenschaft alle Mythen der Venus in sich und ihrer Umgebung darzustellen versuchte. Sie verstand und begriff alles, das Gebildete wie das Rohe und übergab sich beiden um beides zu ihren Genüssen zu zwingen. Ihr alter Götterdienst

war bald mehr als Spiel, sie verschmähte keine List, um immer mehr geachtete Zeitgenossen ihren Festen zu gewinnen und da jeder dieses Unternehmen blos als Spiele und Festgelage ansah, so fand sie bald unglaublichen Anhang zu diesen übermüthigen Thorheiten, durch den sie immer weiter werben ließ. Sie stiftete geheime Feste der Ceres und des Bacchus und bald wurden ihr die echten Geheimnisse kund, mitten in den scheinbaren; die geistige Gewalt des Menschen über das äußere Dasein eines andern, wie sie theils in unmittelbarer Berührung, theils durch Vermittelung der in Feuer zersetzten Körper durchdringend wirken kann, eine Kunst, die bald Zauberei, bald heilige Beschwörung (in unsern Tagen Magnetismus), genannt wurde, eine Kunst, in der zugleich der höchste Segen und der höchste Fluch ruht, alles nach der Gesinnung der Menschen.

Sie wußte die beiden Becher des Bacchus zu magnetisiren, wie sie die Alten so wunderbar und undeutlich, nur aus ihrer Wirkung erkennbar beschrieben haben und die mächtige Wirkung dieser Becher werden wir bald in dem schuldlosen Sinne unseres Johannes wirken sehen.

Spiegelglanz hatte ihn immer von ihren Festen zurückgehalten, ungeachtet er selbst zuweilen sie besuchte, er haßte die Fürstin, weil sie einen alten Glauben herzustellen, wie er selbst einen neuen zu erfinden trachtete.

Johannes hatte inzwischen genug von ihr gehört,

um bei aller Scheu vor der Welt doch eine Neugierde nach den verbotenen Gärten am Berge zu fühlen, wo ihr Landhaus stand.

Chrysoloras sah jetzt Johannes in der Blüthe seines hohen Wuchses, sein Ansehn nur durch den Ernst seiner Beschäftigung und durch die Schönheit seines Wuchses männlich, sonst so reizend, daß Spiegelglanz ihm kein hartes Wort mehr zu sagen wagte. Er war mit dem Leichtsinn wegen seiner Kenntnisse, wie es damals gewöhnlich, zum Priester geweiht, dies geschah im Jahre 956. Chrysoloras glaubte seinen Plan gegen die Christenheit der Ausführung gewiß, ein Trunk von ihm konnte den Papst Anaklet entseelen und ein geschickter Betrug den Johannes erheben. Der Erzbischof von Mainz, der Spiegelglanz unterstützt hatte, war wegen seiner Härte gegen Arme von den Mäusen gefressen; Spiegelglanz bedurfte jetzt eines Erwerbes; hier aber, wo er selbstständig auf Erden wirken wollte, trat ihm ein längst erwiesenes Gesetz der Geisterwelt furchtbar entgegen. Wo nämlich ein guter oder böser Geist nicht durch das Wort allein, sondern durch That auf die irdische Welt wirken will, da muß er nicht nur den vorübergehenden Schein irdischer Gestalt annehmen, sondern sich auch allen natürlichen Bedingungen dieses Körpers unterwerfen bis zu dessen natürlichen oder durch fremde Gewalt herbeigeführten Streben, er muß alle körperlichen Leiden und Freuden

er=

ertragen, so wenig sie zu seinem geistigen Dasein gehören mögen. Es mag wohl einen Kampf kosten, ehe ein freier Geist sich diesem Zwange unterwirft und es darf uns daher nicht wundern daß so wenig Engel und Teufel sich dem Menschengeschlechte gesellen, um so aufmerksamer müssen wir aber diesen Erscheinungen unser Auge leihen und aus dem geschichtlichen Dunkel hervorheben. Auch Luzifer-Chrysoloras kämpfte lange mit seinen Gegengründen, ehe er sich entschloß, den Höllenfaden, die Strickleiter abzuschneiden, auf welcher er nach Willkühr jeden Augenblick den Körper verlassen und zur Hölle zurückzuklettern vermocht. Wir finden ihn in der Basiliskenhöhle neben der Kirche St. Luzia, wir wollen ihn hören:

2.

Chrysoloras (steht nachdenkend mit der Scheere gegen den Lichtfaden, der aus seinem Herzen zur Unterwelt geht, endlich fährt er auf).

Drei Stunden nachgedacht, drei Stunden todt gewesen,
Das scheint mir einerlei, ich will vom Denken genesen! —
Kann nicht der Geisterwelt Gesetz in mir umdenken,
Und frei sein als ein Geist und sie doch thätig lenken?
Es ist unmöglich, fühl ich, denn es ist ein Nichts,
Es wäre eine Nacht inmitten eines Lichts,
Die schnellste Bewegung in der kürzesten Zeit,

In einem Augenblicke eine Ewigkeit.
Das Kunststück liegt da drüben auf der Liebe Seite,
Schon manchen macht ich toll mit diesem innern Streite.
Nun fort, kein Zweifel gilt, jetzt schneide ich sogleich
Die Ader ab, worin der Strahl vom Geisterreich
Das Blut vom Höllenbrunn zu meinem Herzen sprudelt.
Das Blut, das mich gebleicht, wenn es die Welt
besudelt.
Ich zittre, mir wird kalt, ich kann es nicht vollbringen,
O könnt ich einen Freund auf weiter Welt erringen,
Der mir in solchem Fall den guten Rath verliehe,
Mit wie viel tausend Lust vergält ich seine Mühe.
Ob ich noch warten soll? — —
Ich werde toll,
Wenn ich umsonst mich in das Menschenleben
Mit ganzer Seele so hineinbegeben
Und Gottes Sohn nichts abgewinne!
Zwar hab ich jetzt wie eine Spinne,
Mein Netz nach jedem Ausweg angelegt,
Doch wenn man erst den Menschenkörper trägt,
Verschläft man leicht den rechten Augenblick,
Es gilt da Vorsehung und dann Geschick; —
Hält sich der Geist auch von der Liebe frei,
Es zwingt da oft des Leibes Buhlerei
In ein Verderben andrer Art,
Das vor dem rechten uns bewahrt.
Um Gott den Streich zu spielen,

Soll ich mit menschlichen Gefühlen,
Mit ihren schwächlichen Gedanken
Den flüchtgen Geist umschranken?
Halt! Ich muß den großen Schnitt und Schritt bedenken.
Wie wirds mich kränken,
Wenn mich die teuflischen Brüder schinden,
Sie meinen nicht als Mensch mich zu finden;
Das ging noch an, der Qualen trag ich mehr,
Doch kriegt mich Oferus in seine Lehr,
Bekehrte mich wohl gar in meiner Noth,
So daß ich stürbe einen selgen Tod,
Wie würden da die Teufel mich auslachen,
Wenn ich als Heilger käm in ihren Höllenrachen,
Nachdem ich auf der Welt wie eine Marionette,
Die sich vom Draht getrennt, nur diente zum Gespötte,
Daß ich aus leerer Furcht mich übers Leben freute,
Und jeder Tag mich doch an seinem Abend reute,
Daß ich wie Spiegelglanz frei überm Leben stände
Und doch an jeden Quark den Lebensfaden bände,
Ich schneide nicht, ich geh zur Werkstatt frei zurück
Und doch, was will ich dort, ich such mein hies'ges Glück,
Erneu die alte Müh, ein Kind mir zu bereiten,
Womit ich Gottes Sohn kann auf der Welt bestreiten
Und was ich such ist hier und ist so nah dem Ziele,

Und was zu thun noch bleibt, das macht sich selbst
im Spiele;
Da sollt ich wieder in dem Berge sieden, schmolen,
Das Ärgste ist, ein traurig Leben wiederholen, —
Das Mächtigste in Gott ist Zeit, sie trägt das Reich
Der Christen rasch durch alle Welt. Jetzt Zweifel
schweig!
Ans Werk, ich schneid den Faden, wälz auf meine
Brust
Des todten Chrysoloras menschlich Weh und Lust.

(Er schneidet den Höllenfaden ab.)

Es ist vollbracht, so schmerzlos und so leicht,
Der Höllenbrand aus den Gedanken weicht,
Doch zittert noch die Luft von grimmer Hitze,
Doch springt noch manche Wuth in meinem Witze,
Die Unterwelt scheint mir so grauenvoll,
Nun ich sie selbst als Strafe scheuen soll,
Ich krieg schon Lust ins Paradies zu kommen
Und bin in meiner Bosheit fast beklommen,
Muß sie mit lustgem Scherze mir verstecken,
Sie würde mein Gewissen sonst erwecken.
Ich bin nun Chrysoloras erb und eigen,
Kann mich dafür nach allen Rechten zeigen,
Und kann mich recht an meinem Dasein freun,
Auf dieser Welt kann ich nichts andres sein,
Es war doch gut, daß zur Anatomie
Man mich noch nicht gebracht wie andre früh;

Die Schüler hätten sonst mit frischem Schnitte
Das Leben mir verkürzt in schönster Mitte.
Bin wieder Arzt beim Papste Anaklet,
Doch wenn es ganz nach meinem Sinne geht,
So kriegt er morgen schon sein schleichend Gift,
Daß auf Johannes dann die Papstwahl trifft.
Dazu wird Spiegelglanz heut angeführt,
Der Wahnsinnstrank ist ihm schon eingerührt,
Der wird ein Luftschiff für den Himmel bauen,
Und was er gern gesehn, das wird er schauen.
Er kommt, ich muß die schwarze Schale füllen,
Er macht Beschwörung, um damit zu stillen
Den Basilisken, der hier lang gehauset! —
Wie ihm jetzt selbst vor seinen Zeichen grauset,
Und doch bemühet sich kein Geist danach;
Der Basilisk ist längst von mir bezwungen,
Es hat sein Gift dies Menschenblut durchdrungen,
Das ihn zum Himmel hier verzaubern soll. —
Jetzt naht er sich so kühnen Muthes voll,
Ich steck mich in des Basilisken alten Balg
Und zünde drin ein himmlisch Licht aus Talg;
Wenn er recht brünstig seinem Engel winket,
Mit rechtem Glauben diese Schale trinket,
Da wird das Licht aus Orient ihm strahlen,
Da will ich ihn ganz schwarz mit Ruß bemalen.

(Er versteckt sich, Spiegelglanz tritt in heftiger Bewegung ein.)

Spiegelglanz.

Drei Tage hab ich nun das Opium getrunken,
Daß schon mein Leib dem Geiste ist versunken,
Und wie die Flamme steiget himmelan,
Daß ich zu Gabriel entsteigen kann.
Hieher hast du, o Himmelsfreund, den Müden
In deinem letzten Gnadenruf beschieden,
Wo sich der Basilisk erfüllt die Schale
Mit Menschenblut zu seinem Abendmahle.
Nicht länger soll der Offenbarung Strom
Versiegen in dem hochbegabten Rom,
Rasch soll der dunkle Mantel sich entfalten,
Der ganzen Zukunft kräftige Gestalten,
Ich will im Geist zur Nähe Gottes steigen,
Es sollen sich Propheten vor mir neigen.
O Gabriel erfüll dein gnädig Wort,
Nicht länger trag ich diesen öden Sinn,
Ich werf das Leben kecklich von mir fort,
Wenn meinem Geist das Sterben ein Gewinn.
Hier sollte ich den Gnadenbecher finden,
Der mich aus diesen lichtlos tiefen Gründen
Zum ewgen Glanze mächtig heben soll;
O sei gedankt, ich find ihn groß und voll,
Ein Todtenkopf ist dieses Lebens Schale,
Der einzge Gast bei dem Prophetenmahle.
Sonst sah ich Todtenköpfe schaudernd an,
Jetzt trink ich draus, ich bin ein Mann,

Und leise laß ich diese Wollust fließen,
Im dürren Munde langsam sich ergießen,
Beschaue, welche Wirkung es mir thue, —
Der erste Tropfen läßt mich noch in Ruhe! —
Doch seh ich schon den Todtenkopf belebt,
Wie er die Augen froh zu mir erhebt.
Du trägst so schwer am Trank, ich muß dich leeren,
Nun lächelst du, welch Bild will mich beschweren,
Ich selber bin der Kopf, aus dem ich trinke,
Er lächelt mir, wie ich mir fröhlich winke,
So kommt mir neue Lust zu meinem Hirn,
Und freudig saug ich an der eignen Stirn.
Komm Liebestrank, komm süßer Himmelsbote,
Es schimmert Licht wie in dem Morgenrothe
In deines Spiegels athembewegten Ringen,
Mich selbst in mir, so will ich mich durchdringen,
Mich selbst aus mir im Himmelsflug erschwingen,
Den letzten Tropfen selbst will ich bezwingen.
Sieh Gabriel, so bald erscheinst du mir,
Wie wird mir wohl an deinem Busen hier,
Welch herrlich weißes Pferd führst du, o Freund,
Ich steige auf, wo stehet unser Feind?
Nicht in die Schlacht, zum Himmel trägt es mich,
Ein Sandkorn statt der Erde sehe ich,
Wie saust der Wind, die Wolken sinken,
Die bunten Thore so lieblich winken,
Wie blasen die Engel auf allen Zinnen,

Wie duftet es lieblich in allen Sinnen,
Wie glänzen die Fahnen auf Gottes Haus,
Wir steigen ab, der Ritt ist aus,
In Demuth gehen die weißen Propheten,
Und knieen vor mir und mich anbeten,
Sie führen mich zu Gottes Thron hinan.

(Er stürzt zu Boden.)

Chrysoloras (steigt aus dem Basiliskenbalg).

Er liegt, er kommt nicht auf, das war gelungen,
Wie ihn des Trankes Lügengeist umschlungen,
Die weiße giftge Flamme steigt, er ringt
So machtlos, keine Stimm mehr zu ihm dringt.

(Er stößt ihn an.)

Er brummt wie eine Glocke, die zersprungen,
Er hat zu stark vom eignen Lob geklungen,
Wie vornehm er lächelt, er meint sich im Himmel,
Da ist um ihn ein großes Getümmel,
Die Engel und Erzengel küssen ihm den Rock,
Jetzt wird er zärtlich, der alte Stock.
Ich glaub, er nimmt Abschied, er thut so gewogen,
Die Engel bedauern's, daß er wird weiter gezogen.
Nun will ich das Licht der Gnade anzünden,
Wie stiert ers an, das muß ihm viel verkünden.

(Er hat ihm das Talglicht vorgehalten.)

Ganz gesund kommst du nicht wieder,
Dir werden zittern alle Glieder,
Aber ein Zeichen soll dir bleiben,
Das nicht zu vertreiben, nicht abzureiben.

Mit diesem Eisen brenn ich zu meiner Lust
Ein teuflisch Zeichen dir heiß auf die Brust;
Ich stehe dafür, du deutest es prächtig,
Du bist zu dir so herrlich andächtig,
Er krümmt sich etwas, ei wie das thut,
Das Zeichen sitzt dafür recht gut,
Jetzt will ich ihm auch zum lustigen Zeichen,
Wie weit er gereist, das Gesicht anstreichen
Mit Ruß, als hätt ihn die Sonne verbrannt,
Als er so eilig zum Himmel gerannt,
Einen Schnurrbart mag er auch noch ertragen,
Der soll sein kühnes Gemüth ansagen,
Mit Salz will ich die Füße ihm schmieren
Und einen Ziegenbock zu ihm führen.
So wecket ihn leckend ein heilig Thier,
Er hegt es in seinem Glaubensrevier.

3.

Johannes (kommt von den Bergen bei Rom herab und singt zur Laute).

Nicht weil ich mich herrlich fühlte
Auf den Bergen,
Als Ätherblau mich kühlte
Über den Särgen
Größerer mächtiger Zeit,
Nicht darum rühme ich euch heut
Meine Lieder,
Wolkenbrüder,
Denn vieles ehret der Mensch, was ihn erhebt,
Aber das Echte erkennt er erst, wenn es verlebt!

So habe ich euch, ihr Berge, erkannt,
Nun ich von euch mich abgewandt,
Und rühme und vermisse euch in der Fläche,
Eure brausenden durch Farben stürzenden Bäche,
Eure Wolken, wo auf halben Wegen
Die Himmlischen mir traten entgegen
Und ihres Segens und ihrer Liebe Gunst
Durch die Wolken strömten meiner liebenden Brunst,
In meinen Geist ergossen;
Hohe Gedanken, liebe Genossen,
Süße Thränen, feurige Zungen,
Wie seid ihr alle in Stummheit verklungen.
Hinter mir her ruft ihr im Piniensausen,
Bei euch sollt ich hausen,
Aus Rosen eine Hütte mir flechten
Fern dem Schlechten,
Ein Grab mir bauen von blinkendem Erz
Für das sterbende Herz.
Ihr grauen Felsen seid die Himmelsgerüste
Und die Leichensteine der Welt,
Wo alles Herrliche wieder zerfällt,
Was die Seele je küßte,
Wo die Gedanken klettern
In stillen Träumen und tosenden Wettern
Zum demantfesten Schloß,
Wo Gottes Hand uns giebt den Gnadenstoß,
Nach dem Rädern der Zeit,
Die über uns hinfährt
Und sich nicht umkehrt,
Zu schauen, was sie gethan,
Sondern ewig zur Höhe suchet die Bahn
Und immer die alten Wege wiederkehrt,
Darum die Zeit sich in Zorn verzehrt.
Sie findet für ihren Triumphwagen keine Straße,
Sie treibet rastlos umher in bitterm Hasse,

Wir aber finden den Fußsteig
Zum himmlischen Reich,
Wo die Blumen zittern
Hinter Thauperlen-Gittern,
Bewegt vom Wind sich vor mir neigen,
Den Weg mir zeigen
Zu Gott! — daß ich erkenne, er sei nicht
Der fernen Zeiten Lügengesicht.
Nein Gott sei nahe,
Daß er uns umfahe
Und er berühre die Frommen,
Die gläubig zu ihm kommen.
O könnt ich in ihm bleiben,
Und dürfte nicht lesen, nicht schreiben!
Wehe, die Menschen vergessen so leicht ihren Ursprung,
Wie sie vergessen, daß sie einst jung;
Aus Gott aber sind wir gekommen,
Zu Gott kehren wir beklommen,
Doch nur, was vollkommen,
Wird von ihm aufgenommen,
Und vollkommen ist nur die Liebe.
O lös mich Herr von meinen Sünden,
Die mich mit Lust und Leiden binden,
Von allem Stolz, von aller Ehre,
Von allem Ruhm tiefsinniger Lehre,
Schenk eine kurze Weile, eine kleine Zeit,
Ich bin noch nicht frei zur Ewigkeit,
Ich kann noch nicht rufen in Demuth dreist:
„Vater, in deine Hände befehl ich den Geist."

Johannes, ermüdet von dem Umherschweifen, wollte sich menschlichen Wohnungen wieder nahen, doch trieb ihn die Sehnsucht unbestimmt hier- und dorthin; endlich sah er eine frische Quelle in der Nähe

einer Schmiede aus einer Röhre den Berg hinabfließen; er wollte eben mit offnem Mund sich drunter bücken, als ein junger Gesell mit einem Weinkrug aus dem Häuschen trat und sagte:

Gesell.

Das Quellchen gehört den Tauben und Spatzen,
Da trinken die Hunde und auch die Katzen,
Der Mensch nur trinkt den goldnen Wein.

Johannes.

Ich trink nur Wasser, trank niemals Wein.

Gesell.

Wir haben hier des Weins genug,
Ich bring dirs zu — hier nimm den vollen Krug,
Du scheinst müde von der Wanderschaft.

(Er bringt ihm den Krug.)

Johannes (trinkt in vollen Zügen).

In irdschem Leib verhüllter Himmelssaft,
Wie wechselst du die Farbe im Gemüthe,
Aus Grab und Tod entsteigt mir frische Blüthe.

Gesell.

Der Wein vom vorgen Jahr hat rechte Güte,
Er wächst am Berg von unsrer Herzogin.

Johannes.

O sag mir an, in welchem Land ich bin.

Gesell.

Kennst du noch nicht der Herzogin beglücktes Land?
Wer hat dich denn auf diesen Berg gesandt?

Johannes.

Auf gutes Glück bin ich von Haus gegangen,
Weil Einsamkeit mir oft erregt ein Bangen
Und stört den Lebensmuth. —

Gesell.

Du wohnst allein?

Johannes.

Mein Lehrer war mir ausgeblieben,
Das hat mich in die Welt getrieben;
Nun sprich, in welchem Reich ich bin.

Gesell.

Frau Venus heißt die liebe Herzogin,
Hier wohnt ihr Goldschmidt, ich bin sein Gesell.

Johannes.

Die Schmiede glänzt von schöner Arbeit hell!
Wie schöne Spangen mit dem grünen Steine.

Gesell.

Gefällt sie dir? so kaufe doch die eine.

Johannes.

Zum Kaufen braucht man Geld.

Gesell.

Du scheinest mir ein junger kräftger Held,
Du magst noch viel verdienen,
Du bist ein gutes Zeichen mir erschienen,
Und ehrlich bist du, darum zahl,
Wenn du bei Geld, ein andermal,

Und hast du niemals Geld, — wohlan,
So mein ich, daß ichs dir schenken kann.

Johannes.

Wenn ich dir etwas wieder könnte geben,
Ich gäb für diesen Schmuck mein Leben.

Gesell.

Gut Freund, gieb mir zu meiner Fürstin Ehre
Nur ein Versprechen, laß dein Herz gewähren,
Und wenn du irgendwo ein Mädchen siehst,
Dem du in heißer Lieb entgegen glühst,
Schenk ihr im Namen meiner Fürstin diese Spange
Und komm mit ihr zu diesem Berg mit Sange,
So wird sie euch an ihren Hof einführen,
Wo alle sich mit unsrer Kunst verzieren.

Johannes.

Ich kenn so wenig von der großen Welt,
Doch alles mir so wohl gefällt,
Ich möchte gleich ein schönes Fräulein finden
Und mit der Spange sie anbinden.
Darf ich allein nicht in der Fürstin Haus?

Gesell (lacht).

Nein Paar und Paar so sitzen sie beim Schmaus.
Ich merk dir an, du giebst mir viel zu lösen,
Wirst treiben mich im Guten und im Bösen,
Daß ich dir Liebesschlösser, Blumen deinen Strunzen
In allergrößter Eile soll auspunzen.

Johannes.

Nein Freund, du irrst, ich hab ein geistlich Herz.

Gesell.

Die treiben just am ärgsten solchen Scherz,
Die lassen keinen Augenblick mir Ruhe,
Der eine faßt in Gold der Liebsten Schuhe,
Der andre legt ihr Haar ins goldne Herz hinein,
Der dritte bringt das Maaß von ihrem Fingerlein,
Da laß ich mir zum Spaß die schönen Dinger
Erst selber kommen, sag, das Maaß vom Finger
Das könne gar zu leicht betrügen,
Dann kommen sie mit gar verschämten Zügen
Und strecken mir das Fingerchen hinaus,
Ich fang es mir wie eine kleine Maus,
Und klemm es zwischen meinen Fingern ein,
Bis dann die Jüngferchen recht artig schrein
Und zeigen mir der Zähne Elfenbein,
Und manche ward dadurch schon mein.
Nun lebet wohl, ich seh da einen kommen,
Der mir schon viele Ringe abgenommen.

Johannes.

Habt Dank für Euer gütiges Geschenk,
Des Fingers ich auf ewge Zeiten denk! —
Wie ist mir denn, seit ich den Wein genommen,
Bin ich von keiner Trauer mehr beklommen,
Die Welt ist näher mir als vorher Gott,
Und was ich dachte, wird mir recht zum Spott.

Ach könnt ich auch ein liebes Fräulein finden,
Das ich mit dieser Spange konnt anbinden;
Ei sieh, wer kuckt denn da zum Fenster aus,
Es ist ein kleines wohlgebautes Haus.

(Er singt zur Laute.)

Am Berg der flüchtige Schnee,
Beim Goldschmied die sprühenden Funken,
Wie ich sie seh,
Sind sie versunken.
Flüchtige, sprühende Blicke,
Bleibet vom Fenster zurücke,
Oder bleibt und tränkt und wärmt mich;
Sei mir gegrüßt, ich seh dich.

Stephania (am Fenster).

Die Mutter ist aus, ich bin eingeschlossen,
Ich kann ihm nichts geben.

Johannes.

Die Thür ist eingestoßen.

Sei ja nicht böse,
Daß ich dich erlöse,
Komm munter herunter.

Stephania.

Die Mutter erlaubt es nicht.

Johannes.

Du liebes Gesicht,
Zum Zeichen bring ich diese Spangen,
Daß du nicht mehr gefangen.
Sie schickt sie dir,
Daß du sicher gehst mit mir.

Ste=

Stephania.

Gleich, gleich, ich glaub dir herzlich gern,
Nun grüß ich dich nahe, dich grüßt ich schon fern,
Aber sag, wohin wir nun gehen.

Johannes.

Laß gut sein, du wirst schon sehen,
Sieh, wie die Spange auf dem weißen Arme glänzt

Stephania.

Ich hätte dich gern dafür bekränzt.

Johannes.

Gieb einen Kuß, das soll es bedeuten.

Stephania.

Es sieht doch niemand von unsern Leuten?

Johannes.

Die Welt ist blind, nur die Liebenden sehen,
Weil uns die Augen erst in der Liebe aufgehen.

Stephania.

Was bleibst du hier bei der Schmiede stehen?

Johannes.

Du hast doch Finger?

Stephania.

Ei freilich alle zehn.

Johannes.

Die lieben Dinger;
Dir wird ein Ring gut stehn.
He Gesell!

Gesell.

So schnell!
Gott grüß Euch und Eure Schöne,
Und schenke Euch wackre Söhne.

Stephania.

Sprech Er nicht so dumm.

Gesell.

Ich bin stumm,
Was wollt Ihr?

Johannes.

Gebt einen Ring mir.

Gesell.

Hast du jetzt Geld?

Johannes.

Bald zahl ich, was ich bestellt.
Nimm Maaß dem Finger, doch drück ihn nicht,
Sonst schlag ich dir ins Angesicht.

Gesell.

Ein wilder Gesell! (Vor sich.) Der Wein giebt Muth,
Der auf dem Venusberg wachsen thut,
Die Liebe brennt auch in Adern,
Der möchte mit allen Leuten hadern.

Johannes.

Mach schnell, gieb her den köstlichsten Ring,
Denn Schöneres er doch nie umfing,
Und morgen zahl ich die Rechnung dir.

Gesell.

Einen Schein mußt du mir geben dafür,
Sieh her und lese: Bezahlst du nicht,
So nimmt dich die Fürstin als Sklaven in Pflicht.

Johannes.

Ganz billig, ich will es unterschreiben.

(Er unterzeichnet.)

Gesell.

Du wirst doch heute vom Fest nicht bleiben?

Johannes.

Vielleicht, wenn meine ... Wie heißt du?

Stephania.

Stephania! — Ich wünschte lieber Ruh,
Die Einsamkeit wär mir auch willkommen,
Sprich, sind wir bald zur Mutter gekommen?

Johannes.

Du bist kein Kind, denk nur an mich,
Die Mutter findet am Ende sich.

(Vor sich.)

Ich führ sie nach Hause, da bewahr ich sie,
So närrisch von Sinnen war ich noch nie.

4.

Sanfte Zärtlichkeit war dem Gemüthe des Johannes nicht eingeboren und noch weniger anerzogen, er wurde auf dem Wege nach Hause von der Kraft des Weines am Venusberge immer ausgelassener, er

kneipte und zwickte zuletzt die gute Stephania, daß dieser von Herzen bange wurde, ungeachtet ihr Weg einsam war und Niemand sie verrathen konnte. Noch trüblicher wurde ihr im Landhause, wo Johannes mit Spiegelglanz wohnte, als sie durch die Weinrebenlaube in die Küche und aus dieser in das Studirzimmer getreten war, wo unzählige Scripturen umherlagen und anderes wunderliches Geräth, wo aber gegen die Aussage ihres lustigen Begleiters von ihrer Mutter nichts zu entdecken war. Johannes suchte die Mutter in allen Mauselöchern, horchte und berichtete ihr, sie würde bald ankommen, sie sei nur einen Augenblick zu Markt gegangen, um einzukaufen, nahm dann Stephania beim Kopfe, küßte sie derb ab, und als sie schrie, führte er sie in die Küche, zeigte ihr ein großes Stück Polenta, das sie aufbraten und mit einander verzehren wollten; darüber gab sie sich vorläufig zufrieden. Als die Polenta auf dem Feuer anfing zu schmoren, lief er in den Garten, holte Ärme voll der lang gehegten schönen Blumen, die sonst bis zum letzten Glöckchen ungestört abblühen mußten, schüttete sie der Stephania in den Schooß, nahm das Strumpfband und reifelte es zu Bindefäden auf, damit sie zum heutigen Besuche bei der Fürstin Venus sich noch Kränze winden und herrlich schmücken könnten, und wie sie einander nah waren, um einen Kranz anzufangen, küßten sie sich, und wie sie die Enden zur Verbindung näherten,

küßten sie sich wieder und tanzten wie es ihnen so einfiel, neckend, zagend, zudringlich und zurückweisend um den Heerd. Wäre der Tanz nicht schon seit Jahrhunderten erfunden gewesen, sie hätten als die Erfinder gelten können.

Johannes sang dabei vor und Stephania sang ihm nach.

Der Kranz wird nun verbunden,
Die Enden fassen einander im Ring,
Wie wir vor wenig Stunden,
Als ich am ersten Kusse dich umfing.

Ohne Anfang, ohne Ende ist nun der Kranz.
Anfang und Ende ein flüchtiger Kuß,
Ohne Anfang und Ende hebt uns der Tanz;
Anfang und Endr giebt sicher Verdruß.

Den letzten Vers sangen sie, indem sie ein lebhaftes Gezänk zwischen Spiegelglanz und der alten Sabina, der Pflegemutter der Stephania, vernahmen, das sich auf folgende Art angesponnen hatte. Spiegelglanz, nachdem er drei Tage in der Basiliskenhöhle durch den Höllentrank verschlafen hatte, meinte nur eine Nacht abwesend gewesen zu sein, er glaubte Johannes, der sonst ohne sein Aufwecken gern über alle Gebühr lange im Bett lag und träumte, noch darin zu überraschen, da er nun von dem Tranke in allen Gliedern ermattet war, so übereilte er sich nicht und glaubte doch noch zur rechten Zeit zu kommen, ohne daß Johannes seine Abwesenheit bemerkt hätte. In

der Nähe des Landhauses stellte er nun allerlei abwechselnde Betrachtungen an.

Spiegelglanz.

Alle Glieder denken heut anders als ich,
Sie zittern, sie verlassen mich,
Und eins verläßt sich auf das andre,
Ohne Beine und Füße ich wandre,
Mich hat zerstoßen der Schimmel
Auf dem Ritt nach dem Himmel,
Und die Beängstigung
Erstickt die Begeisterung.
Viel, unendlich viel möchte mein Geist thun,
Aber mein Körper will ruhn,
Wunder kann ich jetzt wirken
An aller Welt Bezirken,
Nur in meinem Leibe nicht,
Das Eine mir gebricht,
Muß essen und schlafen wie andre Leut,
Doch endet kein Mensch meine Lebenszeit! —
Ich weiß nicht was die Leute lachen,
Wenn sie mich ansehn, was sie Gesichter machen,
Als sähen sie einen Polichinell,
Ich muß mich besehn in der Brunnenhell.
Ei freilich, ich bin von der Sonne verbrannt,
Es war höllisch heiß im himmlischen Land,
Das Volk hat noch keinen Propheten gesehn,
Es werden ihm noch die Augen aufgehn,

Gottlob, da steh ich vor meinem Haus,
Was klingt denn da für ein Singen heraus,
Zwei Stimmen die tanzen, das sind wohl Dämonen.
Die mir zum Trotze im Hause jetzt wohnen.

(Während Spiegelglanz horcht, schleicht Sabina suchend heran.)

Sabina.

Hieher ist es entführt, das liebe Kind,
Bis hieher sah ich Kraut zerpflücket in den Wind,
Und auf der Schwelle liegt das letzte Blatt,
Was doch dies Kind für böses Schicksal hat.
Hier hör ich sie singen, sie scheint vergnügt,
Wenn mich mein schwaches Gehör nicht betrügt,
Ich muß doch sehen was da geschieht,
Warum sie aus meinem Hause entflieht.

Spiegelglanz.

Zurück Alte, fort von der Thür.

Sabina.

Ich such meine liebe Tochter hier,
Ist er der Verführer, weich er im Guten,
Sonst soll ihm sein schwarz Gesicht bald bluten.

Spiegelglanz.

Alle Welt ist gegen mich im Aufruhr,
Sogar die alte Hur lärmt in ihrer Natur.

Sabina.

Er Schornsteinfeger, wenn ich mich nicht scheute,
Daß er mich schwarz macht, wenn mich mein Kleid nicht reute,

Ich wollt ihm zeigen, daß ich ein ehrliches Weib,
Ich dreht ihm den Hals um zum Zeitvertreib.
He Stephania, hörst du nicht, komm nach Haus!
Sie lachen uns hier aus.

Stephania (von oben herunter kommend).

Gleich Mutter, ich dachte euch hier zu finden,
Indessen thät ich Kränze winden,
Ach Mutter mit welchem Teufel habt ihr gesprochen,
Wir thäten uns eine Polenta kochen.

Johannes.

Kommt Mutter, wir waren recht lustig beisammen,
Sahen uns an bei den Heerdesflammen,
Die zuckten auf und nieder,
Da fuhr's uns tanzend durch die Glieder.
Bleibt hier, geht mit uns heut zur Fürstin Venus,
Ihr wollt nicht? — So nimm doch, Liebchen, diesen Abschiedskuß.

Spiegelglanz.

Gesindel seid ihr toll, was soll das Küssen,
Auf ewig seid ihr aus einander gerissen,
Läßt sie sich mit ihrer Tochter hier sehen,
So ist es um ihr Leben geschehen,
Dank sie Gott, daß ich so müde bin,
Ich führ ihr sonst anders noch durch den Sinn.

Sabina.

Komm Tochter, wenn ich dich nur habe,
Laß den Narren reden bis zu seinem Grabe.

Johannes.

Ich begleit euch, wartet einen Augenblick.

Spiegelglanz.

Keinen Schritt! Zurück.

Johannes.

Was wollt ihr? — ich bin heut eingeladen
Zur Herzogin Venus fürstliche Gnaden.

Spiegelglanz.

Du bist von Sinnen, es wird nichts draus,
Fort, zurück ins Haus.

Johannes.

Leb wohl Stephania, wir sehn uns bald wieder.

Stephania.

Ich hoffs und — —

Sabina.

Schlag nicht die Augen nieder,
Er darf dir nichts thun, der alte verfluchte Kerl,
(Sie geht mit Sabina.)

Johannes.

Das sag ich dir und warne dich bei Zeiten,
Du sollst mir den Weg nicht mehr versperrn,
Ich wollte keine Schlägerei vor den Leuten,

Spiegelglanz.

Ich glaube du bist mir ausgetauscht.

Johannes.

Warum hast du nicht besser gelauscht,
Ich bin verliebt, das ist das Ganze,

Ich habe geküßt, heut geh ich zum Tanze,
Ich will auch leben wie andre Leute,
Der Ruhm ist mir zu schwere Beute.

Spiegelglanz.

Deiner Thorheit könnt ich ein Ende machen,
Daß alle Leut über dich müßten lachen;
Ich könnt dich beschämen,
Daß die Hunde kein Brod von dir nehmen

Johannes.

Sag immerhin, ich fürchte mich nicht,
Du aber hast ein schwarzes Gesicht,
Bist von den Leuten recht angeführt,
Die haben dich mit Ruß beschmiert.

Spiegelglanz.

Ich sag dir, versündge dich nicht mehr,
Mein Wort kann dir nehmen alle Ehr.

Johannes.

Alle Ehre? Das schöne Mädchen liebt mich,
Ich verlach dich!

Spiegelglanz.

Wahnsinniger Bube, was ich so lang verborgen
Dir selbst und andern mit bangen Sorgen,
Das kann dein Hochmuth aufs Spiel setzen,
Du bist schon Priester nach heilgen Gesetzen.

Johannes.

Ich bin der einzge Fromme von allen,
Liederlichkeit ist ihr einzig Gefallen.

Spiegelglanz.

Ich darf nicht mehr schweigen, es wär sonst zu spät,
So nahe dem Ziele alles mißräth;
So wisse — — — O daß ichs aus geheimster Tiefe
In dich mit zerschmetternder Stimme hineinriefe:
Du bist eine Jungfrau, du bist kein Mann,
Du stiegest über die Grenzen hinan
Zur ewigen Kirche durch mich geleitet,
Ohne mich ist dir der Fall bereitet,
Du hast die Weihe fälschlich empfangen,
Darum bleibst du im Kerker gefangen,
Und die Geliebte, was wird sie sagen,
Wenn die Leute nach ihrem Bräutigam fragen.

Johannes.

Ich starre, ich bin vernichtet; weh, was sagst du mir?
O nimm mich Tod in deine Arme von hier,
Ich bin eine Jungfrau, bin auch vom Geschlecht,
Das alle Welt verführt zu dem Unrecht,
Und bin verführt, und habe verführt,
Eine Jungfrau mit wildem Verlangen berührt,
Widernatürliche, unmögliche Sünde,
O wenn ich je von dir mich entbinde,
Was könnte ich lieben, was wär mir eigen,
O Gott, du konntest die Welt erzeugen,
Verwandle mich, laß mich werden ein Mann,
Treu will ich dienen, wenn ich lieben kann,
Verwandle oder vernichte mich,

Vermagst du's nicht, so verfluche ich
Nicht meine Mutter, die mich geboren,
Nicht Spiegelglanz, der mich in Trug erkoren,
Nein dich, den Gott, den Weltregierer,
Du liegst im Herzen als ein Verführer,
Das du dem Mädchen mich hast geschenkt,
Daß du sie in mein Herz gesenkt.

Spiegelglanz.

Sei ruhiger, rase nicht,
Dich bescheint vor allen das ewge Licht.

Johannes.

Zu den Sternen habe ich aufgesehen,
Wie zu des Ewigen Boten der Höhen,
Zum Morgen- und Abendstern
Betete ich so gern,
Er schwebte mir vor wenn ich einschlief,
Er hörte nicht, als ich rief,
Taub ist die Welt und sinnlos,
Wahrheit ist gottlos,
Lüge in der Liebe Schooß.
O fiele der Himmel nur ein,
Da wollt ich mich freun.

Spiegelglanz.

Da würdest du mit allen Vögeln erschlagen,
Sei ruhig. — Laß dir sagen,
Zurück ins Haus,
Die Leute hören den Graus.

Johannes.

Du denkst ich werde scheu mich verbergen,
Nein hinauf zu den Bergen
In die Einsamkeit,
Dahin flücht ich die irdische Zeit,
Verspotte den Himmel, der mir nichts nehmen kann,
Ich bin eine Jungfrau, ich bin kein Mann.

(Johannes stürzt sinnlos nieder, Spiegelglanz hebt ihn auf und trägt ihn in das Haus.)

Spiegelglanz.

Im Krampf verlöschet der Verzweiflung Feuer,
Sie wird nun hülflos und sie wird mir treuer.
Nichts hält sie jetzt, sie fühlt sich jetzt so frei.
Bald zeigt die Noth, daß viel noch übrig sei.

5.

Während Spiegelglanz an dem Bette des ohnmächtigen Johannes wachte, der Besserung des Kranken gewiß, so fuhr er mehrmals mit der Hand über sein Angesicht und fand daß sie schwarz würde. Er schrieb dies dem himmlischen Reisestaube zu, reinigte sich von dem rusigen Überzug, womit ihn Chrysoloras bestrichen hatte, hob aber das schmutzige Handtuch als ein Heiligthum in einem eisernen Kasten auf, dann besah er auch die Wunde des Prophetensiegels, das ihm Chrysoloras auf die Brust gedrückt hatte und reinigte sie gleichfalls mit Brunnenwasser. Es war ihm nun

im höchsten Himmel, wo Gott ein kleines Modell der Welt in der Hand trug (wie er in seiner närrischen Himmelsreise gesehen), woraus verkündet, daß seine neuen Eingebungen und Gesetzgebungen bald anfangen würden; wirklich merkte er jetzt auf das Plätschern eines öffentlichen Brunnens und glaubte darin die Reime zu hören:

Reinigung ist das erste Gesetz,
Verricht es stille ohne Geschwätz,
Frisches Wasser und reines Linnen
Öffnet den Geist in allen Sinnen.

Er schrieb diese Reime in großer Bewunderung auf ein Pergamentblatt, als aber die Begeisterung des Waschens nachgelassen hatte, las er sie drei- und viermal wieder und sie schienen ihm weder besonders sinnreich, noch sonderlich gut ausgesprochen. Doch bestärkte ihn, den Kenner des Alterthums, diese Gleichgültigkeit gegen das Äußere von der Trefflichkeit des Innern; waren doch die Delphischen Orakel scheinbar in schlechtern Versen, als die schlechtesten Dichter der Zeit sie hervorbrachten und steckten voll von göttlicher Wahrheiten.

Johannes war aufgewacht und betete, daß alles was er erlebt, unwahr sein möchte, aber Spiegelglanz entwickelte ihm die volle Wahrheit seiner Erinnerungen, indem er ihm die Herrlichkeit der päpstlichen Weltherrschaft recht lebendig vor Augen stellte. Johannes dachte an nichts bei aller der versprochenen Herrschaft

als an die Möglichkeit nach seinem Gefallen dann alle Welt für sich einzurichten und sie eben so zu kränken, wie er sich selbst durch die Einrichtung der Welt gekränkt fühlte. Diese Umschöpfung wurde ihm Lebensreiz, und mit schrecklicher Lebhaftigkeit stand bald als wahr und wirklich vor ihm, womit die Gelehrsamkeit des Spiegelglanz ihn bis dahin unterhalten hatte. Die Gelehrten sind auf ihr weniges Wissen meist sehr stolz und sind wie Kinder, sie spielen mit Gift und Schießpulver, tragen unendliche Massen davon zusammen, kennen es selber nicht und verwundern sich, wenn ein lebendiger sinnvoller Mensch ihren Schatz erkennt, sich und die Welt damit zerstört. Dann rühmen sie wohl nach solcher Zerstörung ihre Geduld, was sie noch für Haufen Mordwerkzeuge auf dem Schlachtfelde der Vergangenheit zusammen gelesen haben. So unschuldig sind Gelehrte in ihren Sammlungen, selbst Spiegelglanz, so verrucht hoffärthig er sonst war. Was er von der Götterwelt der Griechen und Römer sammeln konnte, hatte er als einer geachteten Gelehrsamkeit angehörig, in seinem Zimmer aufgestellt, unzählige kleine Götterköpfe, die in römischer Erde damals noch zu wachsen schienen, wo sich ein fleißiger Ackermann die Mühe gab, den Boden zu umwühlen. Diese Bilder, die Johannes nie mit sich in eine andre Verbindung gebracht, denn als schöne Köpfe, die er oft nachzuzeichnen versucht, umgaben seine hülflose Seele wie

mächtige helfende Wesen, die allein seine Klagen verstehen und ihm helfen könnten. Und wie er so jammervoll zu ihnen hinlangte und ihm alles einfiel, was Spiegelglanz von ihnen gesagt, daß sie die Welt und ihre Bewohner verwandelt hätten, so drang ein Licht in ihn, wovon ihm nicht die Augen thränten.

Spiegelglanz fragte Johannes nach allem aus, wie er mit dem Mädchen zusammen gekommen sei, und war hoch erstaunt, als er seine dreitägige Abwesenheit in der Basiliskenhöhle erfuhr und wie Johannes in der Angst, was aus ihm geworden, überall umhergelaufen sei und sich endlich im Gebirge mit seligem Genuß verirren lassen. Nachher hörte er mit Ärger, wie der Gesell seinen Durst mit Wein gelöscht und ihm so zärtliche Sehnsucht ins Herz gegossen habe; er selbst wollte den Frevler dafür züchtigen. Mitten im Zorne knackten ihm Finger und Arme, und er hörte deutlich eine neue Eingebung darin, die aber nicht heraus wollte. Zufällig übergoß er seine entzündeten Augen mit Rosenwasser, und da stand es klar vor seinen Augen:

Trauben sind süß und rein und erlaubt,
Aber der Wein die Sinne raubt;
Wein sollst du wie Gift meiden,
Oder man soll dir die Haare abschneiden.

Als er dieses Gesetz ausgesprochen, fragte ihn Johannes, was er damit wolle, und Spiegelglanz sagte,

daß noch immer göttliche Gedanken vom Himmel kämen. Mit wundersamer Lust befragte nun Johannes den Lehrer nach allerlei Glaubenslehren der Christen, die dieser so geschickt zu stellen wußte daß sie immer wie ein Widerspruch erschienen gegen das Evangelium, dieses aber zeigte er ihm wiederum in sich streitend. — Johannes faßte das auf und brütete in sich den Teufelssamen weiter aus. Was die Menschen jetzt verehrten, schien ihm aus alten Religionen überkommen, Engel und Erzengel füllten den Himmel statt der Götter, Heilige stiegen wie Herkules durch schmerzlichen Tod zu ihm auf und blieben auf Erden Schutzgötter der einzelnen Thätigkeiten und Beschäftigungen. Die Christen wollten keine Götter in den Gestirnen ehren, und doch folgten sie in allem Wichtigen den Sterndeutern, ja bei jedem kleinen Unternehmen fragten sie nach belehrenden Zeichen. Die Juden verfolgten sie und legten doch alles nach Sprüchen im alten Testamente aus. Die Keuschheit lehrten die Mönche, und trieben doch eine verblümte Buhlerei in himmlischer Liebe. Nach langer Auseinandersetzung schloß er in sich:

Aber giebt es nicht mehrere Söhne des Herrn?
Er hat so viele auf jedem Stern,
Wie möchte er sich so stark verschließen,
In einem nur seinen Geist begrüßen,
Er strahlet in ewiger Fruchtbarkeit,
Unzählige Söhne durch die Welt so weit,

Und mancher, der rein aus ihm entsprungen,
Ahnet es nicht, bis er zur Kenntniß gezwungen.

Nach solchen Äußerungen überließ Spiegelglanz den Johannes eigenem Nachdenken, er hoffte auf eine Eingebung in ihm, aus welcher er seines höheren Daseins selbst gewiß würde. Die Verzweiflung hatte ihm den Glauben der Zeit untergraben, ohne ihm einen andern zu geben, wogegen die Umgebung der Kunstwerke, die Schriften der Alten, die Erinnerung des Bodens ihn immer näher dem Glauben der alten Götter zuführte, zu welchem Spiegelglanz bei seiner anschauungslosen Natur nur ein Gewebe artiger Spielereien sah. Aber wie viel Trost fand Johannes in diesen Spielereien für seine Liebe zu Stephania, die Phantasie hat keine solche Schranken wie die Moral, im Christenthum sah er nur Wunder durch Heiligung, die ihn von seiner Stephania abgeführt hätte! Oft schwankten seine Gedanken, als ob die Götter, die heiß angerufenen, die hochverehrten, das Wunder der Verwandlung an ihm vollbrächten; der Zufall ließ ihn einen herrlichen Apollo im Garten finden; dann zweifelte er wieder und las in der Bibel; Spiegelglanz überließ ihn sich selbst.

Johannes.

Wohin ich blicke in der ganzen Bibel,
Erlösung wird versprochen von dem Übel; —
Wohlthaten hab ich und Gelübde ausgesät,

Hab um Verwandlung mit heißem Drang gefleht
Und hab mit Schmerzen meinen Leib bestritten,
Doch Gottes Sohn ist taub den irdschen Bitten.
Entsagung will er! Was ist zu erhören,
Wenn wir die Sehnsucht selbst in uns zerstören,
Und können wir dem Lieblichsten entsagen,
Wer möchte nach dem Rest des Himmels fragen.
Ein Mann zu werden ist mein einzig Streben,
Das wär mein Himmelreich, mein selges Leben,
Ich bins im Geist, o Frühling, der erhebet,
Was in dem Keime aller Wesen strebet,
Was ists, da du die Arme zu mir breitest,
Daß du der Blumen Glanz mir trostlos streutest.
In dieser Qual ergeben sein zu müssen,
In ewigem Verlangen nimmer küssen,
Verschmäht mein Herz, das sich noch muthig fühlt,
Da es ein Grab hat unter sich gewühlt.
Ein freier Tod ist Christen nicht erlaubt,
Ein Feiger ists, der solche Knechtschaft glaubt!
Auf eine Wagschaal leg ich heut die Noth
Und auf die andre Glauben, Hoffnung, Tod,
Und welchem Glauben soll ich mich bekennen?
Dem Glauben, dem die hohen Sterne brennen
Wie jene Kerzen in der Christen Kirche,
Dem Glauben, dessen Göttersitz hoch im Gebirge.
O Seligkeit, wie ist die Erde prächtig,
In ihren Werken ewig jung, allmächtig! —

Daß ich die Zeit der Jugend nicht versäume,
Verlaß ich dieser Christen Sklaventräume.
Einst gab es starke Römer, freie Griechen,
Sie würden weinen, sähen sie jetzt kriechen
Vor Schreckensbildern ihres Namens Erben,
In stetem Sündgen um den Himmel werben,
In ewger Sehnsucht nach der Heiligung,
Genießend zagen, fürchtend in Begeisterung
Vor Phantasie und vor Verstand besorgt,
Des Buchstaben froh, den sie vom Morgenland erborgt,
Und ewig gierig, andre zu bezwingen,
Die sich in beiden Kräften noch verjüngen.
So reißen sie des Nordens Kräfte nieder,
Auch mir umstrickten sie die jugendlichen Glieder,
Doch was sie nimmermehr dafür erkannt,
Das hat die Finsterniß vor meinem Aug gebannt.
Ich laß mir nicht den Glauben schwacher Herzen
Mit List und falschen Wundern mehr einschwärzen,
Ich hab der Schönheit Wahrheitswunderglanz gesehen
In diesen Göttern, die mich rings umstehen.
Seit ich Apollo fand im Gartensand,
Mein ganzer Sinn die alte Zeit verstand,
Den kühnen Blick die Stirne hoch entflammt,
Der edle Mensch von diesem Gotte stammt;
Nicht Demuth lehren sie dem Menschenwillen,
Nur Götterfreundschaft sollen wir erfüllen,
Dem ungerechten Schicksal sind wir Spötter,

Als unsres Gleichen küssen wir die Götter,
Sie waren alle Menschen so wie wir,
Sie stiegen auch zu dem Olymp von hier,
Sie fühlen in der Menschenbrust das Hohe,
Sie fördern gern in ihr das Liebefrohe,
Das zu der Sonne selig hoffend schaut
Und auf der eignen Kühnheit Waffe baut.
O neue Wahrheit und doch alt wie ich,
In allertiefster Noth enthüllst du dich,
Was ich in erster Kindheit mir gedacht,
Wenn mir der Morgenstern so hell gelacht.
Die Sonne, die Sterne sollten untergehn,
Wenn unsre Seelen aus dem Grab erstehn?
Die Lüge ist zu stark. Der Morgenstern,
Aus welchem süße Sehnsucht zu mir dringt,
Der wüßte nichts von dieser Schöpfung Herrn?
Und meine Seele, die verzweifelnd ringt,
Die keinem wohlthut, keinen mehr erfreut,
Die macht sich mit der Ewigkeit so breit.
So wär das Schlechte nur das Dauernde,
Das Weltall wär das ewig Trauernde? —
O nein, so ewig wie des Herzens Sehnen,
So ewig süß sind Venus deine Thränen,
Die du am Abend und am Morgen senkest,
Womit du uns den müden Busen tränkest,
Du führst den Tag herauf und nieder,
Von deinem Lager hebt der Gott die Glieder,

Dort streckt er sie am stillen Abend wieder,
Und seinem Hauch entströmen selge Lieder.
(Singt zur Laute.)

Alles verwandelt die strahlende Freude,
Alles erhebt sich zum ewigen Licht,
Und in dem glänzenden Himmelsgebäude
Heiter der Gott sich mit allem bespricht,
Lindert die Qualen, erlöset vom Leben,
Sendet den selig ertödtenden Pfeil,
Daß wo er trifft sich die Geister erheben,
Jauchzend zur Klarheit in Sonneneil.

(Hier umfaßte Johannes ängstlich Apollos Bild.)

O welche süße Angst in allen Sinnen,
In selger Liebe grausendes Besinnen,
Ob ich den Gottesleib als liebend Weib umfange,
Ob ich noch fest an dir Stephania hange,
O Venus hilf mir selber mich zu kennen,
Soll ich zum Gott in meinem Herzen brennen,
Soll ich von ihm Verwandelung erflehen;
Mich deucht — ich fühl da ich ihn angesehen —
Es zückt von seinen Lippen mir heiß ins Blut! —
Der Liebesstrahl, der mich im Innern tödtet,
Der Augen reiner Blick er thut so gut,
Die goldnen Haare steigen hoch empor,
Mein innres Glück ist Zauberspiel, das mich beredet,
Es sei Stephania!
Stephania, du bists das Himmelsthor,
Durch das die Götter wollen zu mir steigen,
O könnt ich dir auch meine Liebe zeigen.

Ihr Götter in euch ist die Kraft,
In mir ist die Leidenschaft,
Euer Hauch kann das Irdische wandeln,
In mir ists ein Wort, in euch ists ein Handeln,
O zwingt die widerspenstge niedre Kraft,
Die sich empörend, mich zum Weibe schafft,
O zwinget sie dem Geist, der männlich streitet,
Der eurem Dienst die ganze Welt bereitet,
Der euch gesehn in irdscher Schönheit Licht,
Zu dem das Unsichtbare sichtbar spricht,
Der an der Grenze alles Lebens stand
Und euch noch gnädig und verklärend fand.

In eurem Strahl versank des Falschen Schwäche,
Erhebt zum Manne mich, daß ich euch räche,
Will eure Tempel wieder opfernd weihen,
Italien vom Sklavendienst befreien,
Was noch gestaltlos mir das Herz zerlegt,
Die ganze Welt gestaltend einst bewegt.

Ists doch die Welt, zu der die Sterne blinken,
Und Venus läßt mich nicht in Scham versinken;
Ists doch mein Aug, in dem die Sonne scheint,
Apollo duldet nicht, daß es zur Sonne weint.

Bei diesen Worten war Johannes an dem hohen Bilde des Apollo hinangesprungen, das später vom Belvedere seinen Namen erhalten hat, er hing in seinen Armen; das Bild schien ihn treu und sorglich zu tragen, dafür schmückte er den tragenden Arm zärtlich

mit der Spange, den Finger des Gottes mit dem Ring, den er erst Stephanien verehrt, die beides bei dem Streit zwischen Spiegelglanz und Sabina vor Schrekken zurückgelassen hatte. Und als er so selig müde in den Lüften schwebte, zog bei dem Geläute aller Glocken eine Procession vorbei; Männer und Frauen weinten gar jammervoll und riefen zu allen Heiligen, den Papst zu erhalten, der sehr krank geworden sei. Und alle Klagen sammelten sich in einem leisen Gesang, der trug ihn zum Herzen der Welt. Tröstend aber erschien in der Mitte des Zuges die Sonne auf Erden, das Allerheiligste in den Händen eines frommen Priesters, und Johannes sahe mit Verwunderung, daß die eben belebte Bildsäule seines Apollo zu einem hohen starren Felsen geworden sei, der verwittert und einsam über der Erde stand, keinen Baum und kein Laub trug und keinen Weg zeigte, von wo er hinabsteigen könnte von da, wo eine wilde Begeisterung ihn hatte emporgeschwungen, und es war ihm wieder ganz zu Muthe wie damals, als ihn der Nachtrabe zum hohen Neste hingeführt hatte, kein Trost, kein Herz war in dem starren Felsen, Trost allein strahlte ihm aus dem Allerheiligsten, und in Sehnsucht danach stürzte er sich nach dem Allerheiligsten herab. Der Sprung war leicht, nur die Nacht und der träumerische Sinn und die Fackeln von außen hatten seine Augen die schon halb schliefen getäuscht, er glaubte

auf hohem Felsen unendlich weit von der Erde zu sein und war ihr im Augenblicke ganz nahe, seine Begeisterung an dem Alterthume lag ihm jetzt so entfernt wie vorher die Welt. Johannes taumelte vor die Hausthüre, die Glocken erklangen dumpfer durch den Sternenhimmel, die Klagen des Volks riefen lauter zu allen Heiligen, Anaklet, der heilige Papst, lag in übereilender Krankheit schwer darnieder; erhalt ihn, heilger Gott! Johannes stürzte mit den Andern vor dem hell erleuchteten Allerheiligsten nieder, das unter einem goldgewirkten Teppich umhergetragen und dem Volke zur Erhebung im Leiden gezeigt wurde.

6.

Es giebt Zeiten, ehe der Mensch die Einheit des Lebens, die wir Religion und Glauben nennen, erreicht, wo er den andern und bei geübter eigner Betrachtung auch sich selbst als in zwei verschiedene Wesen zerrissen erscheinen kann, so daß kein Begreifen auslangt, wie so entgegengesetzte Sinnesarten mit abwechselnder Allgewalt herrschen können, deren jede im Augenblicke ihrer Herrschaft sich allein für gültig anerkennt. Berühren sich im Menschen wirklich verschiedene Welten, wie in der Ausdeutung aller Religionen, die sich nur durch seine Fortbildung ausgleichen und vereinigen? Hat jede dieser Welten ihr Recht, oder soll eine in dem Menschen ausgerottet, vernichtet werden? Diese

Fragen sind zu allen Zeiten verschieden beantwortet. — In unserer Zeit bestreben wir uns mehr nach der Vereinigung; zu den Zeiten des Johannes suchte die Richtung welche der Glauben genommen, die fortbildende Kraft, als ein teuflisches Werk, dem Bestehenden aufzuopfern, ja mit allen Strafen und Martern sie auszurotten, der größte Theil der menschlichen Meinungen und Bilder, ja alle fremdartige Glaubensmeinung war als Ketzerei verdammt und verfolgt; um so gefährlicher regte sie sich unter diesem Druck in der Brust des Einzelnen der den Muth in sich fühlte, ein ganzer Mensch sein zu wollen. In Rom war für die Untersuchung mehr Freiheit, um so leichter frevelten da die langverhaltnen Kräfte, bis sie endlich in der Entwickelung einer neuen Kunst eine neue Berührung zwischen Phantasie und Verstand und somit eine allgemeinere religiöse Erhebung, ein Fortschreiten, ein Achten des Fremden den wilden Verfolgungen entgegensetzten. Von dieser Zeit war die des Johannes noch weit entfernt. Die alten Götterbilder lebten seiner Phantasie, und sein Verstand hatte sich mit ihnen zu versöhnen gewußt, was er selbst dagegen schaffen können verschwand, aber dieses Reich konnte selbst als etwas Veraltetes gegen die christliche Zeit nicht bestehen; das Bestehende, das Überdauernde der Zeit ließ sich nicht damit ausgleichen und übte sein Recht; dann aber fühlte jede Kraft wieder ihr unbefriedigtes Bedürfniß,

und weder dem Verstande noch der Phantasie konnte das Anerkannte jener Zeit einzeln genügen. So mag es sich erklären, daß der tiefe Eindruck jener nächtlichen Procession fast mit dem Augenblicke erlosch, wo sie dem Auge des Johannes in letzter Ferne geglänzt hatte, daß er bald nur Gegenstand seiner Betrachtung und Verwunderung war. Spiegelglanz in der Zerstreutheit seiner Gelehrsamkeit und in dem Streben nach eigner Auszeichnung durch neue Religion begriff die Fragen seines Schülers nur als Fingerzeige, wohin er sich wenden müsse, als Orakel; während der arme Orakelgeber selbst von wunderlichen Zweifeln geplagt wurde und immer mehr den Lehrer übersehen lernte, je weniger dieser seinen Sinn einzusehen vermochte. Spiegelglanz war jetzt mit aller Aufmerksamkeit nach außen gerichtet. Da die ernste Krankheit des Papstes dessen Tod besorgen ließ und der päpstliche Stuhl als jener verheißene Weg der Erhebung seines Lieblings ihm verkündet war, so eilte er, das Gastmahl der Verkündigung seiner Heiligkeit und seines Berufs, so wie der Abkunft seines Johannes und dessen Bestimmung noch an demselben Tage auszusprechen. Gegen seine Gewohnheit war er an dem Tage in Bängniß; — Johannes merkte ihm so etwas an, aber Spiegelglanz wich ihm immer aus, weil er für eine unanständige Schwäche hielt was die Vorboten des Teufels waren, der ihn bald ganz in Besitz nehmen sollte. Zum gro-

ßen Verdrusse Luzifers, der als Chrysoloras sich ihm nicht kund machen konnte, weil der Höllenstrahl abgeschnitten, hatte sich der lustige Teufel Asmodi seit der Basiliskenhöhle an den Spiegelglanz gemacht, ihn in Besitz zu nehmen, und störte dadurch alle boshaften Plane Luzifers. Dieser tückische Asmodi, um den Stolz des Mannes in den Augenblicken des höchsten Selbstgefühls zu kränken, gab ihm dann einzelne harte Backenschläge durch bloßes Andrücken der Luft, ganz in der Art wie mancher Krieger durch den Luftdruck niedergeworfen wird, wo in der Nähe eine Kanonenkugel vorübersaust. So war Spiegelglanz mehrmals vom Stuhl herabgeworfen worden und hatte sich immer tapfer wieder hingesetzt, weil er sich für so frommer hielt, je mehr Anfechtungen er auszustehen hatte, ein Glaube, der auch später in der christlichen Kirche viele Ausschweifungen hervorgebracht hat. Diesen Morgen ward es ihm aber zu toll, denn es blieb nicht bei Backenstreichen, sondern er sah nachher immer einen der kleinen Propheten, die sich im Himmel so sehr artig gegen ihn benommen hatten, vor sich, der ihm einen tiefen Diener machte und mit seinem weißen Bart in sein Dintenfaß tauchte. Das trieb ihn früher aus dem Haus; auf der Straße war er vor diesen Anfechtungen sicherer. Er befahl dem Johannes zu fasten, bis er Nachts die berühmtesten Männer der Stadt zum Gastmahl bringen werde.

Kaum war Johannes allein gelassen, so erhob sich ein Schwarm zerreißender Gefühle in ihm, er sah in den Spiegel der Verzweiflung, alle Erinnerungen, alle Ereignisse seines Lebens, welche ihm eine liebenswürdige Seite darboten, von seiner Phantasie wie von einem Wirbelwind erfaßt, durch einander schwirrten. Bald glaubte er, alles Erlebte müsse jetzt zu Grunde gehen, da es keine Bedeutung mehr für ihn habe, bald meinte er dies oder jenes aus der allgemeinen Zerstörung noch retten zu müssen. So schwebten ihm die Sonnentage seines Blumengärtchens in Mainz vor, dann gab er sie wieder plötzlich auf, weil sie mit dem schaudervollen Traumgesicht von Raphaels Ermordung geendet hatten, dann flüchtete er sich in die Erlebnisse früherer Tage, wo er im Schlosse der Pfalz mit dem kleinen Grafen bei den Erzählungen Thalmanns und unter dem Schutze Hattos sich gegen die Tyrannei des Spiegelglanz verschanzt hatten, und der dem Schlafe heimlich entwendeten nächtlichen Stunden, wo sie im Mondglanz bei einander sitzend auf dem Sims des engen Fensters über dem anklatschenden Wogengeroll sich einannder umhalsten und die Wege nach der Ferne ausspähten, auf denen sie die Flucht nehmen wollten. Da endete wieder die Unglück-bringende Hand des Spiegelglanz mit zerschmetterndem Schlag diese Kindergelübde. Und jetzt eben, wo sich die Paradiesespforten aller früheren Ahnungen und Begeisterung in der Hin-

gebung an Stephania so weit aufthaten, war es noch einmal Spiegelglanz der sie gleich einem Zauberer mit Blitz und Donnergekrach vor seinen sehnenden Blikken wieder zuschlug. Wir wundern uns daher nicht über die Zerrissenheit des Johannes, der sich in einem Kreislauf unendlicher Widersprüche gefangen sah aus dem kein Ausweg noch Glück nach Freiheit ihm offen stand. Er fühlte herzzerreißend daß der einzige Mensch, mit dem er das weite Feld der Erlebnisse durchwandre wie ein Stromgott die Urne unter dem starken Arm fest gepackt trage, aus der die Quelle seines Geistesunglücks und seiner Vernichtung hervorsprudle. Er besann sich weit umher im Kreis seiner Erfahrungen, wie er vom frühesten Denken an gleich jenem Ganymedes am Fels geschmiedet, dem scharfen Schnabel und Krallen dieses Geiers ausgesetzt war! — Dann aber besann er sich wieder, daß kein anderer sich je um ihn gekümmert hatte; — daß der Kreis von Erfahrungen und Berührung mit den Menschen stets nur von der Übermacht seines Lehrers war geordnet und in Grenzen gehalten worden, ja daß ein Wink seiner häßlichen Augenbrauen oft die Verfolgungen, die im Hinterhalt auf ihn lauerten, Einhalt that und eben so oft den Sieg über seine Mitschüler ihm zugewendet hatten, ja daß alle Zukunft seines Geschickes verborgen unter ihm wie das Ei unter der Bruthenne nur durch seinen Bruteifer könne ins Leben gefördert werden und

daß ein langwieriger Bildungsplan unausgesetzt ihn mit sich beschäftigte. Obschon er dadurch in seinen eigenthümlichsten Anlagen und Richtungen sich gestört fühlte, obschon die geheimen Verwandtschaften mit den Elementargeistern und den in der Verbannung wandelnden Göttergestalten, die das Christenthum Landes verjagt hatte, dadurch in ihrem fortblühenden Wachsthum untergraben waren (denn so stellte Johannes jetzt, nachdem Spiegelglanz so rasch, so unvorbereitet ihn vom Thron der gottähnlichen Mannheit hinabgestoßen sich selbst in einen tieferen Bund mit der Natur), so mußte Johonnes sich dennoch gestehen, daß Spiegelglanz gleich einer Mutter ihn gehegt und gleich einem Vater ihn überschaut und gelenkt habe. Und plötzlich strahlte ihm aus diesen verwirrenden Empfindungen von Furcht, Dank und Abscheu ein neuer Lebensreiz entgegen, nämlich zu erforschen den Stamm, von dem er ausgegangen sei; eine Mutter mußte ihn ja geboren haben und ein Vater erzeugt; und wäre es das Wasser und das Feuer gewesen, aus deren Verbindung er hervorgegangen, so war dies ihm eher möglich zu glauben als daß er gar kein Herkommen habe! — Ein Strom von Thränen schwoll über sein gramerfülltes Herz; er versprach sich den Widerwillen gegen die Häßlichkeit des Lehrers zu bekämpfen, ihn zu lieben und es ihm mit Zärtlichkeit zu beweisen und so den Ursprung seines Daseins, dessen Geheimniß Spiegel-

glanz in seinem Busen verwahrte, zu huldigen und ihm auf die Spur zu kommen.

7.

Spiegelglanz kam zurück mit Zwiebeln und einem Ziegenbock, die ersten für das Abendessen, der letzte das heilige Thier, das er bis dahin noch heimlich in der Basiliskenhöhle genährt hatte; Johannes umfing ihn mit einer Zärtlichkeit, die den verblendeten Lehrer um so mehr auf die nahe Erfüllung seiner Lust vorbereitete, da Johannes in seinem ganzen Wesen immer etwas ernst und doch unbewußt Zurückstoßendes gegen jede seiner Zärtlichkeiten gezeigt hatte. Johannes sagte ihm so viel Feuriges über die Führung seines Lebens durch ihn, streichelte selbst den garstigen Ziegenbock so liebevoll, als er ihn als ein frommes Thier empfohlen hatte, daß Spiegelglanz Hunger und Durst aus Wohlbehagen empfand. Johannes bediente ihn so sorgsam, wie nie sonst, auch der Ziegenbock erhielt sein Theil und nun fragte endlich Johannes schmeichelnd, er möchte ihm endlich enthüllen, wer seine Mutter gewesen. Spiegelglanz that wieder geheimnißvoll wie immer, wenn er darauf kam, doch versprach er ihm, daß sich alles lösen sollte, vielleicht noch an demselben Abend. Johannes wiederholte seine Bitten und Spiegelglanz ließ ein Wort von höherem Ursprunge fallen, das in dem zerrissenen stolzen Gemüthe des Johannes

Wur-

Wurzel schlug und aufwucherte. Dann ordnete er die Küche an und wie das Feuer in den grünen Olivenästen knisterte, so hatte er wieder eine Eingebung:

Zwiebeln sind Speise des Reinen,
Zwiebeln sollen essen die Meinen,
Sie dürfen die Zwiebeln auch füllen,
Alles nach göttlichem Willen.

Diesen herrlichen Spruch, der ihm seine Eingeweide recht im Innersten entzückte, weil seine Leibspeise nun sogar für göttlich erklärt war, trug er sogleich auf das Pergament seines Gesetzbuches ein und stieß während dieses ernsten Geschäfts sogar den verehrten Ziegenbock mit dem Fuße von sich, der an ihm wie an einem Berg mit den Vorderfüßen angestiegen war und seinen gelblichen Bart für eine bekannte Art Moos halten mußte oder für Endivien, weil er ihm plötzlich gewaltsam daran zupfte. Johannes wartete auf nähere Auskunft, als aber Spiegelglanz fertig, seinen Spruch noch einmal in den großen schwarzen Buchstaben freundlich überlesen hatte, so fielen ihm noch ein Paar Gäste für den Abend ein, er lief so hastig fort, daß er selbst seinen Ziegenbock vergaß, der sich nach dem Fußtritte durch die offene Thür in das Blumengärtchen des Johannes zurückgezogen hatte und sich dort als Gärtner angestellt meinte. Johannes sollte nach den Zwiebeln am Feuer sehen, aber er hatte keine Gedanken dafür, eine Schale seines innern Geistes=

räthsel löste sich nach der andern und er stand zweifelnd zwischen allen Möglichkeiten und widerlegte einen Glauben mit dem andern, während der Ziegenbock im Garten eine seiner Lieblingsblumen nach der andern aufzehrte. Jetzt klopfte es an der Thüre und das Herz fiel dem armen Johannes wie ein ausgebranntes Haus zusammen und herunter, seit er wußte daß er ein Mädchen sei, fürchtete er die Nähe jedes Bekannten, denn er fürchtete roth zu werden und sich zu verrathen. Endlich rief er zitternd herein und wurde über sein ganzes schönes Antlitz roth, als ob die Sonne zur Thüre hineinscheine als der gute Goldschmidgeselle in derselben stand.

Gesell.

Nun guten Abend, endlich find ich dich,
Du läßt dich suchen, nun bezahle mich,
Du kommst nicht auf den Berg zur Fürstin Venus
Und giebst auch deinem Mädchen keinen Kuß,
Ich seh sie vor der Thüre täglich weinen,
Sie sieht hinaus, ob du nicht willst erscheinen;
Undank ist Weltlohn. Ich will bezahlet sein.

Johannes.

Du mahnst so hart, das nenne ich nicht fein,
Ich hab kein Geld, ich sage dir es gleich.

Gesell.

So komm mit mir in unsrer Fürstin Reich.
Nach deinem Schein, sieh her, ich will dirs zeigen,
Giebst du das Geld, sonst bist du ihr geeignet.

Johannes.

Es kann nicht sein! Nimm Ring und Spange zurück,
Stephania vergaß sie hier als sie entfloh meinem Glück,
Sie fürchtete der Mutter hartes Schelten,
Nimm sie zurück, so viel sie mir auch gelten.

Gesell.

Es ist nicht recht, Gekauftes zurückzugeben.
Doch gieb nur her, ich hab schon ohne dich zu leben.

Johannes.

Gleich Freund, doch wo hab ich sie liegen lassen.

Gesell.

Du siehst verlegen aus, kannst dich nicht fassen.

Johannes.

Bei Gott ich weiß es nicht, wo ich sie ließ.

Gesell.

Ich seh sie ja, wenn ich sie dir nur wiese.

Johannes.

Ich seh, wohin sich deine Augen lenken,
Du wirst darum von mir nichts Schlechtes denken.
Jetzt fällts mir ein, es ist im Taumel geschehn,
An jenem Abend.

Gesell.

Ei es läßt recht schön,
Wie Apoll die Spange so herrlich trägt,
Wie der Ring um seinen Finger sich legt,
Du bist erfindungsreich, sieh ich schwör es dir,
Sähs nur die Fürstin, sie kauft es von mir;

Ich arbeit so lang, hab nie dran gedacht,
Daß man auch Spangen für Bilder macht,
Doch glänzt es auf dem Marmor so herrlich klar,
Und der Arm scheint so weich und lebend fürwahr.

Johannes.

Nimm es herab, es thut mir sonst leid,
Wenn ich ihm abnehme die kleine Freud.

Gesell. (Er steigt hinauf an die Statue.)

Recht gern!
Beim Venusstern,
Ich glaub es ist ein seltsam Ding geschehen,
Weder Ring noch Spange will wieder abgehen,
Es ist als ob der Arm sich hätte gebeugt,
Der Finger gekrümmt, der geradeaus gezeigt.

Johannes.

Er will bewahren, was ich ihm geweiht.

Gesell.

Mein edler Gott mir gnädig verzeiht,
So etwas ist mir nicht vorgekommen,
Wenn Fürstin Venus das Wunder vernommen,
Sie zahlet den höchsten Preis für das Bild.

Johannes.

O sag mir Freund, ist die Fürstin so mild
Wie jene, die dort so züchtiglich steht,
Von der ein Abendathem ergeht,
In allen Blättern ein Flüstern erregt,
Des Brunnens Wellen so silbern bewegt,

In meinem Herzen so goldig schlägt.
Sie hat einen Namen so hochverehrt,
Und gleicht sie der die droben fährt
Und durch das Blau schon niedersieht,
Und weiß was mir im Herzen glüht,
Die den Tag beginnt, den Tag beendigt,
So wär ich mit ihr gar bald verständigt.
Der Name giebt mir einen guten Muth;
Führ mich zu ihr, ich bin ihr gut.

Gesell.

Nun das ist recht, es wird dich nicht reuen,
Du hast nichts zu thun als Blumen zu streuen,
Den hohen Freunden das Lager zu bereiten,
Und heute siehst du zu mit anderen Leuten,
Die Fürstin ist gar ein gutes Weib,
Doch fehlt es ihr immer an Zeitvertreib,
Sie lebet in stetem Überdruß
Und versagt doch keinem Knaben einen Kuß.

Johannes.

Es wandeln der Götter Schatten auf Erden,
Es sind nicht die Hohen, doch können sies werden.

Gesell.

Sei nur nicht blöde, fürchte dich nicht,
Ich wette, der Fürstin gefällt dein Gesicht.

Johannes.

Leb wohl du Einsamkeit,
Venus rufet mich heut,

Ziegenbock bewahre die Zwiebeln,
Vorm Überkochen und andern Übeln.

8.

So gingen beide fort, beide stillschweigend, der Gesell froh, weil es ihm gelungen, der Fürstin einen schönen Diener zuzuführen, was sie sehr hoch belohnte, Johannes sich prüfend, ob er wohl den Muth habe, seine Verkleidung als Knabe überall durchzuführen. So kam er unbemerkt den Feldweg hinunter bis an das Haus der Stephania und bemerkte es nicht, bis ihn die Pflegmutter der Stephania an dem Mantel zupfte. Er sah sich um und meinte sein Mantel sei an einem Dornstrauch hängen geblieben, er hing aber an den dürren Händen der alten Sabina, die er sogleich erkannte, ungeachtet er sie nur in den wenigen Momenten des Streits mit Spiegelglanz angesehen hatte. Nur gegen Stephania kannst du dich nicht als Knabe anstellen, dachte er in dem Augenblicke, — sah mit Sehnsucht das Haus, das Fenster, wo er sie zuerst erblickt hatte und wollte sich doch verlegen wegwenden.

Sabina.

Kommt herein, einmal fallt ihr mit der Thür ins Haus,
Dann geht ihr vorüber als sei alles aus,
Jetzt hört einmal, ich hab euch viel zu sagen.

Johannes.

Das Warten wird dem Gesellen nicht behagen,
Ein andermal, heut fehlt die Zeit.

Gesell.

Laßt euch nicht stören, es ist nicht weit,
Auch muß ich was in meinem Hause bestellen.
(Er springt fort.)

Johannes.

Ich gehe mit. (Sabina hält ihn.)

Sabina.

Keinen Schritt.
Was hilft das Schwanken.
Ihr werdets mir danken.

Johannes.

Was ist, ich bitte euch,
Sagt nur alles gleich.

Sabina.

Eile mit Weile.
Zwei Stunden sind eine Meile.
Sagt mir, waret ihr in deutschen Landen,
Kam kein Kind von einem Schlosse abhanden,
Mit dem ihr früher zusammen gelernt,
Eh Spiegelglanz sich mit euch entfernt.

Johannes.

Laßt das, es ist gute alte Zeit,
Ich denk nicht gern so weit.
Habt ihr mich gesehn auf des Pfalzgrafen Schloß?

Er war mein Spielgenoß,
Wie Kinder lieben, so liebte ich ihn;
Wir mußten fort, als ein Vogel erschien
Und uns auch sprechen lehrte,
Wogegen mein alter Lehrer sich wehrte.
Nachher hört ich, der Fürst sei geraubt,
Er sei getödtet hat man geglaubt,
Wer weiß, ihm ist besser als mir.

Sabina.

Er ist euch gut, er ist hier,
Er lebt, ich darfs euch sagen,
Alle Tage thut er nach euch fragen,
Ihr seid sein einziger Gedanke,
Was hilfts, daß ich ihn zanke;
Er liebt euch, als wär er besessen,
Habt ihr ihn vergessen? —
Er ist krank, weil er euch nicht sah,
Ihm ist besser, seid ihr ihm nah.

Johannes.

Wie kann er mich lieben und kennt mich nicht,
Denkt noch an mein kindisches Angesicht
Und sieht einen Fremden vor sich erscheinen.

Sabina.

Nein er kennt in euch den Seinen.

Johannes.

Das ist viel! Ich seh ihn ein andermal,
Heut ist mir alles zur Qual.

Sabina.

Ich lasse euch nicht, ihr wollt mich nicht verstehn,
Habt doch den Pfalzgrafen kürzlich gesehn,]
Ich lasse euch nicht, kommt herein zum Heerd,
Nun Ludwig komm, er ist dein nicht werth,
Mit Gewalt muß ich ihn ziehen,
Deiner Liebe möcht er entfliehen.

Johannes.

Hellt uns ein Zauberlicht,
Alte Sabina, du bist Venus die spricht,
Und Apollo ist mir wieder so nah,
Wie ich ihn gestern am Abend sah,
Mir schwindelt! —

Sabina.

Närrischer Knabe.

Stephania.

Du giebst kein Wort als Erkennungsgabe,
Und doch wie ich einzig dich lieb habe,
Aus meiner Jugend hat es mir wiedergeklungen,
Als wir so fröhlich gesprungen,
Es ist mir, als wären wir nie getrennt,
Mein Herz alles an dir wieder kennt,
Und du schweigst! Denk meiner Treue,
O meiner Jugend Freund, wie ich jubelnd schreie,
An deinem Halse wieder zu hängen,
An dein Herz mich zu drängen,
Dich zu umarmen

Seligkeit mir Armen,
Dem alle Welt seit erster Jugend feind,
Ich hab einen Freund;
Sieh unter dem weiblichen Kleid
Verbirgt sich meines Hauses Leid,
Gegen Gift und Dolch hats mich bewahrt,
Mich rettete die Frau, die hochbejahrt,
Und doch in jugendlicher Munterkeit
Mit mir der Einsamkeit sich hat geweiht.
Und die Einsamkeit ist nun vertrieben
In freundlichem Lieben.

Johannes.

Apollo, Venus!
Bei dem Kuß,
Ihr werdet mein Ruf in Noth und Lust,
Ihr leitet die Menschen unbewußt.
Glaubt mich nicht fühllos,
Ich bin nur wortlos! —
Mein Ludwig halt mich nicht für einen Thoren,
Ich sprech nicht mit den Lüften, sie haben Ohren,
Unsre Noth, unsre Freude bereiten sie im Stillen
Gegen unser Wissen, ohne unsern Willen.
Laß meine Hände erheben zu ihnen,
Mit thränendem Aug will ich ihnen dienen,
Der eine geht unter, die andre auf,
Sie bewachen ewig den Weltlauf,
Sieh hinauf zu dem Stern,

Er scheinet durchs Fenster von fern,
Segen ist sein Strahl; die Welt ist gut,
Täuschung ist der Geist, weise ist nur das Blut,
Es weiß seinen Weg, wir aber sind blind,
Komm an mein Herz, eile geschwind,
Wir bleiben zusammen; — einen solchen Tag
Die Erde nicht wieder zu schaffen vermag.

Stephania.

Ich versteh deine Augen, deinen Druck,
Ich versteh nicht dein Wort, doch ists mir genug,
Wir haben einander so viel zu vertrauen,
Und doch möchte ich immer nur dich anschauen.

Sabina.

Laß gut sein, gut, ich will schon alles erzählen.

9.

Warum sollen wir alles weitläuftig hören, was unsre Neugierde errathend lieber zusammendrängt, was aber der staunenden guten Sabina allmählig erst klar wurde. Johannes wurde nämlich von dem Gesellen jetzt angetrieben, seinem Versprechen gemäß mit ihm den Berg hinan zum Landhause der Fürstin zu steigen; er wollte sich entschuldigen, jener wies ihm aber drohend seine Handschrift. Johannes wollte nicht vom Pfalzgrafen weichen, und dieser hatte rechte Lust und Neugierde, zu dem großen Volksfeste, das heute in dem Venusberge gefeiert wurde, mitzukommen; er bat

die gute Sabina so dringend, daß sie alle Bedenklichkeiten bei Seite, in die dunkelste Gewissensecke schob, nachdem der Geselle ihr versichert, da sei alles viel zu lustig, um solche boshafte Verwandte und deren tückische Abgesandten zu dulden, aus deren Händen sie den Pfalzgraf befreiet und gegen deren Nachforschung sie ihn durch die Verkleidung geschützt hatte. Sabina mußte jetzt diese ganze Geschichte wiederholen, und sie war oft recht schauerlich; — alle Winke, die sie von dem Oheim erhalten, der das Kind geraubt hatte, wie sie reich werden sollte, wenn es nicht mehr lebte, wie die Mörder die noch erwärmte Wiege durchstachen, als sie eben das Kind versteckt hatte; aber Oferus mit seinem Trost und Thalmann mit seiner Verschlagenheit hatten ihr überall beigestanden, bei höhem Wasser hatte sie endlich der fromme Riese über den Rhein geflüchtet und sie durch heimliche Wege bis nach der Schweiz geführt. Diese Erzählung vertiefte alle in ein allgemeines Schweigen; als sie geendet, trennten sie sich nach der Geschwindigkeit, wie jeder zu gehen gewohnt, der Gesell voran, dann Johannes und Stephania, hinter diesen mühsam ansteigend die alte Sabina.

Es giebt in der Welt keinen anmuthigern Weg als den nach dem Venusberg, so schlecht der Rückweg ist, weil der Bequemlichkeit wegen Eingang und Ausgang ganz verschieden sind. Das Schloß, das einzige unverletzt übriggebliebene Landhaus der alten

römischen Kaiser, gleich reich an Werken älterer griechischer Kunst wie der späteren römischen Sklavenarbeiten, glänzte wie eine eigene Stadt über den Terrassen des Berges unseren Wanderern entgegen, über deren Haupt die Weinreben ein zartes durchsichtiges Dach bildeten. Weil es dunkelte, so steckte der Führer, der gute Goldschmidtgesell, einen Busch voll leuchtender Johanniswürmer auf seine Mütze, in deren Glanz der Weg deutlich wurde, ja Blätter, Gräser und Stauden seltsam schimmerten. Auf einmal meinte Johannes, ihr Führer werde kleiner, fast klein wie ein Kind und trage gleich Amor Köcher, Bogen und Fackel. Stephania wußte gar nichts von Amor, Johannes erzählte ihr davon mit Liebhaberei, und Stephania glaubte daran, wie sie an alle Heiligen glaubte, worauf ihr Johannes mehr und immer mehr von diesem Gotte, dann auch von Venus erzählte, die Stephania in ihrer Unbefangenheit ganz ruhig für die Fürstin Venus hielt, zu deren Lustschlosse sie hinanstiegen. Jetzt nahete sich ihnen der Amor, oder vielmehr er wartete auf sie, sie sahen, daß der Fackelbusch Leuchtwürmer und der Bogen ein Hammer gewesen, übrigens erschien er ihnen sehr verändert, denn er hatte seinen Mantel abgelegt und stand in fleischfarbener Glanzleinewand eng eingenäht, ein Schurzfell vorgebunden mit großen Ringen verziert, als fertiger Cyklop vor ihnen.

Gesell.

Was wollt ihr heut vorstellen,
Ihr lustigen Gesellen?
Und du altes Weib,
Was wählst du für ein Kleid?

Sabina.

Ich bleib, wie ich bin,
Sonst geh ich nicht hin.

Gesell.

Das geht nicht, sei vernünftig,
Einem alten Weib ist man nirgend günstig,
Wird nirgend gern eingelassen,
Du mußt heut mitspaßen;
Ei, was wollen wir uns lange besinnen,
Sei eine Parze, du kannst ja spinnen,
Mit deiner Spindel folg nur immer
Durch die goldnen Säle voll Schimmer,
Du wirst bald andre Parzen erfinden,
Die Larve will ich dir schon vorbinden,
Und du Gesell, was willst du sein?
Sieh her, hier kannst du wählen allein.

Johannes.

Das Priesterkleid mir wohl gefällt,
Weil es mich vor den Leuten entstellt,
Ich glaube nicht, daß Spiegelglanz
Mich kennen würde in diesem Kranz.

Stephania.

Ich wähle mir dieses Weiberkleid.

Gesell.

Eine Iphigenie, das thut mir leid,
Daß du noch sollst geopfert werden,
Giebts nicht genug der Rinderheerden?

Sabina.

Das heißt mit Unglück einen beschrein,
Ich möcht mich über das Kleid recht freun,
Es steht dir alles so niedlich und schön,
Wie ich deine Frau Mutter als Braut hab gesehn.

Gesell.

Laßt jetzt das Schwatzen und tretet herein,
Es soll euch alles erkläret sein;
Guten Tag Herr Thürsteher, wie sieht es aus?

Thürsteher.

Es wird gleich gehen zum großen Schmaus,
Ich weiß nicht, wo der Kopf mir steht,
Da habt ihr Kränze, geht nur, geht.

Sie traten nun sogleich in den unteren Raum eines ungeheuren Amphitheaters, dessen Logenreihen rings bis an den Nachthimmel empor zu steigen schienen, sie drängten sich verwundert in dem Zauberlichte an einander, sie glaubten sich in einem überirdischen Lebensüberfluß, wo alles herrlich, alles erlaubt. Der gute Geselle erklärte alles nach bester Geschicklichkeit und störte freilich

damit den Eindruck des wunderbaren Ganzen, aber es diente ihnen zur Wahrheit.

Gesell.

Nun hört recht, das heißt Amphitheater,
Seht einmal rechts, den Faun, das ist der Pater,
Der heute Morgen trieb den Teufel aus,
Der lebt am Abend hier in Saus und Braus
Und meint, es werd ihn niemand kennen,
Seht nur, ich werde ihn bei Namen nennen,
He Seraphin! — da läuft er wie besessen.

Johannes.

Ei Freund, du bist auch hier gar sehr vermessen.

Gesell.

Das gilt in unsrer Fürstin schönem Reich,
Im Maskenkleid bin ich hier jedem gleich,
Seht dort, da sitzt sie auf dem bunten Thron,
Sie fitzt so eben ihren lieben Sohn,
Der Amor macht so oft hier seine Händel,
Da hält sie ihn einmal recht fest beim Bändel;
Nicht wahr, sie ist ne hübsche runde Frau,
Sie ist stets lustig, ist ihr Haar gleich grau.

Johannes.

Was hat sie denn auf ihrem Kopfe sitzen,
Ich sehs wie einen Stern recht herrlich blitzen.

Gesell.

Das ist der Morgenstern, ein Feuerstein,

Der

Der drehet sich an ein Reibeisen klein,
Und wo er anstößt, giebt es helle Funken.

Sabina.

Von solcher Mühl am Kopfe würd ich trunken.

Gesell.

Die kann viel mehr vertragen, dreißig Flaschen,
Die müssen ihr des Tags die Kehle waschen.

Stephania.

Ach seht die schönen Tauben, die da fliegen,
Wie sie den Hals in bunten Farben wiegen.

Gesell.

Die kamen alle zu dem Thron heraus,
Denn seht der Thron, das ist ein Taubenhaus,
Inwendig ganz gemein, doch außen schön lackirt,
Mit ausgeschnitzten Bildern schön staffirt,
Er ist gestellt auf vier metallne Rollen,
Und geht ganz leicht, wenn wir ihn ziehen sollen.

Sabina.

Ein schönes Kleid hat auch die Fürstin an.

Gesell.

So guten blauen Dammast trägt nicht jedermann,
Der selge Herr nahm ihn dem Türken ab,
Der Pelz ist abgetrennt, er sitzet etwas knapp,
Die Franzen sind von Gold, von ihr gesponnen,
Das hat sie sich zu ihrer Lust ersonnen.

Ein Satyr.

Mum, mum, mum!

Gesell.

Wenn du weiter nichts zu sagen weißt, so bist du dumm.

Diese Satyrn, Waldgötter und andres Geschmeiß
Sind nur hier wegen Trank und Speis,
Sonst wissen sie keinen Spaß zu genießen,
Sind stumm oder grob, das will mich verdrießen.
Neulich da kam einer so ruppig hier an,
Daß ich mich machte an den satyrischen Mann,
Und habe ihn erst recht ausgetagelt
Und dann mit dem Kleid an die Wand genagelt,
Er hat um sich gebissen wie eine Fledermaus,
Was halfs, es lachten ihn alle aus.
Nun seht wie die Fürstin haut, wie der Amor schreit,
Graf Apollo kommt und bittet, daß sie verzeiht,
Seht wie er mit Reverenzen um sie vettermichelt,
Sie aber thut, als würde das Korn gesichelt,
Das nenn ich gute Zucht. — Nehmt doch vom Wein,
Er wächst hier am Berge und soll vom besten sein.

Stephania.

Ich trank noch nie einen Tropfen Wein.

Gesell.

Versucht will alles doch einmal sein.

Sabina.

Laß sie, der brennt ihr die Eingeweide.

Johannes.

Warum nicht gar, er that mir nichts zu Leide,

Trink, liebes Kind, auf gutes Glück,
Dem guten Genius, dem ersten Blick.

In dem Augenblicke wie Stephania trinken wollte entstand ein wilder Lärmen, ein Lachen, ein Streiten, ein Stoßen, der Becher wurde aus der Hand geschlagen, Johannes hielt Stephania schützend, Sabina seufzte beklommen, der Gesell horchte zu, was es gäbe, endlich kam er lachend zurück.

Gesell.

Nun ist es klar, warum sie den Amor hat geschlagen,
Er kann doch nie den bösen Streichen entsagen,
Er hat die Wächter des Hahnenkampfs gewonnen,
Mit einer Henne den Spaß ersonnen,
Er hat sie verkleidet wie einen Hahn,
Und brachte sie auf die Kämpferbahn,
Sie war betrunken gemacht voraus,
Doch mitten im Kampf verlor sich der Rausch,
Sie kannte den Hahn so freundlich wieder,
Sie duckte sich auf die Erde nieder,
Der Hahn verwundert erkannte sie auch
Und brachte nach seinem alten Brauch
Die Körner des Waizens zu ihr getragen,
Um den sich sonst die Hähne geschlagen.
Da lachten die meisten, doch wer ernsthaft spielt
Und viel gewettet, sich gekränket fühlt;
Die Parzen, die Furien, die alten Hofdamen,
Die schlugen auf die Thiere in Gottes Namen,

Da kam Markgraf Herkules mit der Keule
Und legte sich zwischen mit mancher Beule,
Zum Glück kommt jetzt ein tüchtiger Regen,
Da wird sich die Hitze der Streiter legen.

Das war ein wunderbares Drängen durch den Regen nach den Sälen und bedeckten Gängen, aller Anstand war vergessen, jeder brachte sich und die Seinen in Sicherheit und Trockenheit, ein Zufall drängte Johannes und Stephania in die Nähe der Fürstin, die sich nach ihnen erkundigte, worauf sie der Gesell als ein Paar Neugeworbene für den Venusberg darstellte.

Herzogin.

Ihr habt noch nie der Liebe Glück empfunden.

Johannes.

Ich ahne es in träumerischen Stunden.

Herzogin.

Ihr Glücklichen, euch lebt noch eine Welt,
Die mir in Asche nach dem Brand zerfällt,
Und eine Wehmuth füllet meine Augen,
Die einzusehn für euch noch nicht kann taugen,
O kann der Gott uns nicht die Kraft verleihen,
Noch einmal zu beginnen diesen Lebensreihen.

Der Gesell blieb bei diesen wehmuthvollen Äußerungen der Fürstin ganz verlegen stehen.

Die feurigen und umherschweifenden Blicke der Fürstin erregten noch größere Verlegenheit bei dem Kleeblatt des Johannes, Stephania und Sabina, sie

legten diese sich als Zorn aus gegen ihre ungeschickte Lebensart, sie flüchteten sich in den freien Garten und traten schüchtern in den sanft erleuchteten Myrtengang, dessen dunkle Lauben mit Teppichen für die Müden vorsorglich ausgelegt waren und Stephania brach zuerst das Schweigen.

Stephania.

Hast du gesehen die Blicke so scharf,
Die die Frau Fürstin da auf uns warf? —
Wie ihre rothe Backen spiegelten,
Und wie die bloßen Arme sich beflügelten
Und wie sie damit in der Luft herumfuhr.

Johannes.

Hier ist es lieblicher in der freien Natur,
Nur sie ist treu, derselbe Schimmer
Kehrt ewig wieder über menschliche Trümmer,
Dieselben Sterne, dasselbe Grün
Ewig über dieser Erde hinziehn.

Sabina.

Ihr habt wohl recht, doch sprechen wir einmal
Von allem was wir gesehen im Saal,
Ist solche Schande wohl je erhört? —
Mich wundert, daß sich nicht die Welt dran zerstört! —
Und das sind Fürsten in diesem Land,
Es ist ein Gräuel, es ist eine Schand.
In deutschem Land in der Kirmeszeit
Ist doch mehr unschuldge Lustigkeit.

Stephania.

Ei Mutter sprecht doch von den Göttern nicht schlecht,
Wir könnens nicht verstehn, die machen alles recht.

Johannes.

Ich glaube du meinst im Olymp zu sein,
Du irrst mein Freund, das ist ein bloßer Schein,
Den diese reiche Fürstin bereitet,
Die damit die Rohheit der Christen bestreitet
Und allem Volke will dadurch geben
Das Bild vom alten Götterleben.
Hast du jenen Priester nicht erkannt,
Der erst am Morgen beim Altar stand,
Und jetzt als Faun die losen Streiche spielt
Und hat sich hier doch göttlicher gefühlt?

Stephania.

Ich kenne niemand, ich komme nicht aus;
Doch sag, ist das Götterleben weiter nichts als ein Schmaus?

Johannes.

Es ist ein Verbinden, Aneignen und Werden,
Es ist ein Ahnen der Küsse auf Erden,
Drum sagt man: Ich möchte vor Liebe dich essen.
Doch laß uns einstweilen die Götter vergessen,
Einst sehen wir den tiefen Sinn in Allem,
Warum der Schmaus kann den Göttern gefallen.
Doch laßt jetzt uns darauf denken,
Wohin, warum die Schritte lenken.

Stephania.

Sieh da, der lange Zug von Thieren,
Die sie geschmückt zum Opfer führen.

Sabina.

Ei sehet einmal die Küche dort an,
Wie glänzet der Koch, wie eifrig schlachtet der Mann.

Johannes.

Die Küch ist der Tempel, der Koch ist der Priester,
Den Tod der Ochsen mit Gebeten beschließt er.
Jetzt hört man die Chöre der Opfernden schallen,
Die nach dem Braten mit Wohlgefallen
Den irdischen Blick zu richten gewohnt,
Durch himmlische Weihung doppelt belohnt
Den Mordschlag an den frommen Thieren
Aus Begeistrung für die Götter vollführen.

Stephania.

Du weißt alles so herrlich zu deuten,
Ich möcht dich durchs ganze Leben begleiten.

Johannes.

Sieh nur die Bilder auf dieser Wand,
Venus und Mars von Vulkanus Hand
Mit einem Goldnetz eng umsponnen.
Die Götter lachen in tausend Wonnen.

Während die Chöre immer zärtlicher die uralte Erinnerung absangen: „Heute liebe, wer noch nie geliebt", hatten sich alle drei ermüdet und nachdenklich in eine dunkle Laube gelagert, die jungen Leute

streckten sich aus über die Decken und schliefen ein. Sabina, die keine Einsicht hatte, was noch aus Allem werden wolle, die keine Aussicht hatte, wie sie ohne den Gesellen aus diesem hoch ummauerten Gartenlabyrinth entkommen könnten, benutzte die Zeit nach ihm sich umzusehen, doch kehrte sie immer nach wenig Schritten den Gang hinunter, wieder zu ihrem Pflegling und zu seinem Freunde zurück.

Stephania wurde in dieser thauigen Schlummerzeit, einer schönen Nacht, von einem seltsamen Traum überrascht. Dem schlafenden Pfalzgraf erschien Johannes als eine schöne Jungfrau gekleidet, die ihn an sich zog und zärtlich umhalste, der er nicht widerstehen konnte, weil wie es im Traum geschieht, seine Kräfte alle gelähmt waren durch einen langen Kuß, während dem entstand in ihm ein nachdenkender Gram, der das Ergötzen mit der Jungfrau überwog, so daß er im Schlaf weinte bis ihm alle täuschenden Bilder in dem allgemeinen Nachtchaos versanken, dann schlief er unendlich tief wie Adam als Eva seiner Hüfte entstiegen.

Der Traum des Pfalzgrafen hatte nur Berührung mit der Wahrheit, aber nicht mit der Wirklichkeit. — Der Traum des Johannes wie alles was er träumte, war in gewissem Sinne unwahr und doch wirklich; ihm träumte daß Apollo vor ihm erscheine, ihm Ring und Spange zeige und sich ihm verlobt nenne, auf einmal war er in den Spiegelglanz um-

gewandelt, worüber Johannes heftig in Abscheu mit ihm ringen mußte. Mitten in seinem Traumkampfe erweckte ihn die tobende Stimme des Lehrers, der mit derber Faust sich einen Weg zwischen den Faunen und Satyrn, die als Thürsteher und Wächter ausgestellt waren, bahnte, um zu seinem Johannes zu gelangen, dessen Anwesenheit in dem Venusberg ihm von heimkehrenden Freunden berichtet worden war, als er vergeblich die Stadt nach ihm durchirrt war. Als Johannes ihn hörte, sprang er von einer nie gefühlten Kraft gegen ihn beseelt, auf ihn an, gleichsam noch den Traumkampf mit ihm auszufechten, fest entschlossen seinen geliebten Pfalzgrafen gegen den Zorn des Lehrers zu schützen. Ohne ein Wort zu sprechen riß er den Spiegelglanz aus dem Streit mit den Faunen, wickelte dessen Faust in seinem Mantel fest und zog ihn, ohne ein Wort zu sprechen, durch den nächsten Ausgang ins Freie.

Johannes.

Was stört ihr mich an diesem Götterort? —
Fort mit euch von hier, in die Hölle, fort!

Spiegelglanz.

Ei wie verwandelt? — schämst du dich nicht,
So frech zu toben mit deinem Jungfrauengesicht?

Johannes.

Ich bin Jungfrau, ich will es sein,
Ihr könnt mich dabei nicht mehr verwirren,

Ein Mann zu sein wäre mir Pein,
Ich fühle meine Macht, ich kann nicht mehr irren,
Heut befehl ich, meine Zeit ist kommen.

Spiegelglanz.

O! es ist wahr! — du hasts vernommen,
Die Zeit ist endlich gereift,
Wo in Wundern dein Wille ausgreift.
Von Gott über die ganze Welt
Bist du im Geist bestellt.
Durch dich soll ein Ding geschehen,
Welches die Propheten vorausgesehen,
Aber meine Klugheit ist dir beigelegt,
Ich deute, was dein Sinn gehegt,
Ich soll dich bewahren durch meinen Rath,
Du aber bewährst mich in Wunderthat.

(Spiegelglanz hatte sich auf ein Knie niedergelassen.)

Johannes.

Ich fühle mich von der Erde gehoben,
Da du knieest vor mir und willst mich loben;
Ist es Lüge? — ich fühl mich betreten,
Bald möchte ich dich mit Füßen treten,
Dann scheint mir wieder alles so wahr,
Der Götterstamm wird offenbar,
Den ich im Sterne so früh erkannt;
Der Welt gehör ich nicht, ihr bin ich gesandt,
Und es steigt vor meine Sinne
Eine Zeit, der ich mich kaum entsinne,

Wo mich beflügelte Geister trugen,
Die rauschenden Flügel zusammen schlugen,
Wenn ich schlafen wollte und durch den Luftbogen
schwebten,
Wenn sich die eignen Schwingen erstrebten.
O selige Zeit unter den Elementen,
Wo mich das Feuer trug in wilden Händen,
Mich zu küssen das Wasser sich versteckte
Und die Luft mich flüchtig rauschend neckte,
Bis mich die Erde an ihren Busen gelegt.
O wie viel Größeres hat meine Brust bewegt,
Als alle die Götter hier gebildet,
Die der Menschen Sinn hat mit Kunst vergüldet;
Sie sind nichts als Gedanken, aber das Wesen
Das haben sie nicht in Gott gelesen.
Von mir ab Ihr spielenden Götter der Alten,
Ich erkenn den Geist nicht in Euern Gestalten,
Viel freudiger seh ich zu den Sternen hinauf,
In mir ist ihr Anfang, in mir ist ihr Lauf.
Und gegen alle Kräfte und gegen alle Welt
Bin ich ein reines Kind Gottes hingestellt.

Spiegelglanz.

Sei gepriesen, du hast alles errathen,
Nun streue aus deiner Gnaden Saaten,
Die Welt wird den Staub deiner Füße küssen,
Verzeih wenn ich oft von Zorn hingerissen
Die Hand an dich zu legen gewagt.

Jetzt wandelst du frisch und unverzagt
Und dankest mir wohl, daß ich aus des Hekla Tiefen,
Wo deine Augen im Steinbett schliefen,
Dich jubelnd zum himmlischen Lichte trug;
Verzeih wenn ich damals mit Fäusten dich schlug,
Allmählig erst sollte der Sinn dir reifen,
Verzeih wenn ich dich thät zwicken und kneifen,
Wo du zur Arbeit warst zu faul. —
Am schwersten reitet sich der beste Gaul;
Gedenk wie du nun herrlich vollendet,
Du hast die Zeit der Prüfung geendet,
Und höre, ich schwöre bei allen Propheten,
Die allsammt im Himmel mich anbeten:
Wenn du recht willst, so thust du Wunder.

Johannes.

Was soll dem Geist der Zauberplunder? —
Woran sich das thörichte Volk erfreut,
Wenn die Welt über Gott Wunder schreit,
Da fühlet der Geist ihr niedrig Wesen
Und daß sie nie vom Staub mag genesen,
Erkennet der Mensch das Schöne der Welt,
Ihm nimmermehr ein Wunder gefällt.

Spiegelglanz.

Das geht mir zu hoch. — Wenn ich Wunder könnt machen,
Ich wollte die ganze Welt auslachen,
Ich flehe dich an, thue es mir zu Gefallen,

Thue heut ein Wunder, das kleinste von allen;
Es genüget schon, um mich zu bewähren,
Daß ich sie nicht will mit Lügen beschweren.

Johannes.

Wohlan, heut ist mir ein Wunder geschehen,
Vielleicht wirds zu Wundern den Geist mir erhöhen.

10.

Ruhig und still, zwischen den mannigfaltigen Berauschungen der Welt schwankend, ging Johannes neben Spiegelglanz, der in einer irdischen Erhitzung, daß ihm die Stimme zuletzt fast versagte, alles hererzählte, was wir wissen, wie er ihn unter der Glocke im Hekla gefunden, wie er ihn nach dem Willen des Engel Gabriel auferzogen, der oft aus einer dunklen Wolke zu ihm gesprochen, wie er sein Geschlecht auf dessen Geheiß verheimlicht habe, wie seine Erwartungen jetzt durch den bevorstehenden Tod des Papstes so rasch gedeihen könnten, daß Johannes den Stuhl besteigen und als ein erhabner Antichrist die Welt verwandeln könne. Dann erzählte er ausführlich von sich, wie er das Prophetenfach seiner einzig würdig geachtet habe und darin bestärkt worden sei und seine volle Bewährung und Einsetzung, während sein Leib in der Basiliskenhöhle geruht, durch einen geistigen Ritt durch den ganzen Himmel erhalten habe; insbesondere waren es die großen Artigkeiten der kleinen

Propheten, die ihn alle gleich bei Namen genannt, die sein ganzes Herz gerührt hatten. In allen Religionsstreitigkeiten hat sich immer eine jede Religion das Leben zugeeignet und die feindliche eine Religion des Todes genannt, denn das Leben ist etwas so Erwünschtes und muß sich mehr oder weniger in allen finden. Aber mit gleichem Stolze suchte Spiegelglanz die heilige christliche Religion verhaßt zu machen, als eine Religion des Todes, weil der Todestag der Märtyrer als ihr Geburtstag gefeiert würde, weil sie sich in den Geist eines Todten versenkten; er nannte sie sogar als Menschen opfernd, weil sie den Tod der heiligsten Führer als ein Opfer für Aller Sünde betrachteten, und dessen Blut und Fleisch zu genießen strebten. Es bedarf uns keiner Widerlegung dieser von Feinden des Christenthums häufig gebrauchten Gründe, unser Gefühl widerlegts, daß kein Christ an so etwas denkt, aber es mag uns hier die Warnung entgegenleuchten, fremde Mythen und fremden Glauben nicht nach wenigen Begriffen, die uns gleichgültige oder sogar abgeneigte Beobachter davon mittheilen, beurtheilen und verdammen zu wollen, insbesondere in sofern sie aus einer Vorzeit stammen, die es nicht der Mühe werth achtet, gegen uns aufzutreten und zu zeugen.

Einen geheimen Glauben meines Herzens will ich hier offenbaren: Der religiöse Glaube der Menschen als ein Ganzes betrachtet war zu allen Zeiten gleich groß,

wie sich Gott selbst ewig gleich ist, und wenn einzelne Zeiten uns besonders ungläubig und frevelhaft dünken, so ists entweder das Sichtbarwerden der ungläubigen Einzelnen, die ewig fortschreitende Entwickelung der Phantasie macht aber eine Erneuerung alles Glaubens, ein Sichtbarwerden des Gottes in der Welt im Gegensatz des sichtbar werdenden Übels in gewissen voraus bestimmten Perioden nothwendig, so wie sich der Gott hinlänglich und im Maaße unserer Tugend in dieser Zeit in uns offenbart; die aber einen Mangel der Offenbarung fühlen, die sollten zuerst den Mangel ihrer Tugend erkennen und sich in ihr vorbereiten, den Gott zu empfangen. Ja ich glaube, wenn ein zerstörender Krieg alle Religionsbücher von einem Welttheile vernichtete, so bliebe ihm doch nach dem Maaße seiner Fähigkeit das rechte Maaß der Offenbarung, so viel Wissen als er verstehen, so viel Phantasie als er phantasiren kann und demnach der Berührung des Schönen und Wahren als Religion so viel, als noch die Tugend in der Ausgleichung dieser innern Kräfte zur äußern Welt leisten kann.

Nachdem Spiegelglanz seinem Johannes die Hoffnungen einer neuen Religion auseinander gesetzt, von der er selbst in Hinsicht des Waschens und der Zwiebeln so bedeutende Offenbarungen zu besitzen wähnte, zu der er selbst das Wort und den Rath, so wie Johannes die That, er selbst die Klugheit, dieser die

Wunder liefern sollte, erkundigte er sich erst genauer, was Johannes nach dem Schlosse der Fürstin gebracht, der Spiegelglanz gar sehr abgeneigt war, weil sie ähnliche Frechheit mit alten Religionen wie er selbst mit einer neu zu schaffenden ausübte. Johannes erzählte von dem Goldschmidt und von dem Zettel, den er ihm damals ausgestellt; vom Pfalzgrafen vermochte er aus Zärtlichkeit nichts zu sagen, auch unterbrach ihn Spiegelglanz mit einem Strom von Verwünschungen gegen diese Fürstin Venus, oder Reinera, wie sie eigentlich hieß, die er als die schändlichste Verführerin darstellte, welche in der Gunst einiger Päpste und durch Fehden ihrer Verwandten außerordentliche Schätze zusammengebracht hatte.

Inzwischen kamen sie in die Nähe ihres Hauses, und der neue Prophet legte sich an das Schlüsselloch, die Gesellschaft Gelehrten, die er dort versammelt hatte, zu behorchen, während Johannes die Sterne sehnlich betrachtete. Jedermann weiß, daß eine Gesellschaft Gelehrten immer Abgötterei mit zwei zierlichen kleinen Gottheiten, mit Dummheit und Bosheit treibt; diese werden so zärtlich von' solchen Verstandesriesen wie Schooßhündchen gepflegt, ja sie üben gegen dieselben ein stetes geistiges Menschenopfer aus und haben unter sich unbewußt eine ganz neue Religion erfunden, die eigentlich bloße Incarnation des Teufels in ihre eigne Person ist. Es ist sehr schwer,

ge-

gelehrt zu sein und sich dieses Dienstes zu erwehren, weswegen ich mich auch schon lange aller Gelehrsamkeit enthalte. Spiegelglanz kriegte an der Wand manches Gute zu hören:

Chrysoloras.

Darin, ihr werthen Herren, sind wir alle einig,
Der Spiegelglanz sei ein Esel zweibeinig,
Ich hätte ihn gleich ausgelacht,
Wie er sein Zeugs hat vorgebracht,
Aber der Spaß muß vollständig sein,
Dann kann er uns erst recht erfreun;
Er muß seinen Jungen mitbringen,
Wir müssen ihn zum Bekenntniß zwingen,
Daß er kein Wunder wirken kann.
Doch ehe er kommt, fanget nur an
Die Schminke von Nußschalen einzurühren,
Womit wir den Überwiesnen einschmieren.

Atheist.

Dann jagen wir ihn durch Gänsedaunen,
So wird er in seinen heiligen Launen
Gewahren durch seine Welterfahrung,
Er sei ganz schwarz aus göttlicher Offenbarung
Und habe graue Federn dazu,
Mein Sceptiker, das Wunder bezweifle du,
Da wird er schrein.

Sceptiker.

Es kann doch Wahrheit sein,

Wo wir uns denken den leeren Schein,
Je nun die Schminke kann immer nicht schaden,
Er kann sich in einem Wunder rein baden.

Rhetor.

Er soll mir so leicht nicht zu Worte kommen.

Psycholog.

Da hätten wir ja nichts von ihm vernommen,
Um daß die Beobachtung gnügen kann,
Muß sich erklären der würdige Mann.

Atheist.

Die Beobachtung ist eine närrische Mutter,
Hungert mit dem Kind und giebt den Vögeln das Futter,
Weil sies so artig mit dem Schnabel nehmen,
Der Beobachtung muß ich mich von Herzen schämen.

Psycholog.

Freund, ich schäme mich der gesammten Natur,
Eben darum bin ich erpicht auf ihre Spur.

Historiker.

Sie hat doch auch Einwirkung auf Geschichte,
Darum steh ich ihr nicht gern im Lichte.

Scepticker.

Glaubet Ihr, daß es eine Geschichte giebt?
Mir scheint das nur wahr, was ein jeder liebt.

Historiker.

Und ich sag, was nicht wahr und wirklich geschehen,
Das verwerf ich gänzlich, das soll untergehen,

So hab ich die Geschichte der ganzen Welt
In ein Dutzend Perioden zusammengestellt.

Sceptiker.

Ei prächtig da sind wir auf einem Wege.

Historiker.

Herr, kommen Sie mir in mein Gehege,
So entschließ ich mich lieber alles zu glauben.

Chrysoloras.

Schon wieder sprecht ihr da wie die Tauben,
Und keiner versteht es, jeder wird heiß,
Wir singen ein Lied, das jeder weiß:

„Es irrten die Menschen auf mancherlei Wegen
Und fanden auf allen den göttlichen Segen,
Da rief die Kritik aus dem hohlen Baum:
Ihr fehlet des Wegs, ihr geht wie im Traum.“

Bei diesem Gesange wurde Spiegelglanz ungeduldig, er trat herein so freundlich, als ob er in den Kreis seiner besten Freunde zurückkehrte, indem er seine lange Abwesenheit damit entschuldigte daß Johannes sein Gebet auf dem Berge verrichtet habe. Eben wollte er zu seinem wichtigen Antrag übergehen daß sie an ihn glauben möchten, als der Rhetor mit unglaublicher Schwatzhaftigkeit die verschiednen möglichen Arten des Gebets bis zu den papiernen Betmaschinen in China darstellte, die alle Viertelstunden in Bewegung gesetzt werden und die aufgeschriebenen Gebete gegen die Sonne wie ein Bratenwender den Braten gegen

das Feuer wendet. In Rom kannte man damals schon die ganze Welt durch geheime Missionarien. Ungeachtet sich Spiegelglanz aus Ungeduld die Beine fast zerrieb, so stellte er sich doch im Anhören ganz freundlich, als aber jener husten mußte, sagte Spiegelglanz ernst:

Spiegelglanz.

Das freut mich, daß du endlich husten mußt,
Dein Geist ist fern, du sprachst aus böser Lust,
Am Berge sah ich deinen Geist, er trauert,
Daß du in böser Absicht hier gelauert,
Mit leerem Wort schnell meinen Lauf zu hemmen,
Da mußte dir die Luft den Hals einklemmen.

Chrysoloras.

Es ist doch Schande, so vor uns zu lügen.

Spiegelglanz.

Dir seh ich an in deinen tückischen Zügen,
Du hast mit listger Hand mir einen Schimpf bereitet,
Dein dummer Sinn mit Nußöl mich bestreitet.
Und dieser Atheist will mich befiedern,
Der Geist verrieths, ihr könnt mir nichts erwiedern.

Rhetor.

Bei Gott, mir ists im Kopfe gar zu leer,
Ich glaube, daß mein Geist fuhr übers Meer.

Chrysoloras.

Der läßt sich schrecken, ich spotte sein.
Er hat uns behorcht, das ist nicht fein,

Aber solches Narrenwerk sollten wir glauben,
Wir kennen euch besser, ihr predigt den Tauben,
So ein Kerl mit röthlichem Augenstern,
Sieht nimmermehr in den Himmel so fern,
Und eurem hübschen langen Jungen
Mags besser bei Mädchen sein gelungen
Als mit den Wundern, laßt sie uns sehen,
Ich spotte seiner, was wird mir geschehen?

Johannes hatte schon lange ein Feuer gegen die Gesellschaft in sich brennend gefühlt, jetzt hielt er es nicht länger, mit flammenden Augen gebot er dem Frevler Chrysoloras Schweigen. Der listige Arzt stellte sich, als ob er die Sprache verloren habe, und fuhr um so wilder in Gebehrden gegen den Spiegelglanz an. Johannes, dem dies wilde Wesen widerstand, rief ihm trotzig: Erstarr du Narr! und Chrysoloras stellte sich, als wäre er in der letzten Bewegung erfroren und versteinert. Einen Arm gegen Spiegelglanz gekehrt, etwas übergebeugt, die Augen zornig starrend, erinnerte er an die Wirkungen des Medusenhauptes, und wahrlich, Johannes zeigte die feierliche Verachtung, die schöne Trauer und die zerstreuten Locken dieser Köpfe auf alten Denkmälern. Gelehrte sind eben so eigensinnig als charakterlos, es fand sich keiner der dem Eindrucke mit den Meinungen seines ganzen Lebens widerstanden hätte, für solch Volk sind Wunder in der Welt nöthig. Alle baten flehend, meist knieend, indem sie die Gött-

lichkeit des Johannes und seines Propheten Spiegelglanz anerkannten, um die Befreiung und Wiederbelebung des Erstarrten. Der Atheist goß heimlich das zum Schimpf dem Spiegelglanz bereitete Nußöl in sein eignes Unterkleid, der Rhetor schlich sich sacht fort, theils aller Gefahr zu entgehen, theils das Wunder zuerst bekannt machen zu können. Wir können es leicht gefühlt haben in unsrer Kindheit, wie dem Menschen bei Wundern zu Muthe ist; sind sie wohlthuend so umfängt uns ein seliges Zutrauen zu aller Welt, sind sie blos schreckend oder wohl gar zerstörend, überkommt uns eine eigne Trostlosigkeit. Schwieriger ist es, sich in das Gemüth eines Wunderthäters zu versetzen, es muß der Gipfel lohnender Thätigkeit sein, wenn es aus Güte und Wohlwollen stammt, und es läßt sich nicht beschreiben; aber ein Wunder das, wie dieses, ein Leben zerstört ohne etwas zu schaffen, kann nur das gespenstige Gefühl eines Heerführers geben, der mit seinen Schrecken Nationen vernichtet ohne die Kraft zu haben einen Menschen auf der Welt zu beglücken, ein Gefühl, das wie in Alexander zuletzt in Brand und Mord sich zu ersticken sucht. In diesem kalten überirdischen Gefühl einer Schneewolke stand Johannes und hörte kaum die Bitten, bis Spiegelglanz für den Erstarrten, der aus Müdigkeit seine gezwungene Stellung kaum bewahren konnte, flehentlich bat. Johannes winkte mit der Hand und sprach: Kehre

heim feindlicher Athem, der du uns wolltest verrathen. Bei diesen Worten bewegte sich Chrysoloras, nahm einen Becher Weins zur Stärkung und erzählte, wie er in den Himmel entrückt gewesen, und dort sei ihm von einer gewaltigen Stimme befohlen worden, das Wunder des Johannes öffentlich bekannt zu machen. Er habe die Stimme gefragt, wie er Spiegelglanz verehren solle, sie hätte aber geschwiegen, die Apostel hätten mit den Achseln gezuckt und zu verstehen gegeben, sie hätten ihn neulich auf seinem Schimmel kennen gelernt, es sei aber nicht sonderlich viel an ihm, es sei ein nordischer Eisvogel, der immer aus Dunst und Nebel heraus sehe, und nimmermehr zu einiger Klarheit kommen könne. Kaum hatte er das ausführlich erzählt, so kam ein Bote des kranken Papstes Anaklet, der überall nach Chrysoloras gesucht hatte, weil es mit dem Papste sehr übel stehe. Chrysoloras raffte sich auf, alle folgten ihm um dieses Wunder mit einander zu deuten und zu erzählen, Spiegelglanz begleitete sie, weil er den Fleck verwischen wollte den der schlechte Himmelsbericht des Chrysoloras ihm angespritzt hatte, den er freilich für echt halten mußte, da ihm, was er ganz verschwiegen, auf seiner erträumten Himmelsreise manche geringschätzige Begegnung widerfahren war, unter andern, daß er nur mit den kleinen Propheten an einem Tische hatte essen dürfen. Zärtlich winkte er Johannes als er fortging.

Spiegelglanz.

Jetzt schmücke dich, salbe dich, wenig Augenblicke
Und ich taumle an dein Herz zu meinem Glücke.

Johannes hörte wenig darauf was er sagte, so überlebt hatte er sich nie gefühlt. So uralt, matt und erfrischungslos war ihm das Morgenroth nie erschienen, das fern dämmernd die vielen Tempel röthete, die damals noch Rom schmückten und im geheimen Zauberdienste von mancherlei Volk besucht wurden. Die Götter alter Zeit waren ihm wie manches Spiel der Phantasie in der Erfahrung unbewährt geblieben, und doch sah er noch Spange und Ring, die seiner Liebe gehörten, an ihren Marmorbildern glänzen; zornig befahl er ihnen, sie sollten seine Kleinode ihm wiederreichen, aber sie gehorchten ihm nicht. — Er zweifelte nicht an seiner Wundermacht aber er glaubte an Widerstreit, und da er nicht ohne Gewalt Ring und Spange lösen konnte, so zerhieb er mit der Axt, die sonst nur Pappeln und Oliven zerstört hatte, die herrlichen Glieder des Apollo und der Venus, um ihnen die geringe Gabe, die seine gereizte Leidenschaft ihnen geopfert hatte, wieder zu entreißen.

Wie viele Anstrengung und Genie hat die Folgezeit daran gewendet, diese herrlichen Bilder herzustellen! — Verdamme ihn keiner, der je mit raschem Geschoß die schönen Dämonen des Waldes, den schlanken Hirsch, das zarte Reh verfolgt hat. Wenn das lebendig

Schöne so oft die Wuth in uns reizt, wie sollte das Scheinleben der Kunst, der Liebe und Andacht so gewiß sein. — Erst als Johannes sich selbst mit dem Geschmeide angethan hatte, ward er ruhiger und sah sinnend in die dämmernde Frühe. Von diesem Schmuck beglänzt, für dessen festes Anschmiegen die Göttergestalten so hart hatten büßen müssen, empfand er jetzt einen Schauer der Weihe ausgehen über sich, als ob seine Seele losgelöst vom Staub und Koth, durch welche Spiegelglanz ihn langsam zum Ziele schleppte, in den Rang der Freiheit übergegangen wäre. Ein Tag hatte ihn aus der Verzweiflung zur Möglichkeit und Nähe jeder liebenden Erstreitung geführt, derselbe Tag hatte durch ihn Wunder gewirkt, er war selbst der Gott geworden, sich und der Welt. — Er sah die zerschlagenen Glieder des Apoll mit wehmüthigem Selbstgefühl einer erlittenen Schmach, und in seinem Wähnen sich bekräftigend sprach er:

Johannes.

So hell geschmückt sieht Gott in seine Welt
Sein Abbild immer noch ihm wohlgefällt,
Er weiß es nicht wo er so lange weilte,
Wohin er rastlos durch die Welten eilte,
Doch fühlet er, daß er Johanna treu
In ihrer Schönheit Licht die weite Welt erfreu.
Er fühlt sich froh in ihrem schönen Leib,
Er liebet Ludwig denn er ist ein Weib

Er will auch ihn in seinem Feuer brennen,
Und eine Ewigkeit soll beide dann nicht trennen.
Auch möcht er einen Opfertod noch sühnen,
Den Jüngling meint er, der ihm warnend einst erschienen,
Auch ihm will er erneuten Lebensgeist einhauchen,
Auch ihn will er in seine Feuermacht eintauchen.
O Raphael, entsteige aus der Nacht,
Durch meine Liebe sei jetzt frei gemacht,
Und kannst du nicht zurück zum Lichte kehren,
So sollst du mich von dem Geschick belehren
Was dich bezwungen, ob ich es kann lenken
Und dich der freudgen Erde wiederschenken! —
Erwacht doch alles mit dem Frühlingsschein,
Wie sollte Gottestrieb verloren sein. —
Mein Raphael! — Es faßt der Sehnsucht Tiefe
Mein ganzes Herz! — O daß es dich erriefe!
Raphael! — es klingt so hell zurück,
O Raphael! — O Wunder,
Wen erkennt mein sehnender Blick!

Raphael (vor der Thüre in Pilgerkleidung).

Wer rufet meinen Namen so mächtiglich
In dieser fremden Vorstadt.

Johannes.

Ich rufe dich! —

Raphael trat mit gleich staunenden Gefühlen ein, das sich auch unserer bemächtigt, da wir ihn aus dem tiefen Rhein im Pilgerrock emporsteigen sehen, um

wieder auf dem Schauplatz der Lebenden zu wandeln. Nachdem er sich überzeugt hatte, Johannes sei eben der Knabe welchen er damals zur Flucht hatte bereden wollen vor den bösen Einflüssen des Lehrers Spiegelglanz, so erzählte er ihm seine Schicksale. Raphael war kein Geist, aber eine geistige Wirkung hatte er eben empfunden, als er im Vorbeigehn sich heftig gereizt fühlte in dies abgelegne Haus einzudringen.

Johannes ergrimmte als er die Mordabsicht des Spiegelglanz erfahren, und wie er ihn mit dem Messer durchstoßen in den Rhein geworfen, dann erzählte Raphael weiter, wie Thalmann seinen Leichnam in der Nacht im Netz gefangen, und ihn in der Meinung es sei ein großer Fisch, zu der nächtlichen Leuchte des Oferus getragen habe. Dieser, der ihn wenige Tage zuvor gesund auf das andere Ufer gebracht hatte, fühlte so große Trauer über seinen Tod, daß er bei stetem Gebet alle belebenden Kräfte an ihm versuchte, bis er seinen Geist zur Erde zurückgerufen, und von jener Zeit an habe er sich getrieben gefühlt den Johannes aufzusuchen und ihm die böse That des Spiegelglanz zu erzählen, da habe er in Mainz vernommen wie dieser mit ihm fortgezogen, und so habe er bei seinen langen Wallfahrten, nach ihm zu forschen nie aufgehört.

Johannes nahm diese geistige Treue in Raphael als Zeichen himmlischer Berührungen auf, er wurde

immer fester in sich über seinen Beruf, er legte segnend die Hand auf das Haupt Raphaels und sprach.

Johannes.

Ich fühle deinen Geist, du bist mir eigen,
Wie Bäume in den Wurzeln sich verzweigen,
Die noch getrennt, fern von einander stehen,
Seit ich als kleines Kind dich angesehen,
Seit jener Nacht, wo du mich wolltest retten
Will göttliche Gewalt dich an mich ketten.
Ich habe lange mich nicht selbst erkannt,
Vertrau mir, freu dich daß du mir verwandt.

Er umarmte Raphael in stummer Freude, als ihm der schwere Schritt des Spiegelglanz auf dem Pflaster der einsamen Gasse schon von fern hörbar wurde; da stieg sein Zorn über allen Betrug, über den Mord an seinem Freunde.

Johannes.

Ich höre Spiegelglanz dort in der Gasse,
Gerecht will ich ihn richten, nicht im Hasse,
Geh in die Kammer Freund, und halt dich stille drin,
Und leugnet er, so komm und zeuge wider ihn.

Raphael.

Auf kurze Zeit verlaß ich dich, doch mit Beben,
Wie kann das Lamm bei einem Tieger leben? —

Er ging darauf in banger Ahnung nach der Kammer, während Spiegelglanz, von Zärtlichkeit ganz schläfrig, in das Haus eintrat und nicht ahnete, daß

Asmodi als Bock ihm zur Seite ging, den aber sein heiliger Ziegenbock gleich ahnete und mit wilden Sätzen aus dem Garten auf den unbekannten Nebenbuhler losstürzte, aber freilich nur die Beine des Spiegelglanz traf, der von dem Stoße über den Haufen fiel und ein fürchterliches Geschrei vollführte, weil der eigensinnige Bock noch immer seinen vermeinten Gegner erblickte und gegen ihn wüthete, bis Johannes heraustrat und das Thier festband. Spiegelglanz, der sich seiner Niederlage schämte, sprang auf ohne ein Wort zu sprechen. — Und eingedenk der Verheißungen Gabriels, daß die Liebe ihm lohnen werde, wenn er das Wunderkind seiner Bestimmung entgegen, zur Lebensreife geführt habe, eilte er noch schwankend auf Johannes zu und geberdete sich als ob er dazu bestimmt sei, dessen Wunderthaten durch seine Zärtlichkeit zu lohnen. Johannes finsteres Antlitz, das Verachtung und Zorn, durch stolzes Gefühl gebändigt, ausdrückte, verschüttete den Reiz zur Missethat in Spiegelglanz wie mit einer Schneelavine, Johannes glaubte immer fester an die ihm inwohnende göttliche Gewalt und sprach mit überreizter Begeisterung von der ewigen Gerechtigkeit, die verborgene Schuld an das Tageslicht bringe, er sprach, als ob er ihn zum Tode bereite. — Spiegelglanz erst betäubt von Erstaunen über diese nie geahnte Selbstmächtigkeit seines Zöglings, wurde plötzlich durch ein paar Backenschläge seines aufsäßigen Asmodi

so zornig, daß er mit stürmender Hand den Johannes anfiel. Umsonst sprach dieser mit feuriger gedrängter Kraft die Worte: „Erstarr du Narr“ aus, sie wirkten nicht auf den Wüthenden, dessen alte nordische Riesenkraft noch einmal in alle Adern sich ergoß, der die Zähne verbiß, mit blitzenden Augen, mit dröhnendem Schritt, unter welchem der Boden erbebte, mit einer Gluth, die sein heftiger Athem in Wolken ausdampfte, in dem Zimmer hin und her über alles hinausstieg und keine Miene machte zu erstarren. Mit sinkendem Vertrauen sprach Johannes noch einmal: „Erstarr du Narr!“ — und zum drittenmal fast an sich selbst verzweifelnd, in allen Kräften gelähmt, von Spiegelglanz wüthend gepackt sprach er: „Erstarr du Narr!“ dieser verwickelte die Hände des unglücklichen Johannes mit dem Maskengewand des Opferpriesters, das er trug, und er stürzte nieder; da erst hörte Raphael, daß sie handgemein waren, er riß die Kammerthür auf und zog den Spiegelglanz am Mantel von Johannes los. Jetzt sah Spiegelglanz um sich; im Schauder daß der Geist seines Todfeindes auferstanden sei um mit ihm zu kämpfen, blieb ihm der geöffnete Mund stehen; Asmodi, der längst auf solche Gelegenheit gelauert hatte, schlüpfte jetzt als Fliege in ihn hinein und besetzte sogleich die ersten Wege, dann auch die beiden Seelen-Kastele, so daß Spiegelglanz in unverständigem Widerstand den Zorn der beiden Freunde

immer neu aufregte. Raphael, um nicht von seinen starken Fäusten gepackt zu werden, warf alles was im Zimmer nur ergreiflich war, auf ihn, zwischen den Büchern, Stühlen, Rosenkränzen, Besen und Geschirren schmetterte er die Stücken der zerbrochnen Statuen auf ihn mit so gutem Glück, daß seine gespannte Wuth endlich in Ohnmacht erlosch und kein Lebenszeichen mehr gab, da ergriff Raphael ihn bei dem gelben Bart und schleifte ihn auf die Gasse, wo er ohne Bewußtsein lag als eben der Schweinehirt seine Heerde über ihn wegtrieb. —

Wie zerstört war aber Johannes als er während des Kampfes seine Ohnmacht für Wunder, erkannt hatte, als er von der Höhe seines göttlichen Stolzes zur menschlichen Abhängigkeit so streng heruntergewiesen, und doch mochte er Raphael seinen Schmerz nicht ausdrücken, er schämte sich dessen. Raphael glaubte, daß er vom Kampf ermattet oder verwundet sei. Johannes aber kniete mit innerer Zerknirschung an einem kleinen Hausaltar nieder und ruhte sein müdes beschräntes Antlitz darauf, so harrte er, seit langer Zeit zum ersten Mal wieder stumm betend vor einem Christusbilde, bis er von seiner Kränkung sich erholte, und in heiligen Selbstbetrachtungen seinen früheren Hochmuth erkennend und verleugnend, überwand er endlich die schmerzliche Beleidigung seiner Geistes-Ohnmacht

und betete laut in tief gefühlter aber wehmuthvoller Überzeugung folgende Worte:

Wer nie mit wilder Faust
An die eherne Glocke geschlagen,
Worin der Geist gefangen haust,
Der hört noch nicht die Stunden schlagen,
Der hört noch nicht,
Der sieht kein Licht,
Der wähnt sich Gott
Und möcht dem Weltall tagen.

Die blinde Leidenschaft
Ehre, du jammerndes Herz in dem Staube,
Sie führt dich scheiternd an deiner Kraft
Auf Klippen der Verzweiflung zum Raube,
Du hörst dich nicht,
Du siehst dich nicht,
Du fühlest Gott,
In ihm erneut sich dein Glaube.

11.

Johannes war betend an dem kleinen Hausaltare eingeschlafen. Raphael schloß die Laden gegen den Tag und die Thür des Hauses gegen Übelgesinnte, nachdem er aus eingebornem Widerwillen gegen diese Thiergattung den Ziegenbock hinausgetrieben hatte. Dann setzte er sich auf einen Sessel, um das Erwachen des Johannes abzuwarten, versank aber darüber

in einen tiefen Schlaf. Johannes erwachte zuerst, dachte sich mühsam alles Geschehene zusammen und sein erster erfreuender und doch beunruhigender Gedanke war, was aus Stephania im Garten der Fürstin geworden, die erst im Stolze, dann in der Verzweiflung seines Götterlebens vergessen hatte. Als er den Laden öffnete, so wachte auch Raphael von dem Lärmen auf und lief an das Fenster um zu sehen was aus Spiegelglanz geworden. Es war nichts von ihm zu sehen, als einige Lappen seines im Kampfe zerrissenen Mantels, der austreibende Hirte hatte ihn, während seine Heerde im Schatten des nahgelegnen Klostergartens harrte, den Mönchen des heiligen Lukas zur Pflege übergeben. Johannes ersah aus dem Farbenbogen, den der Wasserstaub des Springbrunnens im Sonnenlichte auf die Haustreppe strahlte, daß es schon über Mittag hinaus sei und verwunderte sich über die Stille der Straßen, bald aber noch mehr über ein heftiges Geschrei, das sich im Anlaufe unzähliger Menschen verbreitete. Der heilige Papst ist todt schrie endlich eine vernehmliche Stimme, Anaklet ist verschieden, der heilige Stuhl ist ohne Oberhaupt; auf zur Wahl ihr freien Römer. Bald entstand ein Waffengetümmel, nicht von Streitenden, aber von den Abtheilungen des Volkes und von dem Adel, die von allen Seiten, zerstreut von den Hoffnungen der unruhigen Zeit, auf dem Wege schon berathend, nach dem großen Markte

zur neuen Papstwahl zogen, denn die Geistlichen wagten es damals noch nicht, diese Wahl allein auszuüben, es fehlte ihnen noch die äußere Gewalt, sie zu schützen. Dieser Lärmen zerstreute etwas den ernsten Johannes, doch erwachte seine Sorge noch quälender als er die Fürstin Venus auf einem Rappen in vollem Lauf in dem blauen sehr bespritzten Götteranzug vorbeireiten sah, ihr nach der ganze übrige Göttertroß zu Fuß und zu Pferd, doch alle gefärbt vom Koth der gemeinen Erde, dem Fürsten Jupiter waren alle Näthe geplatzt und es erschien deutlich die Wolle, mit der er sich ausgestopft hatte, um seine Götterkraft verstärkt hervorprallen zu lassen, auch waren die Augenbrauen, auf deren Wink der Olymp erbebte, losgeweicht und hatten eine verkehrte Stellung angenommen, die Anzahl der Faunen und anderer Waldteufel kleidete sich gehend in Mäntel verschiedner weltlicher und geistlicher Trachten, die sie unter ihren Laubgehängen hervorholten.

Raphael, dem dies Schauspiel erst etwas Unbegreifliches hatte, wurde von Johannes über den verwitterten Aufzug dieser olympischen Götter belehrt, die durch den hitzigsten Eifer bei der Papstwahl ihre Stimme mitzugeben, allen unglücklichen Zufällen glücklich entrannen und denen das Feld überließen, geschimpft und niedergestoßen zu werden, die ihren Geschäften nachgehend, übergerannt wurden, bis sie das wichtige Ereig-

niß der Papstwahl inne wurden und sich dem Tumult anschlossen.

Als der Zug der Götter und der schreienden Menge vorüber war und die Gegend ringsum nun das Bild einer verlassenen Stadt in seltsamer Stille hinzauberte, bat Johannes den Raphael die Stephania aufzusuchen, weil er selbst sich dahin nicht wagte um nicht von dem Goldschmidgesellen angehalten zu werden, und ungewiß was aus Spiegelglanz geworden, sich den rachgierigen Unternehmungen dieses wilden Menschen, der ihm bei der allgemeinen Aufregung im Volke jeden Augenblick in den Weg kommen konnte, nicht aussetzen wollte.

Als sie eine Weile dem Zauberklang der Stille-erfüllten Straßen gelauscht hatten, trennte sich Raphael von ihm und ging nach den gegebenen Merkzeichen den Weg zur Höhe, wo das Land immer anders und immer schöner erschien; da begegnete ihm der Goldschmidgesell ein Lied singend, dessen Inhalt einen ihm selbst unverständlichen Widerhall in seinem Gefühl erregte:

Herz du mußt es ihr vergeben,
Eine Lieb ist nicht genug,
Viele Götter muß es geben,
Treue Lieb ist Sinnentrug.
An dem Berg, den wir ersteigen
Schimmert wechselnd eine Welt,
Ihre Schönheit ist mir eigen,
Weil sie sich in mir gefällt.

Ja du mußt es ihr vergeben,
Herz, daß sie in dir sich liebt;
Leben lassen um zu leben
Hat der Weltgang stets geübt.

Raphael wanderte neben dem jungen Gesellen, der munter desselben Wegs den Berg hinanstieg, als er von Raphael vernahm wen er suche, so kannte sein Eifer ihm behülflich zu sein keine Grenze.

Als Johannes so still von Stephanias Seite sich entfernt hatte, um den heftigen Ausbrüchen des Spiegelglanz zu wehren, schlummerte sie von einem Traum gefesselt ungestört fort bis zu der Zeit, wo die Nachricht von des Papstes Tod die trunkne Göttergesellschaft nach der Stadt preschte. Sabina selbst hatte sich weiter entfernt, um diese Nachricht genauer zu erfahren; so kams, daß Stephania sich ganz allein befand bei ihrem Erwachen; daß sie im Traum den Johannes als eine Jungfrau gesehn und ihn geküßt hatte, gab ihr ein banges Gefühl von Unrecht, es schwebte ihr mit den beschämenden Bildern verlorner Unschuld vor, die ihr Sabina bei mancherlei Mittheilungen so unbestimmt hingeworfen; auch giebt es eine Keuschheit der Natur, die unabhängig von aller Erziehung ist und unabhängig von aller Volksreligion den Übergang von der Einheit des Lebens zur Vielheit des Genusses mit dem Zagen bewacht, das auch in der aufblitzenden Sonne unter der Morgenröthe bebt. —

Eine Angst, daß sie ihre Unschuld verloren war ihr erstes Gefühl, sie fand sich verlassen und glaubte sich verstoßen; Jedermann, glaubte sie, müsse den Traum bei ihrem Anblick errathen, sie wollte sich verstecken und gerieth in einen abgelegenen Winkel hinter einer Dornenhecke, wo ein Kruzifix, das den Lustwandlern im Wege war, bei Seite gestellt worden. Hier ihr Gebet:

O könnt ich mich verstecken
In diesen Dornenhecken,
Ach könnt ich den Jammer verschweigen,
Versteckt von den Rosenzweigen! —
Gedeckt von dem heiligen Bild,
Herr Christus sei du mein Schild. —

Doch es schwebt vor meinen Blicken
Und es brennt in meiner Brust,
Und ich weine um Entzücken
Und ich klag um verbotne Lust;
Ich kann es auch nimmer vergessen,
Wie ich sie so innig besessen.

O könnt ich mich verstecken
In unsres Hauses Ecken;
Doch so schuldig komm ich nimmer
In das reine Haus zurück,
Sehe nie den Morgenschimmer
In dem frohen Mutterblick;

Ach könnt ich nur alles verschweigen,
Doch blieb es mir innerlich eigen.

O könnt ich Einen finden,
Der mir abnähme die Sünden,
Doch wo fließt der Strom der Tugend,
Daß ich mich drein stürzen kann,
Daß im Bade neue Jugend
Mich bewahrt bis ich ein Mann.
Ach könnt ich den Jammer verkünden,
Und schreien zu allen Winden.

Der heftige Jammer in den letzten Worten hatten sie der guten Sabina verrathen, die sie ängstlich gesucht hatte, nachdem sie die Laube leer gefunden. Sabina konnte sich gar keinen andern Grund ihrer Thränen denken, als der Schmerz, vom Stamm und Glanze ihres Hauses losgerissen zu sein, was ihr beim Wiedersehen des Johannes leicht wieder aufs Herz gefallen sein konnte; sie suchte sie mit Fragen zu trösten, setzte sich auf die Mauer und nahm den Kopf der Stephania in ihren Schooß; da erleichterte sich Stephania das Herz durch die Beichte und erzählte, was ihr im Traume geschehen. Sabina war erst verwundert, dann aber bald von dem Irrthume überzeugt; sie erzählte, wie sie immer in ihrer Nähe gesessen und ihren festen Schlaf bewacht habe, und daß Johannes doch unmöglich eine Jungfrau sein könne,

da er größer als die meisten Männer. Allmählig entwirrte sich der Knäuel, und Stephania kannte keine Grenze ihrer Freude und Dankbarkeit, von dieser bösen Täuschung befreit zu sein. Jetzt kam Raphael und der Geselle den Gang herunter, jener flößte beiden viel Zutrauen ein, und auch er empfand gleich eine seltene Zärtlichkeit für Stephania, die er für ein Mädchen hielt. Er brachte im Namen des Johannes Spange und Ring mit der Frage, wo der Goldschmid wohne, er soll sie zurückgeben; der Geselle wollte es nicht nehmen, ungeachtet er sich dazu bekannte, sondern schenkte beides der Stephania, die es ihm nicht abschlagen konnte. Bei Johannes sollte sich alles ausgleichen, und Raphael wollte diese Arbeiten bezahlen, deswegen beschlossen alle, zu der Wohnung des Johannes heimzugehen. Als Raphael mit ihnen auf der Mitte des Berges war, stand er still, sah nach der Seite jenseit der Tiber unverwandt, zeigte auf ein Haus und sagte:

Raphael.

Wie scheinet euch das Haus mit zweien Thürmen?

Gesell.

Es scheint sich gegen alle Noth zu schirmen,
So fest gesichert steht es da dem Glück,
Ich kenn es wohl, ich hatt es oft im Blick,
Es wohnt darin der alte Raphael,
Die Frau ist unsrer Fürstin Lustgesell.

Raphael.

O dies verruchte Weib hat mich vertrieben,
Mein Vater konnte sie so thöricht lieben,
Daß er die Kinder seiner ersten Frau verwies,
Die Schwestern in ein trübes Kloster wies,
Und mich ganz jung zur Schule nach Paris hinsandte,
Wo ich die Flügel mir am Licht verbrannte;
Marozia so heißt das böse Weib.

Gesell.

Sie macht jetzt Päpste hier zum Zeitvertreib;
Selbst unsre Fürstin hat so vielen Einfluß nicht
Wie die Marozia, wenn sie nur spricht,
So schweigen alle hochgelehrten Leute,
Ich bin gewiß, sie lärmet schrecklich heute.

Sabina.

Ist das wohl glaublich, daß die höste Wahl
So schändlich wird betrieben, dienen wir dem Baal,
Dem goldnen Kalb, dem babylonschen Weibe,
Daß solche Sünde ungestrafet bleibe.

Gesell.

Die Zeit bringt Strafe, lassen wir es gehn,
Wir können doch dabei noch gut bestehn.

Stephania.

Ich wünschte den Degen mir, ihn zu versuchen,
Und diese Sünd vor allen zu verfluchen.

Gesell.

He Jüngferchen bleibt nur bei eurer Kunkel,
Der Degen kommt zu euch, wenn es ist dunkel.

Sabina.

Lasset solche Reden alle beid, ihr kränkt
Den Herrn, der jetzt an seinen Vater denkt.

Raphael.

Ich lieb ihn doch, so hart er mich verstoßen,
Er ist jetzt alt, es ist viel Zeit verflossen.

Wir blicken wieder nach Johannes zurück, dem in der allgemeinen Zerstörung seines Innern nur der Gedanke an Stephania einen Werth behielt, an welchen er sich nach dem Sturme, der sein Inneres von dem stolzen Gebäude seiner Größe losgerissen, wie an einer Sonnenblume aufrankte, daß sie ihn wieder zum Lichte trage und vor dem Lichte entschuldige. So versunken saß er in diesem Gedanken, daß er des Lärmens, der die Straße herunterzog, nicht eher achtete, bis die Chöre vor seinem Hause sich stellten und mit immer steigender Inbrunst, vom Jubel des Volkes häufig unterbrochen, das Wahllied sangen.

Senk, o Herr, des Geistes Flamme
Auf das Haupt des Neuerwählten,
Sei des Geistes milde Amme,
Sei die Braut des Neuvermählten,
Daß er mit dem Fischerringe
Alle Glaubensfeinde zwinge
Und die Kirche weiter bauet
Auf den Fels, dem Gott vertrauet.

Johannes trat betäubt zum Fenster, und Chrysoloras begrüßte ihn als Papst! — und Atheist und Sceptiker und Rhetor und endlich alle riefen nach: „Es lebe der heilige Papst Johannes der Zwölfte!“ Johannes begriff nicht, wie ihm geschehe, da aber alle nach seinem Segen riefen, so segnete er erst das ganze Volk, welches vor ihm niederkniete, mit so edlem Anstande, daß viele Frauen riefen: „Wie heilig, wie schön!“ andre: „So heilig wie schön, so schön wie heilig!“

Chrysoloras trat jetzt herein und erklärte ihm das Wunder in aller Eil, wie sein Wunder vom vorigen Abend so sehr Aller Aufmerksamkeit während der Wahl von der Wahl abgelenkt habe, daß diese lange Zeit zwischen den verschiednen Parteien ganz unbestimmt geschwankt habe, bis er durch die Fürstin Venus, die ihn am vorigen Abende ungeachtet des kurzen Besuches liebgewonnen, nachdem sie erfahren, wer der Wunderthäter sei, sich durch ihn habe bereden lassen, so jung Johannes noch sei, gegen die Gesetze mit seiner Wahl durchzudringen, was bald allgemeinen Jubel erregt habe.

Die Kardinäle traten jetzt ins Zimmer, überreichten den Mantel, den Ring, den Stab und die Krone. Johannes war zu betäubt, um zu widersprechen, ganz froh war er nicht, aber er ließ mit sich geschehen, wurde bekleidet und keiner fand diese Stummheit in

so außerordentlicher Lage, bei solcher Jugend auffallend oder ungewöhnlich. Nachher wurde er auf einen prachtvollen Sessel gesetzt, einige starke Männer der Leibwache trugen ihn hinaus und erhoben ihn auf ihre Schultern, daß alles neu hinzugeströmte Volk ihn sehe und seines Segens froh werde. Auch die Kranken wurden von allen Seiten herbeigeführt, daß sie die wohlthätige Segnung empfingen, und vielen war im frommen Glauben geholfen. Nur einer gebehrdete sich immer wilder, und die Mönche, welche ihn begleiteten, brachten ihn näher dem päpstlichen Stuhle, weil sie noch nie einen Mann gefunden, der so gewaltsam vom Teufel besessen gewesen. Johannes war erst zu verwirrt, um den Besessenen in der neuen Tracht zu erkennen, es war Spiegelglanz, der von Asmodi gequält unfähig gewesen war, den Mönchen, die ihn ins Leben zurückgebracht, seinen Namen zu nennen, sie hatten ihm ein knappes Krankenkleid angelegt und ihn mit Stricken gebunden; theils von den Schlägen, theils von dem Schmutz war sein Gesicht unkenntlich, seine Stimme aber durch das zornige Geschrei verändert worden, seine Phantasie schwärmte im alten Glauben seines Vaterlandes.

Spiegelglanz.

Ich höre dich Herrscher der Welt,
Du hast dich hämisch verstellt,
Als Kind bist du kommen zu mir,

Ich spielte so sittsam mit dir,
Deine Tück ward an mir zum Betrüger
Und deine Heiligkeit meint sich schon Sieger.
Was liegt denn mir an deiner Heiligkeit,
Am jubelnden Volk, das dich zum Herrscher weiht,
Mit List und Lug wird mirs gelingen,
Dein Mißgeschick dir aufzudringen.
Ich werde das Weltall bezwingen,
Die Sonne wild schäumend verschlingen.

Mönch.

Der Teufel zeigt sich wieder recht mit Macht,
Doch haben wir ihn oft schon müd gemacht,
Des Teufels Namen müssen wir erzwingen,
Nachher soll er die Litanei absingen.

Johannes.

Wie heißt du Teufel, der so schrecklich spricht?
Im Namen Gottes frag ich, läugne nicht.

Spiegelglanz.

Es schnürt den Schlund mir zu,
Laß mich in Ruh, laß mich in Ruh.

Johannes.

Wie heißt du Teufel, der so schrecklich spricht
Aus eines frommen Mannes Angesicht?

Spiegelglanz.

Ein Sünder war der Schwärmer immerdar,
Seit ich bei ihm da ist ihm alles klar,

Die Weisheit soll der Wicht von mir erlernen,
Ich will so wahr mich nie entfernen.

Johannes.

Wie heißt du Teufel, der so schrecklich spricht?
Im Namen Gottes frag ich, läugne nicht.

Spiegelglanz.

Ich heiß Asmodi, hast du nun genug?
Was willst du nun? dein Wunder war Betrug.

Johannes.

Schweig loser Spötter, Teufel schweig!
Wann wirst du fahren aus, verkünde gleich.

Spiegelglanz.

Nicht früher bis du Fürst ein Weib,
Trennt der Teufel sich vom Leib.

Mönch.

Da ginge wohl die Ewigkeit verloren,
Eh wäschen wir wohl rein den schwärzsten Mohren.
Der Lügengeist soll sich schon früher beugen,
Und soll zu deiner Ehre auch bald zeugen,
Er muß nicht lange eingefahren sein,
Sonst wiche er vor deinem heilgen Schein.
Doch da er sich auf Fragen schon einläßt,
So hält der Allesläugner sich nicht lange fest.

Johannes.

Ihm ist kein Heil, die Sünd im Geist
Den Glauben aus dem Hirn entreißt,

Doch haltet ihn wohl und schlaget ihn nicht,
Vielleicht daß Milde sein Herz noch bricht.

Johannes hatte der sonderbaren Weissagung des Besessenen so wenig geachtet wie die Umstehenden, er hatte schon mancher Teufelsaustreibung beigewohnt und selbst schon diese innere Zerlegung der menschlichen Natur an mehreren geheilt; was er sprach, that er aus Gewohnheit, zuletzt dachte er wenig mehr an Spiegelglanz, denn er sah deutlich Raphael mit Stephania und Sabina den Weg zwischen den Weinbergen herabsteigen. Sein Herz füllte sich mit Sehnsucht, und doch konnte er für jetzt nichts weiter thun, als Chrysoloras zu bitten, jenen die Papstwahl zu berichten und für sie, als für seine vertrautesten Freunde zu sorgen. Schon setzte sich der Zug unter dem Geläute aller Glocken nach der Kirche der heiligen Apostel Petrus und Paulus in Bewegung, wo neben den heiligen Leichnamen auch die Reihe der verstorbenen Päpste in kostbaren Särgen ruht. In diesen unterirdischen von Fackeln erleuchteten Gewölben legte Johannes, ohne zu wissen, was er nachsprach, den heiligen Eid ab, dann las er eine feierliche Seelenmesse beim Hall großer Chöre und mächtiger Posaunen für den verstorbenen Papst, nach deren Ende er durch die jauchzende hellerleuchtete Stadt zum Pallast fortgetragen wurde. Alle entfernten sich von ihm, um ihm Ruhe zu gönnen, es war fast Mitternacht, nur Chrysoloras blieb zurück,

nicht als Vertrauter, sondern als Leibarzt; er besorgte ihm Abendessen und guten Nachttrunk. Johannes fragte nach Stephania und Raphael. Chrysoloras sagte, daß er Raphael auf dem andern Flügel des Palasts, Stephania mit Sabina aber gegenüber auf dem Platze in einem unbewohnten Hause einquartiert habe.

Johannes.

Wie ungeschickt, warum Stephania
Nicht hier und Raphael im Hause da?

Chrysoloras.

Noch kennt der Römer solche Freundschaft nicht,
Schlagt nicht zu früh dem Glauben ins Gesicht,
Allmählig könnet Ihr ihn untergraben,
Wenn Ihr ihn erst recht gängelt im Buchstaben.

Johannes.

Ihr kennet mich, Ihr könnet mich errathen.

Chrysoloras.

Ich seh in Euch noch herrlich kühne Thaten,
Darum hab ich zum Papste Euch gemacht.

Johannes.

Seid Ihr bei Trost, Ihr schlieft wohl nicht die Nacht,
Und faselt jetzt von Euren Träumereien,
Ich mußte Euch vom Krampfe schon befreien,
Versucht mich nicht, daß ich ihn wieder lade,
Ich überlaß Euch dann des Himmels Gnade.

Chrysoloras.

Seid doch kein Thor, ich stellte mich nur so,

Damit der Glaub an Euch brennt lichterloh,
Versucht es, ob Ihr mich noch könnt erstarren,
Ich wette drauf, Ihr machet Euch zum Narren,
Macht keinen Lärmen, hört mich ruhig an,
Ihr seid ein Weib, Ihr brauchet einen Mann,
Zu gutem Rath und auch zu gutem Leben,
Nehmt mich, den vorgen Papst hab ich vergeben,
Um Euch in raschem Laufe zu erheben,
Ihr seid der Lohn für alle meine Mühe,
O seht wie ich in Lieb zu Euch erglühe.
Ihr seht, daß ich Euch kenne, seid gescheidt,
Und ohne Zwang seid mir sogleich bereit,
Ich ernte, was der Spiegelglanz gesät,
Ein Wort des Trotzes, wenn Ihr mich verschmäht,
Ich kenne alle Leute hier im Schlosse,
Ihr seid verloren und auch der Genosse.

Johannes (vor sich).

Stephania, für dich muß ich das leiden.
(laut)
So nimm mich hin, doch tränk mit Wein die Freuden,
Daß ich genieße und es doch nicht weiß,
Daß in der heißen Brust ein Herz von Eis.

Chrysoloras.

Sieh hier Geliebte, alles ist bereit,
Nimm hin den Becher, glaub es kommt die Zeit,
Da du die Überwindung rühmen wirst;
Du hast der Feinde viel, so mancher Fürst

Will

Will seine Herrschaft über dir begründen,
Und würde dich zu dumm zum Streite finden.

Johannes.

Du fügest die Beleidigung zum Zwang.

Chrysoloras.

Ich sags heraus, dafür sag du mir Dank,
Ich weiß schon mehr, als du noch wirst erfahren,
Du warst mit dir noch nie so recht im Klaren.

Johannes.

Wie soll ich dich nach solchen Worten lieben?

Chrysoloras.

Was soll mir Liebe, mußt dich nicht betrüben,
Ich habe so mein eigenes Vergnügen,
Kann ich den Haß um eine Lust betrügen,
Kann ich den Widerwillen gegen mich
Bezwingen? Sieh nur darum küß ich dich.

Johannes.

Was hält mich, daß ich nicht mit meinem Becher
Die Stirne dir zerschlage, frecher Sprecher.

Chrysoloras.

Das ist unmöglich sieh, ich bin bereit,
Und denke nichts zu jeder guten Zeit,
Als wie ich mit dem allerschnellsten Griffe
Den Menschen, den ich seh, zu Tode kniffe,

Wenn ihm vielleicht das Lüsten könnte packen,
Daß er mir feindlich stiege auf den Nacken.

(Johannes will nach ihm schlagen, Chrysoloras hält sie fest am Mantel.)

Johannes.

Du bist ein Teufel!

Chrysoloras.

Ei so bin ich etwas,
Und küsse mich nur recht in deinem Haß.

Johannes aber, vom Widerwillen gedrängt und von der Noth gespornt, ermuthigte sich, durch eine tapfere List Herr über ihn zu werden; er entschlüpfte in demselben Augenblick aus dem Mantel, sprang zur Thür, rief die Wache und befahl:

Johannes.

Werft diesen trunknen Mann zur Burg hinaus,
So ernsten Tags, vergaß er sich beim Schmaus.
Wer weiß, ob er im Trunk nicht Mittel hat gegeben
Dem vorigen Herrn, daß er verlor sein Leben.

Chrysoloras (von den Wachen fortgetragen).

Was packt Ihr mich? — kennt Ihr mich denn nicht mehr?
Dir gab ich deinen Dienst; du machst mir wenig Ehr!
Dich habe ich umsonst vom Fieber einst kurirt.

Wache.

Was hilft das alles Herr, für heut marschirt! —

Gemächlich wurde der Liebling des vorigen Papstes aus einer Hand in die Andre die Treppe hinuntergeworfen. Einem verzognen Liebling irdischer Großen wird der Dank zum Vorwurf, wovon sich jeder frei zu machen sucht, wenn er nichts mehr gilt. Chrysoloras stand betäubt vor dem Pallast, hätte gern seine teuflische Bosheit ganz offen gezeigt und Johannes durch Bekanntmachung ihres Geschlechtes vernichtet, aber er fürchtete dabei für sein Leben, und wie Johannes geahnt: sein elendes Dasein liebte er zärtlich, mehr noch als seine teuflische Bosheit. Dennoch konnte er es nicht lassen, als Johannes ans Fenster trat, nach dem Hause der Stephania zu blicken, ihm eine verwirrte drohende Rede zu halten, wie er gleich dem Jrion vom Rade der Zeit, in dessen Speichen er so vermessen greife, werde zerschmettert in die Tiefe sinken. Johannes hatte das Fenster gleich verlassen, aber Chrysoloras verdrehte die rollenden Augen und speichelleckte der Fürstin Venus, die mit ihrem Gefolge durch die Straßen schwärmte, mit einer griechischen Improvisation von dem Schicksale Jrions, unter welchem er sich meinte, gegenüber der Fürstin, die er als diejenige Göttin dem versammelten Volkshaufen darstellte, welcher seine Lüsternheit nachstrebte und um welche er jetzt die Strafe des Treppenherabwerfens erdulde. Die Fürstin hatte mit Wohlgefallen dies alles angehört und im Begriff ihn zu beklatschen ward sie jedoch über-

rascht durch eine der Wachen, die den verhaßten Günstling in langweiliger Rede zaustern hörte und ihren Überdruß durch einen Überguß mit frischem Regenwasser ausdrückte; das brachte den Chrysoloras zur Moral, und die geschmeichelte Fürstin bat den heftig erregten Arzt mit schmeichelnden Worten, ihr seine Lehre näher zu entwickeln, der ihre Trauer besonders geneigt sei. Dem Arzt durch seine Verstoßung war dieser Reiz seiner Eitelkeit um so unwiderstehlicher, er nannte sich ihren Atys, sie sich seine Cybele, und so sammelte sie auch ihn, der ihr bis dahin widerstanden, in dieser Nacht zu dem Kreise geistreicher Männer, mit denen sie in wunderlicher Vermummung böser Lust unter geistiger Ausbildung ein sehr absonderliches und echt originelles Leben führte in ewiger Unzufriedenheit mit sich und mit der Welt, und doch in stetem Bemühen, sich immer fester auf derselben anzubauen. Man konnte allerdings sagen, mit weniger Geist wäre sie tugendhafter gewesen, aber durch mehr Tugend wäre sie nicht geistloser geworden. Sie führte ihn nach ihrem Schlosse in der Stadt, entließ alle andre Freunde und suchte alles Eigne dieses neuen Freundes zu erfahren. Der Teufel im Chrysoloras, um der Kirche so lang schaden zu können, hätte es ihr gern verheimlicht, daß Johannes eine Jungfrau sei, aber die Eitelkeit des griechischen Arztes ließ ihm keine Macht, er mußte sich mit diesem Geheimniß vor der neuen Ge-

bieterin wichtig machen, auch sollte ihm diese wie er meinte seine Rache erleichtern. Die Fürstin horchte hoch auf bei dieser überraschenden Neuigkeit, dankte ihm zärtlich für dies Vertrauen, gebot ihm aber bei ihrer Liebe, Niemand dies Geheimniß zu bekennen; er versprach es alles, insofern der Fürstin Liebe ihm lohne. Das war ihr eine Kleinigkeit.

Vierte Periode.

1.

Als Johannes aus tiefem Schlafe erwachte, das vergoldete Bett mit seidenen Teppichen, die Wände mit altem Holze zierlich ausgelegt, betrachtete, da stieg ihm wohl einen Augenblick der alte Gottrausch empor, aber die Erinnerung des Vergangnen dämpfte jeden Übermuth. Es wollten ihn Diener demüthig bekleiden, er litt aber niemand um sich, weil er es, wie er sprach, nicht gewohnt sei. Von denen die aufwarteten, ließ er Raphael zuerst eintreten.

Johannes.

Wie geht es dir, du scheinst so betrübt,
Du bist nicht krank, bist du vielleicht verliebt?

Raphael.

Von Kummer ist mein Herz so tief zerschnitten,
Mein armer Vater, was hat er gelitten,
Was leidet er und niemand kann ihn lösen,
Er liegt in Liebesbanden einer Bösen,
Sie hat ihm alle Willenskraft verzehrt,
Daß er sich selber keinen Rath gewährt.

Denkt euch, in Lumpen fand ich ihn den Reichen,
Ganz furchtsam thät er mir die Hände reichen,
Und sah umher, ob's auch die Frau nicht säh,
Zu allem Glück war sie nicht in der Näh.
Der Hochgelehrte mußte Federn lesen,
Sein Zimmer selber kehren mit einem Besen,
Doch rühmt er sie als seines Lebens Glück,
Ein weich Gemüth will solches Mißgeschick,
Es freuet sich der überstandnen Noth,
Statt solches Lebens wär ich lieber tod.
Die Stiefmutter kam heim von einem Feste,
Sie bracht ihm etwas Futter zu dem Neste,
Doch sah sie erst, ob er auch fleißig war,
Und schüttelte ihn an dem weißen Haar
Als sie noch Federn ungelesen fand,
Da wachte auf in mir der Kindesliebe Brand,
Ich brach die Frevelhand vom theuren Haupte los,
Doch da ward erst des Vaters Zorn recht groß,
Er fluchte mir, er wünschte mir den Tod
Und schwor, er müsse haben solche Noth,
Ich solle nie vor seine Augen kommen,
So wich ich aus dem Hause schwer beklommen.

Johannes suchte Raphael mit ernsten Gründen zu trösten, diesen aber schreckte der Vaterfluch, daß er nimmer Ruhe zu finden meinte. Da glaubte ihm Johannes kraft seines Amtes die Sünde vergeben und Seligkeit zusichern zu können und es gelang ihm. Als

Raphael beruhigt war, so gelangten die verschiedenen Geschäfte, die während der Krankheit des Papstes geruhet hatten, zum Vortrage; Johannes lernte die Räthe im Allgemeinen kennen, sie forderten von ihm weder Weisheit noch Wunder, nur daß er ihren Absichten und Ansichten nicht widersprach. Gelegentlich erfuhr er, daß Chrysoloras seine Stelle als Leibarzt niedergelegt habe und in das Haus der Fürstin Venus gezogen sei, ihm war es einerlei, ob er ihn verrathe, denn seine Würde war ihm ganz gleichgültig und er bewahrte sie nur aus der Art menschlicher Trägheit, die nicht ohne Grund aus einem bequemen Zustand sich hinaus versetzt. Wäre ein würdiger Mann in dieser Zeit um ihn gewesen, der Einsicht mit Frömmigkeit verbunden hätte, vielleicht wäre seine Herrschaft von den Lastern und Elend frei geblieben, welche die Geschichte ihm vorwirft. Raphael, obgleich gut und ehrlich, hatte keine Einsicht in die Geschäfte, er beschränkte sich auf die Anordnung des Hauswesens und wurde bei seinem Leichtsinn bald von einer Zahl Familienbekanntschaften und Ereignisse so eingenommen, daß er bei aller Freundschaft für Johannes wenig Zeit für ihn übrig behielt.

So verging die erste Woche. Johannes sehnte sich nach jedem Abend, um auf Stephania zu lauern, ob sie nicht am Fenster erscheine, er hatte sie nur in der Kirche gesehen und die Gewohnheit hinderte es, sie

zu sich kommen zu lassen oder zu ihr hinzuwandern. Stephania und Sabina waren in der sonderbarsten Lage, aus der Noth in Überfluß gesetzt und doch völlig ungewiß über ihr künftiges Dasein, da dies nur durch eine Unterredung mit Johannes gesichert werden konnte. Stephania hätte mit Freundeslust die Erhebung des Johannes bewundern können, aber die geheime Wahrheit und der lebendige Traum, Johannes sei eine Jungfrau, störten ihre Ruhe. Dies heilige Bild am Berge hatte ihre Andacht erweckt, sie las in der Bibel mit großem Fleiß und fand die Stelle (Mos. V, 22, 5). „Ein Weib soll nicht Mannesgeräthe tragen und ein Mann soll nicht Weiberkleider anthun, denn, wer solches thut, der ist dem Herrn deinem Gott ein Gräuel." Nicht länger wollte sie ein Gräuel dem Herrn sein, aber Sabina beschwichtigte sie mit der Gefahr, die sie beide noch immer liefen, wenn sie als Pfalzgraf erschiene. Stephania ließ sich noch einige Zeit beruhigen, fand es aber wieder unleidlich, wenn es diese ihre Tracht unmöglich machte, ihrem freundlichen Gefühle für den Papst nachzugeben und nach seinem Fenster zu blicken.

Johannes entdeckte nun durch den Wink eines Dieners des vorigen Papstes einen Ausgang aus dem Palaste, wo ihn keine Wache bemerken konnte, nur er hatte den Schlüssel dazu. Nachdem er es sich lange auszureden gesucht hatte, widerstand er eines Abends

der Versuchung nicht in einen blauen Mantel gehüllt, ein Messer darunter zu seinem Schutze versteckt hinauszutreten, die alten Wohnungen und Gänge seiner Liebe zu beschleichen und dann vor dem Hause zu weilen, ungeachtet er nichts davon wahrnehmen konnte. Unruhiger kehrte er heim als er ausgegangen war, Raphael bemerkte wohl eine Veränderung an ihm, wußte sie aber nicht zu deuten, er wies die Geschäfte in den nächsten Tagen zur Freude der Räthe von sich und hatte selbst an der leichten Mühe des Unterzeichnens einen Überdruß. Er ließ sich die Laute bringen und sang Lieder aller Art dazu. Die Fürstin Venus, die ihn durch Hofdiener beobachten ließ, sendete ihm eines Tages demüthige Botschaft, wie sie so gern über die politische Lage ihm einige Nachrichten mittheilen wolle. Er versprach unbestimmt einen Tag ohne sich an sein Versprechen weiter zu erinnern, eine Trauer, ein Zweifel bemächtigte sich seiner allmälig in sehnender Liebe, daß er sichtlich abzehrte und sich kaum in die äußere Form seines hohen Amtes fügen konnte, wenn er Nächte lang auf den Straßen geseufzt hatte. In solcher Stimmung gedachte er einmal wieder der Fürstin Venus, machte ihr einen feierlichen Besuch und war überrascht, da er ihre Bekanntschaft mit seinem Geheimnisse nicht wußte, sie so geschickt zu finden, sein Leiden zu erkennen, zu schonen und ihn doch vertraulich zu berühren. Sie vermied es Chrysoloras ihm zu nahen, oder von

ihm zu sprechen, sie vermied es, irgend eine Neugierde zu verrathen, sie schmeichelte scheinbar nur dem sinnlichen Genusse mit gewählter Speise und Trank, lebendiger aber schmeichelte sie dem geistigen Streben des Johannes, im Allgemeinen sich darzustellen, was sein Inneres fühlte und da begegneten ihm wieder die unerschöpflichen Mythen der Alten. Er staunte, sie der Götter lachen zu hören und sie lächerlich machen und mit tiefem Ernst ihre Bedeutung entwickelt zu sehen, er konnte sich nicht darin finden, das Dasein als etwas ganz Nichtiges zu behandeln, daß bei Göttern davon die Rede nicht mehr sein könne, aber doch rührte es ihn. Als er fortging gestand er sich: „Sie ist gemein, doch ist sie genial, sie ist mein Trost, wenn alles mir zur Qual.“ Ihre feste irdische Wurzel, die Behaglichkeit, womit sie ihr Leben mitten in einem wunderbaren Aufgeben befestigte, das unzerstörliche Bemühen, alle Welt in den Kreis ihrer Lust hineinzuziehen, ihre Laune im Auffassen menschlicher Schwächen und im Beantworten des geselligen Scherzes machten sie dem abhärmenden Johannes so werth, wie ihm keiner seiner neuen Bekannten geworden, er fühlte, daß sie die meisten übersehe und nur von wenigen erkannt zu werden suche.

Solcher Trost galt wohl am Tage, aber der dunkle Abend führte dann seine Trauer verdoppelt zurück. Manche Stunden hatte er in stürmischer Nacht

vor der Thüre der Stephania geseufzt und sie hatte mit Sabina über den Wind gesprochen, der fast menschliche Stimme annehme, als er den Drang seines Herzens nicht länger zurückhielt, sondern aussang.

Johannes.

In jedem Sterne les' ich meine Pein,
Ich sah sie einst, da war sie mein allein,
Erloschen ist der freudge Sternenschein.

Seit mich der heilge Dienst dir abgewann,
In bittern Thränen mir die Lust zerrann,
Ich klag den Gott vor meiner Liebe an.

O meine Thränen, keine schützet euch,
Ihr seid den alten Göttern darin gleich,
An allem bin ich arm, in euch so reich.

Zerreiße Stern, des Leibes festes Band,
Entbrenne tiefer heißer Herzensbrand,
Vielleicht daß mich begräbt die liebe Hand.

Ich wandle wie ein Nachtgespenst umher
Zu deiner Thüre Nachts und seufze schwer
Aus meiner Brust an Trost und Wohlsein leer.

Mein Athem stöhnet wie ein Pinienwald,
Ein Unglückszeichen mein Gesang erschallt,
Daß alle Nachbarn sich ergrimmen bald.

Sie lärmen, nicht zu hören all mein Weh,
Sie nehmen Umweg, daß mich keiner seh,
Sie werfen Steine, daß ich hier vergeh,

Wie von dem Ast im Traum ein Vogel fällt,
So flattre ich des Nachts, so ungesellt,
Ein Unglücksvogel nimmermehr gefällt.

Stephania erkannte die Stimme des Johannes, Sabina aber nicht, vielmehr widerstritt diese, weil nach ihrer Meinung Johannes über seine Erhebung nur Freude, keinen Jammer zu empfinden Ursach hatte. Stephania war der Stimme zu gewiß, sie legte sich an den Boden und rief leise: Johannes, und Johannes antwortete liebend: Stephania. Gleich sprang diese erfreut die Treppe hinunter, öffnete die Thüre und umarmte Johannes, daß ihm das Blut heftig durch alle Adern wallte. Da Johannes nicht hinaufsteigen mochte wegen der Dienerschaft, so führte er Stephania durch die Straßen, die von manchem vertraulichen Liebespaare durchflüstert wurden. Aller Jammer des Johannes war in süße Ruhe gelöst, er selbst war entschlossen, das Geheimniß seiner Liebe und daß er eine Jungfrau sei, rasch zu lösen, aber diese Stille war so süß. So fand es sich, daß Stephania auf die Erzählung kam, wie sie in jener Nacht im Venusgarten durch einen Traum, Johannes sei eine Jungfrau, so geängstigt worden und späterhin durch die Bibelstelle, daß sie vor den Augen des Herrn ein Gräuel sei, weil sie Weiberkleider trage und wie sehnlich sie wünsche, ihr ritterliches Gemüth öffentlich zu zeigen und jeder Gefahr sich hinzugeben. Johannes fühlte in der Entschlossenheit, in der ernsten Keuschheit des Knaben, daß keine heimliche Liebe ihm erfreulich sein würde, ja daß er sie bestimmt auf immer, was

es koste, vermeide, wenn er das Geheimniß erfahre; er schwieg zweifelnd. Endlich fiel ihm doch die Möglichkeit einer beruhigenden Nähe des Knaben ein, wenn er als Pfalzgraf Ludwig öffentlich erscheine, und mit der Gewalt und Unbesonnenheit der Leidenschaft führte Johannes diesen Entschluß aus. Sie standen bei der Laterne eines Kruzifixes; hier sah Stephania zuerst wieder Johannes ins Angesicht.

Stephania.

Gott wie siehst du aus?

Johannes.

Deine Locken wie kraus,
Deine Augen wie Vergißmeinnicht,
Gedachtest meiner, geliebtes Angesicht.

Stephania.

Gott, wie bist du blaß,
Deine Augen von Thränen so naß.

Johannes.

Ich bin so einsam im großen Hause,
Ich bin so verlassen bei meinem Schmause,
Ich habe mich so heftig nach dir gesehnt,
Daß mein Auge von Jammer gethränt.

Stephania.

Ach daß wir uns wieder trennen müssen,
Wieder nur aus der Ferne uns grüßen!

Johannes.

Es soll nicht sein, es ist beschlossen,

Noch heute mach ich dich zum Hausgenossen,
Ich zwing dich, ich trag dich ins päpstliche Schloß,
Sei Pfalzgraf, besteige ein ritterlich Roß,
Mit allem will ich dich schützen, was mir verliehn,
Mein Bannstrahl soll durch die Ferne ziehn,
Er soll dein Reich dir wieder erwerben,
Bei mir sollst du leben, bei dir will ich sterben.

Stephania.

Wer hat dich von meinen Wünschen belehrt?
Du gewährst alles, was mein Sinn begehrt,
Warum ich so oft den Himmel beschworen,
Kein Gebet geht auf Erden verloren.

Johannes, um keinen Einwand seiner Vernunft zu hören, zog Stephania mit Heftigkeit in den Palast. Als er auf seinem Zimmer, klingelte er nach Raphael, der sogleich herbeieilte, verwundert, was der Papst so spät noch begehrte. Als er eintrat und ein Mädchen erblickte, wandte er sich um.

Raphael.

Mein gnädger Papst, ich hab nichts gesehn!
Zwar wär es besser, daß es nie geschehn,
Doch schlimmer wirds, daß ich dazu gerufen,
Ich lasse waschen die heilgen Stufen,
Die zu dem heilgen Palast führen,
Eine andre Liebe sollte Euch rühren.

Johannes.

Nun sei kein Thor, die heilgen Väter,

Du hast mirs erzählt, waren keine Beter,
Sie mochten ihr Leben auch gern erfrischen,
Die Sorgen von ihrer Stirne wischen,
Die Gedanken in Frauengunst erhellen,
Wie Freund, gönnst du mir keinen Gesellen?

Raphael.

Der Gesellen, so viel Ihr immer wollt,
Aber keine Gesellin hätt es sein gesollt,
Oder wenn Euch die Liebe geplagt,
Alles heimlich und keinem davon gesagt.

Stephania.

O sag ihm Wahrheit, es kränket mich,
Daß er so arg verkennet dich.

Johannes.

Nun Freund, dreh dich um, sieh zu,
Deine arme Seele kann finden Ruh,
Diese Jungfrau wird wacker tyestiren,
Den Speer statt einer Nadel führen,
Wird sitzen auf einem edlen Thron,
Sieh her, es ist des Pfalzgrafen Sohn,
Mit dem ich in frühen Jahren erzogen,
Das Geschick war ihm auch nicht gewogen.
Jetzt schaffe Kleider, wie es ihm gebührt,
Aus bunter Seide mit Gold geziert,
Jetzt schaffe ihm Degen und güldne Kette,
In nächster Kammer schlag auf sein Bette.
Dann gehe hinüber zur Frau Sabina,

Er=

Erzähl ihr alles, was sie nicht sah,
Mein Trübsinn will nun ganz verschweben,
Ich darf jetzt offen dem Freunde leben.

Raphael erfreute sich des frohen Gemüths seines Papstes, er vollbrachte in Eile, wie ihm geboten, die Nacht blieb ohne Schlaf. Frau Sabina war die einzige, die traurig blieb, denn sie fürchtete für das theure Leben des Pfalzgrafen, und es that ihr wehe, nun ganz von ihm geschieden zu sein.

Raphael.

Wie könnt Ihr glauben, daß er Euch vergißt,
Durch deren Treue, durch deren List
Er allein gerettet aus aller Noth!

Sabina.

Mein guter Freund, ich bin nah dem Tod,
Und er geht in das Leben erst ein,
Wir werden nicht mehr viel zusammen sein,
Ich gehe langsam und er geht schnell,
Meine Augen erblinden und er sieht hell,
Alle Tage wird er viel Neues lernen,
Von mir sich immer weiter entfernen,
Es dauert nicht lange, so verstehn wir uns nicht,
Dann möcht er mir lachen ins Angesicht,
Wenn er es aus alter Achtung nicht ließe,
Ich merke nicht, wo ich ihn verdrieße,
Mir ists, als ob er gestorben wär,
Wenn er nun tritt als Pfalzgraf daher,

Doch lobe ich Gott, daß sein Werk vollbracht,
Warum ich gebetet so manche Nacht,
Ich ziehe zurück in meine kleine Hütte,
Ich verstehe nicht der Höfe Sitte,
Ich nehme ein anderes Kind zu mir
Und nenn es Stephania, da leben wir,
Als ob sich nichts in der Welt könnt enden,
Gott wird mir seine Gnade zuwenden.

Die gute Alte konnte wohl Recht haben, wenn sie im Pfalzgrafen, wie wir Stephania von jetzt an nennen wollen, noch viel unentwickelt glaubte. Wir kennen ihn nur als fromm und keusch, in der Art, wie Dichter sich ihre menschlichen Maschinen zu aller Art aus einen Holze schnitzen. Jeder lebende Mensch ist aber nicht blos Eigenschaft, sondern ein Dasein eigner Art, das sich wohl bezwingen, aber nie vernichten läßt, denn es ist zugleich die Quelle des Lebens. Alle ritterlichen Leidenschaften erwachen vielleicht mit seinem ersten Eintritte in die Welt, und die können sich bald als Tugend, bald als Laster entwickeln.

2.

Bei der öffentlichen Erscheinung des Pfalzgrafen Ludwig, durchirrte mannigfaltiges Gespräch die Stadt Rom; viele mußten nothwendig erfahren, daß er als Mädchen unter dem Namen Stephania schon längere Zeit dort gelebt habe, und die Römer, gewöhnt an

die Ausschweifungen der Päpste, glaubten in seinem hellen nordische Ansehen ein Zeichen zu erkennen, er sei eine Jungfrau und die Geliebte des Papstes; die Gewalt, welche er über den Papst ausübte, bestätigte die Meinung. Chrysoloras allein sah auf den Grund und sah doch zu viel, denn er beurtheilte beide nach seiner Gesinnung, wie es verdorbenen Seelen so oft geht, ihm fiel die Prophezeihung des tollen Spiegelglanz ein, er werde vom Teufel befreit werden, wenn der Papst von einem Kinde befreit werde, und seine Eifersucht kannte keine Grenzen. Seine Vermuthung durfte er der Fürstin Venus mittheilen, aber nicht seinen Gram, denn sie wollte allein herrschen und hätte ihm nimmermehr solche Rückkehr zur alten Neigung verziehen; obenein mußte er ihr wieder versprechen, sein Geheimniß jedermann zu verbergen, denn sie allein wollte es geltend machen. Johannes fand sich in der Nähe des Geliebten so ganz beglückt, daß er diese selige Zeit durch kein Ringen nach größerer Lust bei der Gefahr, alles dadurch zu verlieren, stören mochte. Der Pfalzgraf entwickelte sich so herrlich, sein jugendlicher Übermuth zeigte sich so reizend, seine Freundschaft für Johannes war so lebhaft, daß dieser ihm alle Zeit schenkte, die er ernsten Geschäften gelobt hatte, und den ernsten Rath des Raphael, der dies Übel wohl entstehen sah, mit Ungeduld von sich wies.

Johannes.

Sprich nie von solchen Schreiberein mit mir,
Wozu hab ich den Rath, das dumme Thier,
Als daß er fleißig in dem Rade geht,
Damit das Rad nur selten stille steht;
Ein Stoß von mir ist dann genug fürs Ganze,
Zur rechten Zeit die rechte Kraft
Auf Erden alle Wunder schafft.

Der Pfalzgraf trat zu ihm, und Raphael stand vergessen und trat ab. Der Pfalzgraf bat den Papst mit großem Eifer, ihm einen mit Gold ausgelegten Harnisch zu kaufen, den er beim guten Goldschmidgesellen feil gefunden hatte. Der Papst lachte über den Eifer, stellte ihm vor, daß er ihn ja noch nicht zu brauchen wisse, kaufte ihn aber doch. Der Gesell küßte Johannes die Hand und bat demüthig, ihm alle Unfreundlichkeit zu verzeihen, die er mahnend gegen ihn ausgeübt. Johannes aber machte ein ernstes Gesicht und sagte ihm, daß er dafür noch gestraft werden solle, indem er ihn zum Goldschmid des Papstes mache. Der gute Gesell sprang hoch auf vor Freuden und schwur, daß nun der Teufel alle heidnischen Götter holen möchte, da er der Goldschmid des christlichen Papstes geworden sei. Als er fortgegangen, trat der Pfalzgraf mit seinen übrigen Bitten hervor, er wünschte ein Paar kostbare Ritterpferde zu kaufen, um das Ritterspiel, den Buhurt, das Tyostiren recht

zu lernen. Johannes stellte sich erst weigernd an, aber der Pfalzgraf war so vergafft in diese Pferde, daß er fast wild wurde. Johannes sah, daß er ihm nichts abschlagen konnte, er unterzeichnete alle Summen und gab sogar zu, daß ein Turnierplatz nahe dem Palast sammt Ställen eingerichtet wurden, die der Pfalzgraf mit den kostbarsten Pferden füllte. Raphael machte dem Papste Vorstellungen gegen diese Verschwendung, aber Johannes verwies mit einem Seufzer auf das Beispiel des Constantinopolitanischen Bischofs Theophylaktus, der über zweitausend Pferde halte, sie mit Pistazien, Rosinen, Mandeln und Feigen füttere, mit Wein tränke, derselbe, welcher ihm den schönen getigerten Hengst zum Geschenke gemacht habe. Dann sprach er ernsthafter:

Johannes.

Die Kirche muß in dieser Kriegeszeit
Gewaffnet sein zu jedem ernsten Streit,
Und junge Ritter will ich mir erziehen,
Die für die Ehre unsrer Kirche glühen,
Zum Kampf geschickt das Leben für sie wagen,
Dann braucht Italien kein Joch zu tragen.

Irrthümer lassen sich widerlegen, aber absichtliche Selbsttäuschung nimmermehr; das Bild einer kriegerischen Kirche verband den Pfalzgrafen auf immer mit Johannes, aber dieser Gedanke wucherte neue Irrungen, indem er Herrschsucht und Ehrgeiz in weltlichen

Dingen als ein Hauptziel seiner geistlichen Herrschaft ihm darstellte. Die Fürstin Venus nicht nur, sondern auch die Marozia waren ihm dazu wichtig, ihre Reichthümer und ihre Familienverbindungen galten überall, und so führte die eine verbotne Liebe zum Pfalzgrafen, so wenig dieser davon wußte, alle die bösartigen Verbindungen herbei, die irgend eine päpstliche Regierung beschimpft hatten. Raphael sah alles ein, aber es fehlte ihm an Ernst, seine Warnungen wurden abgewiesen, und Johannes wünschte oft, bei aller Freundschaft, die er für ihn hegte, eine Ehrenstelle zu entdecken, die ihn aus seiner Nähe entfernte, ohne daß er dadurch gekränkt würde.

3.

Der reine Mensch steht so hoch über der Erde, daß sein Sturz durch die Laster immer etwas unerklärlich Gewaltsames in immer wachsender Schnelligkeit zeigt, dem Fallenden aber ists ein betäubender Zustand, und ehe er von der Tiefe selbst zerschmettert wird, glaubt er im herrlichsten Gleichgewichte zwischen Himmel und Erde zu schweben. Schon jetzt entschloß er sich zur Förderung seiner Weltherrschaft, die Dekretalensammlung des falschen Isidorus, welche Chrysoloras unter diesem Namen eines würdigen längstverstorbenen spanischen Bischofs auf Befehl seiner Fürstin verfertigt hatte, öffentlich anzuerkennen. Sie enthält

Briefe der ersten römischen Bischöfe, welche die Bischöfe aller weltlichen Oberherrschaft frei darstellen und zugleich das kirchliche Bannrecht als höchstes Strafamt der ganzen Christenheit auf alle Arten der Vergehen ausdehnen. Wir besitzen nicht mehr alle diese Dekretalen, viele der frechsten wurden von den nachfolgenden Päpsten gänzlich vernichtet, aber sie enthielten doch die verderblichen Grundsätze, welche den späteren unternehmenden weltlichen Päpsten wieder vorschwebten, an denen der geistliche Stuhl, nach einem gewaltsamen Ansehen, das die Herzen verschloß, um so tiefer fallen mußte. Gern hätte Chrysoloras diese Gelegenheit benutzt, sich wieder in den Umgang mit Johannes zu schleichen, er hatte aber an der Fürstin seine Hölle auf Erden gefunden, sie quälte ihn mit jeder Art Eifersucht, während er es nicht wagen durfte nur die kleinste Äußerung derselben gegen sie blicken zu lassen. Es gab da wunderliche Vorfälle, was Chrysoloras, diese Inkarnazion der Teufelsessenz, von diesem gemeinen außerordentlichen Weibe leiden mußte.

Der Pfalzgraf war unterdessen unermüdlich, alle männlichen Übungen, die er bis dahin versäumt hatte, in Eile nachzuholen, das Fechten jeder Art, das Reiten mit aller Künstlichkeit, auch das Ringen und Ballschlagen trieb er bald mit großem Erfolge, aber es ließ ihn auch kaum schlafen, seine Pferde waren nächst Johannes seine liebsten Freunde, er sprach mit ihnen

und sie verstanden ihn, ihnen brachte er das Beste von seinem Tische, er putzte sie selbst, er ritt sie selbst in die Tiber, durch ihn wurde ganz Rom zur Ritterschaft ermuntert, die dort bis dahin keinen rechten Fuß fassen konnte. Der Goldschmid war unerschöpflich in neuen Erfindungen, um Rüstungen, Helme, Degen oder Zaumzeug zu schmücken, und Johannes wagte es kaum über die Preise zu markten oder zu dingen, weil er jeden unwilligen Blick des Pfalzgrafen wie ein Unglück scheute. Dieser hatte aber von seinen Pferden und Reitgesellen ein eignes hartes und heftiges Wesen allmälig angenommen, vielleicht war es auch seine Art, vielleicht ist es auch dem Alter eigen, es wird bei vielen jungen Männern bemerkt. Niemand war darüber mehr erschrocken als Sabina, die er wohl noch zuweilen besuchte, aber mit der Meinung zurückkam, die Frau werde kindisch. Sie war indessen wie sie immer gewesen, nur daß sie sich nicht von dem Kinde, das sie mit Sorge erzogen, zu der Gesinnung der Erwachsenen versetzen konnte, der aller Sorge muthwillig entgegentritt. Raphael wurde am meisten vom Pfalzgrafen geärgert, denn dieser war ein abgesagter Verächter aller ritterlichen Übung, er sah alle bösen Folgen voraus. Die Frauen vergötterten den Pfalzgrafen, jede suchte ihn auf andre Weise zu gefallen, er aber war, wie es bei der nordischen Jugend in dem Alter sehr häufig, derb grob gegen alle und übte gern plumpe

Späße gegen sie aus, die ihnen aber nicht unangenehm waren.

Johannes entzog sich immer mehr aller geistigen Ausbildung und Betrachtung, er hatte sich in derselben zu der ungeheuersten Frevelthat der eignen Vergötterung hingetrieben gesehen, er trieb alle Gedanken und die frommen und gelehrten Männer der Zeit von sich, er spottete ihrer als Verführer der Menschen und duldete nur den Kirchengebrauch, von aller Untersuchung, von allen Gedanken bis zur Sinnlosigkeit entfernt, dieser sollte eine Lebenvertreibende unterwerfende Gewohnheit werden; was angebetet werde, wie nahe es dem Menschen trete, war ihm gleichgültig. Der Mensch auf dem höchsten Punkte des ihm möglichen Irrthums übersieht wie auf seinem höchsten Punkte der Wahrheit die ganze Welt, er fühlt sich zusammenhängend und vollständig und darum ist nichts täuschender als das wohlthuende Gefühl, daß nichts in uns mehr abweiche oder widerstrebe. Übrigens war er so milde gegen Verbrecher, so freigebig gegen Arme, daß ihn das Volk verehrte, ohne weitre Wunder von ihm zu verlangen. Zu dieser Freigebigkeit und zu der Pracht des Pfalzgrafen bedurfte er viel Geld, wo aber die gewöhnlichen Einnahmen nicht zureichten, da halfen die Kirchenschätze aus, welche bis dahin mit großer Treue bewahrt worden, die er aber durchaus nicht heiliger wie jedes andre Eigenthum achtete.

Die Freude an den ritterlichen Übungen des Pfalzgrafen und dessen Bitten hielten ihn tagelang in der Reitbahn zurück, endlich konnte er den Bitten Ludwigs nicht länger widerstehen und bestieg auch ein Pferd. Bald saß er so anständig und so fest, er nahm sich so gut aus, er fand die Bewegung so reizend, daß er dem Verlangen nicht widerstand, die Übungen mitzutreiben. Kaum konnte er fertig reiten, so lernte er vom Pfalzgrafen auch das Tyostiren und brach da manchen Speer. Das erste Aufsehen war bald überwunden, die Leidenschaft ward ansteckend und manche Messe wurde nicht gelesen, weil die Geistlichkeit an den empfangenen Stößen salbte. Die Fürstin Venus mischte damit ihre alte Mythologie und auf ihrer Bahn sah man die zwölf großen Götter statt der zwölf Karlshelden sich den Tyost theilen.

Der Pfalzgraf wollte auch dem Ehrgeize nicht entsagen, einen großen Buhurt in der Schloßbahn zu geben und so entschloß sich Johannes, ein großes Ausschreiben ergehen zu lassen, worin alle Kampflustige eingeladen wurden, um eine goldne Rose zu streiten, welche die Fürstin dem Sieger überreichen würde. Die Bahn ward zu diesem Buhurt mit Teppichen behängt, die sonst nur bei feierlichen Umgängen die Plätze verziert hatten, das Gerüst war mit den herrlichsten Frauen bedeckt, vor denen allen die Fürstin Venus mit ihrem heidnischen Hofstaat prangte. Johannes und Ludwig

hatten sich als Castor und Pollux geharnischt, ihre Helme mit großen goldnen Sternen glänzend, eben so ihre blauen Wappenröcke mit goldnen Sternen geziert, so erwarteten sie unter einem goldnen Baldachin die Ankunft kampflustiger Ritter.

Chrysoloras hatte sich diesmal durch seine medizinische Kenntniß nothwendig gemacht, er stand unter einem verdeckten Bogen mit stärkenden Mitteln für Ohnmächtige mit Beinschienen für zerbrochene Glieder, mit Schneppern zum Aderlassen der Pferde und Menschen, mit Salben für Beulen. Die hohen Geistlichen ließen sich die Ehre nicht nehmen, zuerst in die Schranken zu treten und sich zu versuchen, da war ein Geheul ihrer Köchinnen vor den Gittern, wenn sie im Anlaufe der beiden geschickten Ritter aus dem Sattel gehoben wurden oder die Speere durch die Fugen der Rüstungen schnitten, das Volk war aber im höchsten Taumel der Seligkeit, eine goldne Zeit schien ihm aufgegangen, es dachte an den heiligen Georg und an den heiligen Michael, als es seinen Papst so streitbar erblickte, das Heilige des Kampfes galt noch in der Zeit und das ganze Fest hatte in jener Zeit keine so ärgerliche Widersinnigkeit, als es der Nachwelt scheinen möchte. Johannes und Ludwig blieben in dem ganzen Streite unüberwunden, sei es, daß sie wirklich so geschickt waren, oder daß die Schmeichelei jede Niederlage vermied, schon sollten die Preise ausgetheilt wer-

den als noch ein fremder Ritter in die Schranken eingelassen zu werden begehrte. Sein silberner Harnisch, sein rother Waffenrock waren so prachtvoll, daß niemand das Helmabnehmen verlangte Ungeachtet Johannes schon dreißig Speere verstochen hatte, so rannte er doch noch gegen ihn, er traf das Schild des Ritters, jener aber die Seite des Papstes, der nach kurzem Schwanken herabfiel. Alle Diener sprangen ihm zu Hülfe, er aber, der die Entdeckung seines Geschlechts fürchtete, stellte sich ungeachtet heftiger Schmerzen sehr heiter, hinkte fort und schloß sich auf seinem Zimmer ein. Der Ritter hatte ein unedles Gelächter nach diesem Unfalle aufgeschlagen, man riß ihm den Helm ab und es zeigte sich das verruchte grinsende Antlitz des Spiegelglanz, der einige Zeit vorher der Haft entsprungen war, er schien nichts von sich zu wissen und faselte nur in allerlei dummen Späßen, als man ihm Vorwürfe machte, sagte er.

Spiegelglanz.

Adam brach das erste Gebot,
Doch vergabst du ihm lieber Gott,
Petrus hat die Seligkeit mit dir,
Der dich doch dreimal verleugnet hier,
Thomas war ein Zweifeler,
Democh vergabst du ihm Herr,
Paulus der that manch Leid
Zuvor in der Christenheit

Und kam doch zu deinen Gnaden
Wegen seiner Waden,
Matheus, der dem Zoll entrann,
Er setzte dir nur die Hälfte an,
Hat dich bestohlen und betrogen,
Du bliebst ihm doch gewogen.

Die Ritter wollten ihn schlagen, als sich ein andrer Ritter zu seinem Schutze vor den Schranken einfand, der noch prachtvoller gekleidet und gewaffnet, in schwarzem Sammtwaffenrock mit goldnen Kronen alle Aufmerksamkeit auf sich lenkte. Dennoch mußte er den Helm abnehmen, alle begrüßten mit Achtung Herzog Pandulph von Capua, der Spiegelglanz als seinen Ritter anerkannte und zu seinen Leuten zurückschickte. Der Pfalzgraf war sogleich bereit, ein Rennen mit dem Herzoge anzunehmen. Der erste Tyost vollendete sich nach ritterlicher Art, die Speere trafen auf die Schilde, die Schilde spalteten sich, beide blieben im Sattel, als sie aber neue Speere genommen und der Herzog den Jüngling mit rechtem Ungestüm anreiten sah, machte er den Tyost etwas lang, so daß sein Speer später eintraf, an dem Halse des Pfalzgrafen sich durch die Schienen drängte und ihn ververwundet zur Erde niederstreckte. Der Herzog ritt zur Fürstin und begehrte den Preis, sie gab ihm die goldne Rose ungern, aber sie hatte keinen Grund der Weigerung als daß er ein häßlicher Mann sei, worauf

es hier aber nicht ankam. Nachdem er diesen Preis in Empfang genommen, sagte er noch einige unbescheidne Spottreden gegen geistliche Turniere, setzte die Rose dem Spiegelglanz auf das närrische Haupt und ritt mit ihm und den Seinen ungehindert fort.

Das Mitleid hatte alle Frauen um den Pfalzgrafen versammelt, dessen Halswunde, nachdem ihm Helm und Harnisch abgenommen war, heftig blutete, der aber noch tiefer durch den verlornen sicheren Sieg gekränkt war, er biß die Zähne zusammen, kniff die Augen zu und wollte auf niemand hören und sehen. Chrysoloras untersuchte mit rechter Bosheit die Wunde und machte ihm so viel Schmerzen als er irgend vermochte, ja er bestrich sie schon bei diesem ersten Verband mit bezaubernden Mitteln, deren er von seinem Lebensvorgänger einen großen Vorrath geerbt hatte, diese sollten besonders dazu dienen, den Bezauberten nach jedem Orte hinzuziehen, wohin er verlangt ward, und bestanden in Präparaten aus Magnetstein und Turmalin, zusammengerieben mit der Wetterseite von alten Häusern.

Als Johannes die Nachricht von der Verwundung seines Lieblings erhielt, erhob er sich ungeachtet seiner Schmerzen von dem Lager und suchte ihn zu trösten. Dieser aber betete in blinder Wuth und gebrochenen Worten um Krieg gegen den verruchten Herzog, und Johannes, um ihn zu beruhigen, ver-

sprach ihm alles was er begehrte und gab, wiewohl nicht ohne einen geheimen Schauder, seine Befehle zur raschen Bewaffnung. Dadurch heiterte sich der Pfalzgraf auf und horchte dem Gesange, den die schönsten Frauen vor der Thüre seines Schlafzimmers anstimmten; nachdem das Außerordentliche der Begebenheit und das Gemeinschaftliche des Mitleidens ihnen alle Scheu genommen, und sie in das Heiligthum des päpstlichen Palastes unter Anführung der Fürstin Venus gedrungen waren, der Chrysoloras einen seltsamen Linderungstrank gemischt hatte für den verwundeten Pfalzgrafen.

Eine Stimme.

Nimm den Korb vom weißen Nacken,
Voll von saftgen Aprikosen.
Seht wie küssen duftge Rosen
Ihre glühend rothen Backen,
Recht wie feine Herrn vom Stande
Küssen Mädchen von dem Lande,
Die vom Sonnenbrande glühen
Und geschmückt zur Kirche ziehen.

Chor.

Aprikosen,
Laßt die Rosen,
Kühlet aller Wunden Schmerz
Unserm lieben kleinen Ritter
Ach wie focht er, ach wie litt er
In dem Kleid von schwerem Erz.

Erste Stimme.

Nimmer waren hier noch Frauen
In dem geistlich hohen Hause
Und der Pförtner sieht mit Grauen

Wie wir nach Gefallen hausen.
Setzt die Schalen auf die Tische
Mit dem Saft der Apfelsinen,
Um den Honigseim der Bienen,
Mit dem kühlen Saft zu mischen.

Chor.

Apfelsine,
Saft der Biene,
Kühle aller Wunden Gluth
Unserm lieben kleinen Ritter,
Ach wie focht er, ach wie litt er,
Er vergoß sein rothes Blut.

Eine Stimme.

Jungfrau knack mit weißen Zähnen
Diese grauen süßen Mandeln,
Rauher Männer süß Verwandeln,
Das gelingt der Frauen Thränen,
Diese weißen glatten Kerne,
Leg geordnet wie die Sterne
Unter dunkelen Rosinen,
Alles Süße soll ihm dienen.

Chor.

Alles Süße
Ihn begrüße,
Lindere der Wunden Qual
Unserm lieben kleinen Ritter,
Ach wie focht er, ach wie litt er,
Und nun lohne ihn ein Mahl.

Eine Stimme.

Diese zarten Ortolanen
Stellet auf das Kohlenbecken,
Alle Lust zum Essen wecken
Sie als Kranz des Goldfasanen,

Doch

Doch vor allem ist zu schauen
Diese Federnpracht des Pfauen,
Der in dreien hohen Kronen
Scheint zu brüten, scheint zu wohnen.

Chor.

Feuerwein,
Hell und rein,
Mischen wir in den Pokal
Unserm lieben kleinen Ritter,
Ach wie focht er, ach wie litt er,
Und er siegt das nächste Mal.

Johannes empfand bei diesem Liede eine bebende Sehnsucht, dem Pfalzgrafen sich zu entdecken, doch überwand er sich, öffnete die Thüre, sah niemand, denn die Frauen waren eilig geflüchtet, aber ein köstliches Mahl stand da bereitet auf einem Teppich, welches die bei dem jugendlichen Appetit sich selbst unbewußt mitten in ihrer Traurigkeit vermißt hatten. Beide erheiterten sich, der Pfalzgraf verschmähte aber nach seiner Gewohnheit den Wein, während er den Speisen nach er Anstrengung des Tages alle Ehre gönnte. Johannes, eingedenk der Süßigkeit des ersten Bechers, in welchem ihm die Liebe aufgegangen und Sehnsucht nach dem Getrennten, ergriff auch diesen zweiten mit Begeisterung. Aber anders war seine Wirkung. Während der Pfalzgraf in Schlaf versank und Wundfieber hatte, fühlte Johannes eine solche Sehnsucht in sich erwachen zur Rückkehr aus dem Leben, daß er sich umsonst an alles erinnerte, was er auf Erden liebte;

selbst der Pfalzgraf schien ihm nur ein wesenloser Schatten, ja sein eignes Wesen schien in eine nichtige Mannigfaltigkeit sich zu zerstreuen, die wie auf einer Spiegelfläche an seiner Seele vorübergleitete. Die Waffen lagen noch im Zimmer zerstreut von dem Rennen am Morgen, Johannes bewegte das prachtvolle Messer mit großer Lust bald über sich, bald über dem Haupte des Schlafenden, die Seligkeit des Todes glänzte ihm aus der sternenhellen Nacht entgegen und das Unbefriedigende des Lebens aus dem leeren Becher. Johannes sah mit einer Fülle unbestimmter Gefühle, die einander entgegenliefen, den Schlafenden, der in seligem Wiederschein des Todes leuchtete, sein Messer zuckte, da rauschte es wie ein Geschwader Reiter durch die Gassen, der Pfalzgraf wachte auf, in wunderbarer Bewegung zitterten die Wände, der Pokal stürzte nieder, das Messer aus der Hand des Johannes. Der Pfalzgraf hingegen voll kriegerischer Wildheit vergaß seine Wunde, ergriff das Messer und rief: „Dem Feinde entgegen du wackrer Degen.“ „Bete für uns, heiliger Papst,“ rief die gestörte Menge vor dem Schlosse, „der jüngste Tag ist nahe, wehe, wehe allen Sündern.“ Neue Stöße des Erdbebens, von denen die Mauern des Schlosses borsten, zerstreuten das Volk, der Pfalzgraf stach mit wilder Heftigkeit gegen die Erde, Johannes sah schweigend auf den Pfalzgrafen und dachte: Ich habe kein Gebet für die

Welt, ich habe nur einen Gedanken, daß der Tod uns gesellt. Da schlug die große Thüre der Kapelle auf, wo die Päpste seit Anbeginn ihre Hausandacht gefeiert hatten, er sah die Päpste alle, wie er sie aus ihren Bildern kennen gelernt hatte, sie saßen, wie sie einander folgten, in richtiger Ordnung und sangen das Veni creator spiritus, worauf der letztverstorbene Papst die Worte sprach: Hoc corpus est et hic est sanguis meus. Er zeigte das Heiligste, alle knieten und sangen: Benedictus praesens deus sis, ades nobis. Da kniete er mit den Anwesenden, und keiner war ihm fremd oder schauerlich, er sah keine Grenzen mehr zwischen göttlichem Leben und Seligkeit im Tode. Er beugte sich nieder zum Beten, aber ein Getöse umher machte daß er aufblickte, er sah die Kapelle voll blutiger verstümmelter Krieger, die ihre Wunden dem Herrn der Welt zeigten, und mit mächtigen Stimmen sangen:

Der Leichtsinn zu den Waffen ruft,
Hat zum Sturm uns fortgerissen,
In Schmerzen ging uns aus die Luft,
Doch der Leichtsinn, er hat kein Gewissen,
Er hört nur sich,
Er sieht nur sich,
Er wähnt sich Gott
Und hat die Welt zerrissen.

4.

Am andern Morgen war das Schloß in großer Unruhe, weder Johannes noch der Pfalzgraf eröffneten ihre Thüren, und keiner wagte nachzufragen, ob sie nach den Anstrengungen des vorigen Tages noch ruhen wollten, oder ob sie durch Krankheit verhindert seien aufzustehen. Raphael wagte es allein, an den Thüren laut zu rufen; davon erwachte Johannes und fand sich auf seinem Sitze in der Kapelle, wo er mit aufgelehntem Kopfe geschlafen hatte. Er taumelte auf, rief den Pfalzgrafen, erhielt keine Antwort, er suchte ihn in seinem Bette auf, aber es war leer, am Boden war Blut und die Stücken eines zerbrochenen Messers zerstreut. Johannes erinnerte sich allmählig erst der Nacht wieder, hatte er ihn wirklich umgebracht? Raphael rief immer ungeduldiger an der Thüre, weil er ein Unglück fürchtete, Johannes wagte nicht, die Thüre zu eröffnen, bis er den Verwundeten gefunden, aber vergebens, keine Stelle des Zimmers blieb unbeschaut, alles vergebens. Jetzt erbrach Raphael die Thüre. „Gelobt sei Gott, daß Ihr lebt, gnädger Herr!" rief Raphael. „Wo ist der Pfalzgraf?" fragte Johannes. Keiner hatte ihn gesehen, er war die Treppe durch die doppelte Reihe der Wachen gewiß nicht ungesehen gegangen. Johannes fragte nach dem Erdbeben, aber Niemand hatte etwas davon wahrgenommen, dagegen berichtete ein Wächter heimlich, er habe

Licht in der Kapelle gesehen, was immer den nahen Tod eines Papstes verkünde. Nach allen Seiten schickte Johannes Boten aus, den Pfalzgrafen aufzusuchen, alles vergebens. Es kamen Ritter, die sich zum bevorstehenden Feldzuge, den er am vorigen Abend hatte verkünden lassen, meldeten; er dankte für ihre Treue, gab aber seinen Wunsch nach Frieden zu erkennen. Die Reden des Papstes waren so verwirrt, daß es in der Stadt hieß, er habe seine geliebte Stephania, die unter dem Namen eines Pfalzgrafen bei ihm gelebt, beim Weine umgebracht. Waffenklirren war in der Nacht gehört worden, als wäre es in den Zimmern des Papstes gewesen. Die Boten kehrten ohne Nachricht heim, die Angst seines Herzens trieb ihn als es dunkel war ins Freie. Unbewußt ging er fort, bis er an dem kleinen Hause der alten Sabina unwillkührlich stille stand. Er sah durch das offene Fenster in das reinliche Zimmer. Sabina spann bei dem Feuer des Heerdes, ein Mädchen, das dem Pfalzgrafen ähnlich sah, saß eben so gekleidet ihr gegenüber, sie erzählte ein Mährchen.

Sabina.

Hör Kind, laß die Lampe stehn und sei geschickt,
Ich will dir erzählen, wie es einem Fischer geglückt,
Der Fischer war alt und hatte eine junge Frau,
Die war nicht fleißig und war auch nicht schlau,
So war der arme Fischer um alles gekommen,
Mit Müh hatt er ein Hüttchen am Flusse bekommen,

Das Hüttchen war alt wie der Fischer und schwach,
Er flickte umsonst das zerlöcherte Dach,
Immer klagte die Frau, sie liege so kalt,
Wie mußte er erst frieren, da er so alt.
Doch kam ihm kein Unmuth, er saß so geduldig
Mit seiner Angel, als wär er nichts schuldig,
Und durft doch sich nirgends mehr sehen lassen,
Sonst wollten ihn seine Schuldner erfassen.
So saß er an einem Sonntagmorgen
Und dankte zu Gott, daß die Leute ihm borgen,
Und zog in Gedanken die Angel heraus,
O Freude, da zappelt ein Fischchen zum Schmaus,
Ein Fischchen, als wär es von Silber und Gold,
Das hat er aus dem klaren Wasser geholt,
Der Fisch heißt Reinera, er kennt ihn noch nicht,
Er weiß es nicht, daß der Fisch auch spricht,
Daß er die Schiffe im Laufe kann halten
Und im Meere übet Teufelsgewalten,
Aber zu Lande verloren ist,
Denn da regiert unser Herr Jesu Christ.

Mit schaudernden Gefühle hörte er das Mährchen vom Wasserstaar in andrer Gestalt.

Sabina.

Der Fisch thut den Fischer nun freundlich bitten:
„Laß mich leben, ich wär nicht gern zerschnitten.“
„Ei,“ sagt der Fischer, „einen Fisch, der kann sprechen,
Möcht ich nimmermehr zerschneiden und zerstechen,

Und hab ich auch nichts zu essen im Haus,
Ich scheue mich doch, dich zu essen beim Schmaus."
Er machte den Fisch von der Angel los
Und warf ihn zurück, ob er gleich schön groß.
Nun sah der Fisch zum Wasser heraus
Und sprach: „Bedank mich, jetzt bitt dir was aus,
Ich geb dir alles, was du haben willst,
Damit du zum Lohne deine Wünsche stillst."
„Ei," sagte der Fischer, „mir fällt jetzt nichts ein,
Die Frau will ich fragen, was ihr Herz mag erfreuen." —

Mit welcher Hast griff das Weh der Erinnerung in Johannes Seele, und der Reim, durch den er so gewaltsam in seiner Kindesliebe vom Pfalzgrafen losgerissen war worden: „Mondschein, Mondschein überm Rhein, Mondschein in dem Rhein," begleitete als Herzschlag die Erzählung der Sabina, wie das Weib Papst und Gott werden will, und alles, wie er seit Jahren nicht bedacht, überfiel mit Grausen den horchenden Johannes; er sprang vom Fenster so hastig zurück, daß die gute Frau in der Meinung, es sei eine Eule im Gesträuch, eilig den Fensterladen schloß; — er aber ohne umzusehen lief den Berg hinan, voll Jammer als habe er alles verloren, selbst den Angelhaken, als sei alles schon vorbei.

Es giebt Tage, die den Menschen um die Vernunft bringen möchten, wenn er kein rechtes Vertrauen zu Gott hat; das Blut lief ihm heftig unter einan-

der, als er sich so früh gewarnt und so spät erst in seinem Elend belehrt fand; der Welt wollte er entfliehen und zurück zu den schwarzen Wipfeln, auf denen ihm einst so wohl und so heilig zu Muthe gewesen war. Es war zu spät, schon hatten ihn die Treiber des wilden Jägers überall umgangen, nicht unbeobachtet war er ausgegangen, und als er den Berg hinanstieg, umgab ihn eine Schaar von Frauen mit einem leise surrenden Getöne wie die Meermuschel am Sandufer, wenn die Fluth sinkt, und hatten ihn bald mit ihren Schlingen an Händen und Füßen gebunden. Er hatte keine Kraft zum Widerstande, gleichgültig ließ er sich in den Garten der Fürstin und in ihre Nähe führen. Sie saß auf einem Dreifuß in einer Höhle, unter ihr loderten Weihrauchflammen, sie achtete nicht der Eintretenden, sondern sah auf eine goldne Kugel, die in ihrer Hand sich bewegte. Die Frauen sprachen leise zu ihr, und auf einen Wink von ihr verließen sie die Höhle, und der Gebundene lehnte sich an eine Säule und fragte, was ihm alles das bedeute. Die Fürstin bewegte sich heftig und sprach dann leise, daß Johannes es kaum vernehmen konnte: „Du bist ein schwaches Weib, du sehnst dich nach des Jünglings holdem Leib, im Heiligthum der Ceres kannst du ihn wohl finden, doch werden deine Arme ihn nicht binden.“ Als Johannes das große Geheimniß seines Geschlechts, seine Liebe, alles verrathen sah, wie hätte er da der

Ehrfurcht gegen das Orakel sich erwehren können. Die Fürstin verließ ihn, nachdem sie betäubenden Weihrauch in die Gluth gestreut hatte. Johannes versank immer mehr in Betäubung, die Wände erbebten, seine Sinne verließen ihn. Als er aufwachte, fand er sich einsam in einem Gewölbe, das Licht strahlte von oben durch einen Rost zu ihm nieder, er hörte leise Gesänge, er sah sich im weiblichen Mantel verhüllt, über sein Haupt einen durchsichtigen Schleier. Er glaubte große Züge über sich im Schalle der Tritte zu erkennen, bald hörte er das Brüllen eines Stiers, dessen heißer Athem durch das Gitter ihn anwehte. Die Opferpriesterin durchstach mit dem Messer, nachdem der Stier gebunden, seine Hauptadern, daß das heiße Blut auf ihn herabfloß. Derselbe Abscheu gegen das Leben bemächtigte sich seiner in diesen Schrecken wie nach dem Trunke des Bechers in der Nacht, die Mauern drängten ihn, er suchte die Thüre, öffnete sie und fand sich in einem hellerleuchteten Kreise von Ringmauern, dessen Boden von einem reifen Kornfelde bedeckt war, zahlreiche Chöre sangen den Reichthum des Lebens, seine unerschöpfliche Freude, sie bewegten sich dabei wie die Gestirne langsam in gleicher Richtung, indem sie die Fürstin als Ceres begrüßen. Sie trat mit einem Stolze und mit einer Freude zu dem verschleierten vom Opfer blutigen Johannes, nannte ihn Proserpa, ihr geliebtes Kind, und beklagte sich

über die Schwüle des Sommers: „Wie ist der Tag so schwül, wie senken sich die Ähren in traurigem Gewühl, was kann dein Haupt beschweren, du vielgeliebtes Kind, noch tanz im leichten Wind.“ — Nach diesen Worten kamen zierliche Tänzerinnen und führten Johannes zu einem Reihentanz, in welchem er sich aus der Verzweiflung zu einer gewissen Vergessenheit erholte, wie sie den Jungfrauen in der Lust des Tanzes eigen. In dieser Vergessenheit hatte sich ihm unbemerkt ein bärtiger Mann auf schwarzem Wagen genähert, ergriff ihn so rasch, daß er sich nicht sträuben konnte, und trieb dann sein Gespann zu einem dunklen Ausgange, während die Gespielen jammerten und die Chöre sangen:

Die Erde hat das Kind verschlungen,
Der Mutter ist das Kind entsprungen,
Und wird nun frei wie Körner fallen
Aus Ähren, die gereifet wallen
In einem wilden Abendwind;
Ach Ceres, wo ist jetzt dein Kind?

Der Wagen führte ihn durch einen Weg voll unbestimmter Gestalten, die sich wie abgelöste Schatten von Menschen rings drängten zu einem Flusse, auf dessen dunklen Wellen ein Nachen von einem Greise langsam übergefahren wurde. Der Wagen aber fuhr durch das Wasser in eine Halle voll feuriger Erscheinungen und seltsamer Qualen. Aber sein Mitleid vertheilte sich zwischen so vielem, daß er keines Einzelnen

mehr denken konnte, als der Wagen schon wieder emporfuhr und aus derselben Pforte zu den klagenden Chören heimfuhr, wo der Entführer ihm einen grünen Schleier überwarf, ihn aus dem Wagen hob und durch die Pforte mit Wagen und Pferden sich fortflüchtete. Mit Freudenmelodie sangen die Chöre:

Sie kehrt zurück im grünen Kleide,
Die Mutter sieht in selger Freude
Sich und das Kind verwandelt stehn,
Ach Jungfrau wie ist dir geschehn,
Die neue Saat ist aufgegangen,
Von treuem Boden fest umfangen,
Und auf dem Stroh, da liegen Trauben
Und lassen süßen Saft sich rauben,
Der Erde ist Proserpina vermählt.
Den Bacchus hat die Ceres sich erwählt.

Ceres, die Fürstin trat jetzt liebkosend zu Johannes-Proserpina und sprach:

Seht, täglich kann mich Bacchus jetzt erfreuen,
Den ich in seltner Stunde sonst nur fand,
Er kann der Jugend holde Zeit erneuen,
In seiner Liebe dauernd gleichem Brand,
Wetteifern kann ich noch in Fruchtbarkeit
Mit meiner Tochter in der reichen Zeit;
Du Tochter hast es mannigfach empfunden,
Den Lebenshaß, der in dem Becher brennt,
Die Fülle und die Leere aller Stunden,
Was die Geschlechter wechselnd eint und trennt.

Ich Ceres lehrte da den Bau des Korns
Und endete die Zeit des Liebeszorns.
Nicht mehr bedarfs der Amazonen Waffen,
Das Weib zu schützen gegen flüchtge Lust,
Sie kann im Hause gleich dem Manne schaffen,
Er schützt das Kind an reicher Mutterbrust,
Denn wie nun Saat in Jahres Glauben glüht,
So ist die Eh im heilgen Kreis erblüht.

Die Chöre führten in jubelndem Gesange diese Lehre weiter aus, wie durch den Ackerbau die Ehe entstanden, wie der Genuß der wilden Lust des Weines dadurch zu gleichmäßiger Freude durch das ganze Jahr vertheilt sei, sie besangen die Vermählung der Ceres mit dem Bacchus, der Proserpina mit dem Pluto.

Nach dem Ende dieses Chors führte die Fürstin den neugeweihten Johannes in ein Seitenzimmer, damit er sich ausruhe. Johannes sank auf ein Ruhebett, doch als er ein wenig sich erholt, beschäftigte die neue Lehre alle seine Aufmerksamkeit, es that ihm unendlich weh, daß seine Liebe, die ihn ewig an den Pfalzgrafen mit allen Kräften, mit aller Lust kettete, dem Zwange der äußern Welt, den Bedingungen des Fortlebens in Saat und Ernte, ihre Dauer sollte zu danken haben, daß die Welt glauben könne, die Noth sei dauernder und mächtiger als die Liebe. Er brach endlich das Schweigen, indem er fragte:

Johannes.

So wissen jetzt die Frauen, daß ich kein Mann.

(Sie nimmt ihm die weiblichen Kleider ab.)

Fürstin.

Nein, niemand es auf Erden wissen kann
Als ich allein, mir hats der Gott vertraut,
Die Frauen meinen, daß du eine Braut
Vom Lande seist, die zum Geheimniß kommen,
Weil vor dem Hochzeitfeste ihr beklommen,
Dies war die Lüge, warum ich dich verschleiert
In unsre sieben Künst hab eingeweihet,
Sonst muß sich nackt die Neugeweihte zeigen,
Zum Zeichen wie sie aus dem Nichts entsteigen.

Johannes.

Und euer Alles will mir nicht genügen,
Die Liebe ist mir mehr als das Vergnügen,
Die Liebe scheint mir mächtiger als Noth,
Sie trotzt den Jahren, sie trotzet selbst dem Tod,
In ihr ist gar kein irdisches Vergehen,
Wie konnt ihr Bund mit leichter Saat entstehen,
Die Wind und Regen von dem Acker treibt,
Vergeht die Welt, die Liebe übrig bleibt,
Wie eine neue Sonne aller Wesen,
Wovon die Welt zu neuem Sein genesen.

Fürstin.

Dir scheint es so, du kennst die Sehnsucht nur,
Die unerfüllt vergeht wie die Natur

Und riesenhaft des Amors Bild dann steigert,
Doch solcher Hoffnung sich die Erde weigert,
Gar unbefriedigt dem Genuß zu leben,
Dies ist das Höchste, was wir hier erstreben,
Nur wie dies Streben alle Kräfte regt,
In Krieg und That die ganze Welt bewegt,
Das ist der tiefe Sinn vom Kriege zu Eleusis,
Uns dies der höhern Ordnungen Geheimniß.

Johannes.

Mir saget ihr das Gegentheil vom Frieden,
Der vor dem Ehestand die Welt gemieden.

Fürstin.

Du hast der ersten Weihung Heimlichkeit
Vernommen. Glaub nur nicht an die Erbärmlichkeit.
Sie ist nur denen gut, die nichts vertragen,
Die Abends ihren Männern alles wiedersagen,
In alter Zeit, da mocht es wichtig sein,
Die streitge Welt dem Ehestand zu weihn;
Der Ackerbau konnt die Bedingung leihn,
Proserpina war da ein Bild des Ehestands,
Der Saat, die sich vertraut der heilgen Treu des Lands.
Nachdem die Tochter mit der Erd verbunden,
Als neue Saat den Weg zum Licht gefunden,
Da schenkte Bacchus erst den höchsten Becher,
Der selge Sehnsucht füllt in alle Zecher,
Da spielten Lebenshaß und Liebesflammen
Zu Götterthaten schön vereint zusammen,

Und Ceres wird der höhern Weihung Bild,
Der Liebe, die so frei durch alle quillt
Und alle nährt und alle Thaten weckt,
Der Frauenliebe, die den Ritterstand entdeckt,
Die nimmer unterthänig ist dem Manne,
Die nicht gesetzlich steht in einem Banne,
Die frei der höchsten Ehre sich ertheilt,
Die nur im Thatenrufe wird ereilt,
Der Ehre, die aus nordischem Heidenthume
Das Christenthum erweckt zu neuem Ruhme,
Der Ehre, die vom Christenthum verschmäht,
Doch mit des Kreuzes heilger Fahne weht,
Die mit dem Christenwort der Liebe spielt
Und nach dem Zorne doch ganz heimlich zielt.

Johannes.

Wie aber kann die Liebe, die sich bindet,
Noch ehe sie das Herz des Manns ergründet,
Die von dem Blick, dem Wort so ganz regiert,
Nur eine Demuth in dem Herzen spürt,
Ihm ganz zu dienen mit des Lebens Freude,
Sich angelobt in einem heilgen Eide,
Wie kann sie außer sich noch anders denken,
Ob der Geliebte mag die Welt einst lenken.

Fürstin.

Darum ist auch die Ehre ein Betrug,
Für jede Frau, die in Begeistrung klug,

Betrügt sie den Betrug, so ist sie klüger
Und ihre Liebe ist der Preis vom Sieger,
Ja freie Liebe ist der Ehre Preis,
Gefahrvoll ist die Bahn und glatt wie Eis,
Nicht Liebe, die von Schönheit überwunden,
Nicht Liebe, die durch Wollust ist gebunden,
Nein Liebe, die aus freiem Urtheil schenkte,
Wo Thatenruhm die ernste Wage senkte;
Ich sag es aus, ich habe es durchschaut,
Auf Ehre wird ein neuer Glaub erbaut,
In dem das Christumthum sich einst verliert,
Der herrscht dereinst, der's diese Bahn geführt,
Sei du der Weltfürst, zeig im Römschen Glanze
Dich selbst der ganzen Welt im Ehrenkranze,
Setz Rifterehre auf den geistgen Thron,
Die Liebe unterwerf ihr selbst mit Hohn,
Gieb dich der Liebelei nicht selber hin,
Sie schwächt, sie blendet unsern innern Sinn,
In Thaten suche deiner Liebe Lohn,
So kämpft der Pfalzgraf auch für deinen Thron,
Was er gethan wird deiner Krone Strahl,
Dein Wort wird Fleisch, dein Wille scharfer Stahl,
Sein Schwert vernichtet was dir widersteht
Und einigt Völker, die dein Geist erhöht.

Johannes.

Unendlich weit liegt das von meinem Herzen,

Du

Du sprächst nicht so in meiner Sehnsucht Schmerzen,
Der Name schon mein heißes Blut bewegt,
Die lang verhaltne Flamme hoch aufschlägt.
Der Pfalzgraf? Sprich, wie kann ich ihn erstreiten,
Wo ist der Weg, der mich zu ihm kann leiten?
Verlang der Thaten schwerste heut von mir,
Nur schone sein, daß ihn kein Schmerz berühr,
O du weißt alles auf des Dreifuß Gluth,
Verkünde mir, wo ist das junge Blut,
Zu deinen Füßen sieh mich jammernd liegen.

Fürstin.

Ich weiß es nicht, ich könnte dich betrügen,
Doch was ich dir als Priesterin verkündet,
Das ist gewiß auch in der Welt begründet,
Du siehst ihn hier, doch ob er selbst erscheint,
Ob nur den geistgen Blick das Wort gemeint,
Das kann ich dir nur nach der Weihung sagen,
Denn meine Hand muß dich berührend weihen,
Den Sternen gleich dir höhere Kräfte leihen.

Johannes.

Ach meine Seele ist so dumpf gestimmt,
Daß sie von deinem Willen nichts vernimmt,
Wie kann ich ruhn in dieser Wechselfluth,
Die meine Adern füllt und leert mit Blut,
Ich soll ihn sehn, so hallts in meinen Ohren,
Da sagst von Näh und Ferne mir dem Thoren.

Ach säh ich ihn auf eines Berges Spitze,
Daß er ein Kind mir schien am fernen Sitze,
Was fragte ich danach, ich wär ihm nah
Mit meinem Glauben, daß er wieder da.

Fürstin.

In anderm Sinn hab ich das Wort gedacht,
Die Weihung hat dir manchen schon gebracht
Zu Fernen, wo kein menschlich Auge reicht,
Die ganze Körperwelt dem Geist entweicht,
Du siehst die Nähe nicht und siehst die Ferne,
Vergißt die Erde, lebst auf einem Sterne
Und freust dich der Bewohner Seltsamkeit.

Johannes.

Vielleicht ist mir der Pfalzgraf auch so weit;
Weh mir! O welche Leere nach der Fülle,
Kaum fühle ich, daß noch in mir ein Wille,
Wenn er schon fern von dieser grünen Erde,
Erlöse mich von zögernder Beschwerde.

Fürstin.

Ruh aus und suche dich mit Ernst zu fassen.

Johannes.

Ach ohne ihn muß ich das Leben hassen,
Du bist allwissend, bist für alle klug,
Weh mir, daß ich je Männerkleider trug,
Weh mir, daß ich zu hohen Ehren stieg,
So schmälger ists, daß ich in Gram erlieg.

Proserpina steht vor dem Geisterweg,
Ich geh ihm nach, wo alle ziehn hinweg.
Ich will ihm folgen, ihn gefangen nehmen,
In meinem Kusse soll er sich nicht schämen.
Was ich noch nie gethan. ich thu es jetzt,
Wie deine Lieb mein Herz mit Wonne letzt.

Fürstin (vor sich).

Sie schwärmt, es wirkt des Trankes Kraft jetzt nach,
Sie sinkt in Schlaf, jetzt eil ich, eh sie wach,
Die Hände in geheimen Schwung zu bringen,
Der alle Sterne mir zum Dienst muß zwingen,
Mag sie hell sehend jetzt mich auch erkennen,
Was hilft es ihr, sie muß mir dennoch gönnen
Die Übermacht, die ihren Willen zwingt,
Kein andres Mittel ihren Geist umschlingt,
Umsonst hab ich die Wollust ihr gezeigt,
Sie blieb mir innerlich stets abgeneigt,
Ein Zeitvertreib ward ich dem stolzen Kinde,
Und nur zerstörend reich ich ihr die Binde,
Die ihrer Flügel mächtge Schwingen lähmt,
Die meiner Liebe jenen Jüngling zähmt,
Der in den Fesseln mir noch stolz befiehlt,
Wie sie schon jetzt die mächtgen Zauber fühlt,
Ihr Aug wie todt, wie folgt die Hand dem Strich,
Durch ihres Herzens Grube sieht sie mich; —
Gewiß ist so der Blumen tiefes Schauen,
Wie sie auch ohne Aug der Sonn vertrauen,

Zu ihr die goldnen Häupter freudig wenden
Und neu erblühn in liebevollen Händen;
Gewiß ist so der Erze schimmernd Malen,
Wenn sie das eigne Bild zu uns hinstrahlen,
Sie fassen es in ihrem Auge auf,
Auch ihnen hat die Sonne einen Lauf.
Jetzt will ich ihr den goldnen Spiegel zeigen,
Ob sie mir schon bezwungen ist und eigen.

(Zu Johannes.)

Jetzt sage mir, welch Bild ist in dem Spiegel?

Johannes (im magnetischen Schlaf).

Ein Engelbild, doch ohne seine Flügel.

Fürstin.

Die Antwort ist mir fremd, ich muß doch sehen,
Was sie darunter eben mocht verstehen.

Johannes.

Ich seh ein böses hochbegabtes Weib
Und das bist du, jetzt bleibe mir vom Leib.

Fürstin.

Ist das mein Dank und doch sollst du mich küssen,
Du willst es nicht und dennoch sollst du müssen.

Johannes.

Ich küsse dich so wie ein heißes Eisen,
Die Jungfrau kann die Unschuld dran beweisen,
Wenn nicht die Gluth auf ihren Lippen brennt,
Weh mir, daß dich mein Herz so schrecklich kennt.

Fürstin.

Du sollst mich bald noch näher kennen lernen.

(Sie ruft.)

He Chrysoloras bring den Pfalzgraf her
Und auch ein Messer, das gespitzt und schwer.

(Zu Johannes.)

Nimm dieses Messer fest mit beiden Händen,
Du sollst heut des Geliebten Leben enden,
Wenn du vorher ihm streng geboten hast,
Daß er mich liebt und daß er dir verhaßt.

Johannes.

So Schreckliches ward nimmer mir geboten,
Wie sehnlich seh ich hin nach allen lieben Todten,
Die uns mitleidig hier umstehn und trauern.

Fürstin.

Noch ein solch Wort, so kann ich hier nicht dauern,
Es wird der Athem mir gewitterschwer,
Zum Glück tritt der geliebte Knabe her.

(Der Pfalzgraf tritt gebunden mit Chrysoloras ein.)

Pfalzgraf

O endet endlich die Gefangenschaft,
Ich brenne auf in meiner eignen Kraft,
Wie habet ihr mein Zutraun so mißbraucht,
Wie habet ihr in Trübsinn mich gebraucht,
O wär ich unterm Dolch des Freunds gefallen,
So könnte ich doch jetzt mit Geistern wallen.

Fürstin.

In meiner Liebe wirst du wieder frei,
O schwör mir heilige Rittertreu
Und zieh zu meiner Ehr durch alle Lande.

Pfalzgraf.

Das wäre meinem Herzen eine Schande,
In feigem Zwang sollt ich die Ehre suchen,
Nie lieb ich euch, ich möchte euch verfluchen.

Fürstin.

Du schwärmst, der Schönheit seis verziehen heut,
Doch hör den Freund, er endet unsern Streit.

Pfalzgraf.

Du hier mein Freund, o laß dich heut umarmen.
Ein Messer zeigst du, hast noch kein Erbarmen?

Johannes.

Du sollst die Fürstin lieben und mich hassen,
Sonst mußt du mich auf ewge Zeit verlassen.

Pfalzgraf.

Das spricht dein Mund, so kann mein Freund nicht rathen,
Dem Mund entkeimen dieser Fürstin Saaten,
Verläumdung hat mein Herz von mir gewendet.

Fürstin.

Wenn er nicht folgt, sei sein Geschick beendet,
Durchbohre ihn mit deinem scharfen Stahl.

Johannes.

Ich tödte dich in meiner höchsten Qual.

Pfalzgraf.

Seit Ehr und Freund an einem Tag verloren,
Ist dieser Leib mir schwere Last;
Die Nacht ist schwarz, dem Licht war ich geboren,
Dies argwohnvolle Leben ist mir ganz verhaßt.

Indem Johannes nach ihm stach, entriß ihn die Fürstin der Gewalt, daß er nur leise gestreift wurde.

Fürstin.

Ich bin so grausam nicht wie deine Freunde sind,
Du spottest mein, doch lieb ich dich mein Kind,
Jetzt siehst du doch, daß es ihm Ernst gewesen,
Von einem Rausch wär er jetzt lang genesen.

Pfalzgraf.

Ich fliehe fort und kann es noch nicht glauben,
Daß mir mein Freund das Leben wollte rauben;
Dies Leben, das so tausendmal ihm eigen,
Sich nur in seinem Dienste sollte neigen,
Es ist als ob ein fremder Zaubergeist
Den armen Freund an Höllenketten schweist.

(ab.)

Fürstin.

Die Liebe macht oft ahnend, nicht gescheit,
Was denkst du mein Johannes von der Zeit,
Was dir geschieht und was der Pfalzgraf meint,
Obs nicht als Widerspruch auch dir erscheint.

Johannes.

Wie Ketten, die in Höllengluth verbunden,
So schau auch ich in unsrer Zeit die Bösen,
Die Guten sind von ihnen ganz geschunden
Und keiner kann den anderen erlösen,
Und keiner kann den anderen verstehen,
Verzweifelnd müssen sie zu Grunde gehen.

Fürstin.

Warum? Woher in Guten dieser Zweifel?

Johannes.

Viel Götter giebt es und nur einen Teufel.

Fürstin.

Nicht ohne Scharfsinn ist der Spruch gedacht,
Der Bösen Einheit sie so schrecklich macht,
Darum ists groß auf allen bösen Wegen
Gleich mir des Guten reichen Samen legen,
Die Bösen strafen in der eignen Kraft,
Die nebenher auch mir Vergnügen schafft,
Ich spiel mit ihr und kenn die Katzenpfoten,
Ich zwang sie oft, sie hat mir nie geboten,
Und Chrysoloras selbst ist mir gezwungen
Und muß mir unterrichten meine Jungen;
Nicht wahr ich bin ein halber Gott, Johannes,
Daß ich mich so bemächtigt dieses Mannes.

Johannes.

Wiss', jeder Böse ist ein ganzer Teufel,
Und noch kein Guter war ein halber Gott,

Da zeiget sich ein neuer Glaubenszweifel,
Umschlingt uns mit verführerischem Spott,
Viel Götter würden einen Teufel zwingen,
Doch will es allen Guten nicht gelingen.

Fürstin.

Warum? Woher in Guten dieser Zweifel?

Johannes.

Ein Gott nur lebt und viele, viele Teufel.

Fürstin.

Fast ahne ich, du rechnest mich zur Schaar,
Die einst bei Gott in seinem Himmel war.

Johannes.

So weit hinauf kann denkend ich nicht dringen,
Mir ist, als ob am End der Welt wir gingen,
Da schwindelt mir, wo ich den Fuß soll setzen,
Denn säh ich ihn, so wärs ein leeres Schwätzen
Vom End der Welt, und find ich keinen Platz,
So bin ich nichts durch diesen einen Satz.

Fürstin.

Nun wirst du dumm, jetzt thue, was sich schickt,
Lies, unterzeichne, Siegel beigedrückt,
Frisch, schnell, besinnen darfst du dich hier nicht.

Johannes.

Ich weiß doch nicht, wer in dem Briefe spricht,
Denn der Johannes nimmer dies gebot,
Ach wäre mir der Kopf nur nicht so todt! —

Hier send ich Raphael zu König Otto hin,
Daß er bezwing den kriegerischen Sinn
Der Italiener mit den deutschen Schaaren,
Italien wird dabei nicht besser fahren; —
Hier sage ich, daß ich nicht recht bei Trost,
Es wühl in mir ein heftger Fieberfrost,
Der Fürstin sei die Pflege anvertraut
Des schwachen Leibes, bis ihn neu erbaut
Die Medizin des Arztes Chrysoloras, —
Er soll entscheiden, wo hier Ernst, wo Spaß
In meinen Reden; — wo ich träumend rede.
Der Brief verkündiget den Fürsten Fehde;
Und dieser giebt mir gar ein Elternpaar,
Das in der Seele so verhaßt mir war! —
Marozia sollt meine Mutter sein?
Das wäre doch von dem Geschick nicht fein,
Raphaels Vater sei der meine? — welche Lüge,
Trag ich den kleinsten seiner schwachen Züge?
Spricht nur ein Wort zu ihm aus meinem Herzen,
Wie kann ich doch mit mir so schrecklich scherzen.

(Er unterzeichnet und besiegelt.)

Fürstin.

Und dennoch werden sie es beide glauben,
Ein Feind thät ihren Sohn früh ihnen rauben,
Er wär in gleichem Alter jetzt mit dir,
Und du stehst jetzt in höchsten Ehren hier;

Es schmeichelt ihnen, daß ihr Sohn du bist,
Und Raphael, der widersprach der List,
Wird jetzt entfernt zu fernem deutschen Land,
Wohin zu mächtgen Höfen er gesandt,
Der für dich eine Kaiserkrone liebt,
Indeß Marozia das Volk dir übergiebt;
Wer hindert dann, Italien zu gewinnen,
Die Zeit ist reif, es gilt hier kein Besinnen.
Der Morgen graut, ich muß dich niedersenden
Zum hohen Schloß, eh meine Kräfte enden,
Komm Chrysoloras, führ den Papst nach Hause,
Doch schnell, damit die Kraft ihm nicht verbrause,
Hier ist der Schlüssel zur geheimen Thür,
Wodurch der Pflalzgraf floh und kam zu mir,
Als ihn Johannes in der Nacht bedroht.

Johannes.

Da sehe ich den Anfang meiner Noth,
Und kann es jetzt doch gar nicht mehr begreifen,
Wie weit ich von der Wahrheit konnt abschweifen.

(Chrysoloras kommt.)

Chrysoloras.

Verwundre dich ein andermal, jetzt fort,
Ich wollt, wir wären schon am sichern Ort.

Johannes folgte dem Chrysoloras wie der Fürstin, denn beide hatten durch den magnetischen Schwung gleiche Gewalt über seinen Willen gewonnen; er ging

wie ein Wachender die gewohnten Wege zum Schloß hinaus und den Berg hinunter, doch sprach er nicht mehr, als Chrysoloras ihn anredete. Die Fürstin sah ihm einige Zeit nach, dann wurde sie von dem Schlafe im Fenster überwältigt. Johannes war in diesem Augenblicke an derselben Stelle, wo ihm der Goldschmid, als er vom Berge herabkam, den ersten Liebesbecher reichte, er sank an dem Sitze vor dem verschlossenen Hause jetzt einschlafend nieder, und kein Rütteln des Chrysoloras vermochte es, ihn wieder emporzubringen. Chrysoloras empfand einige Besorgniß, er war allein und fürchtete sein Erwachen aus dem magnetischen Schlafe, wenn er wieder zu halbem Willen gekommen, deswegen eilte er nach dem päpstlichen Schlosse, um eine Sänfte und Wachen zu holen, und überließ ihn inzwischen seinem Geschick.

Johannes erwachte sehr bald, aber in einer Ermattung, daß er sich kaum aus der unbequemen Krümmung herausheben konnte, in welche er einschlafend gesunken. Wie er an diesen Ort gekommen aus dem Gemache der Fürstin, wo sie ihm von der Vermählung der Ceres und des Bacchus erzählt hatte, konnte er nicht begreifen, aber es kümmerte ihn auch in seiner Schwäche wenig, er lebte nur mit den Augen in der Welt und beschaute, was ihn umgab.

Die Ernten durchkreuzen sich eigen in Italien; die Trauben, welche an Ölbäumen häufig empor-

ranken, werden früh gelesen, oft gleichzeitig mit dem Korn, das zwischen den Bäumen wächst; so fällt Ernte und Weinlese, ihre Lust und Arbeit zusammen, und Johannes sah im Aufhellen des Morgens scheinbar eine Fortsetzung des geheimen Festes von der Vermählung der Ceres mit dem Bacchus. Was dazwischen lag, wie er im Hellsehen den Pfalzgrafen gesprochen, wie er die Fürstin in ihrem Verrath erkannt, welche Schriften er unterzeichnet, das alles war ihm wie ein Traum entfallen. Nur die Vorstellung der Eleusinien beschäftigte ihn, die uralten Scherze der italienischen Landleute, ihr Bacchusrufen, da sie doch von keinem Bacchus mehr wußten, wie sie einen nackten Knaben zum Eintreten der Trauben in die Butten stellten, wie ihre gefleckten Hunde, den Leoparden ähnlich, den verspritzenden Saft leckten, wie die Schnitterinnen junge Rehe im Korn fingen, dabei das Tamburin schlugen, die Ländlichbewaffneten gegen jeden feindlichen Überfall, alles erinnerte ihn an die alte Religion des Bacchus, und das Christenthum schien nur ein äußerer Schein der Leute in den Städten zu sein, eine Schulweisheit, die nicht ins Leben eingedrungen.

Da trat ein alter Geistlicher, der Einsiedler vom Berge, den Weg einher nach der Stadt, ein Reh mit buntem Bande ging vor ihm her, er trug in beiden Händen sorgsam ein gefülltes Kelchglas, die Gabe ei-

nes beglückten Winzers. Er schien in ernster Betrachtung; dennoch ging er nicht gleichgültig an dem blassen sehr erschöpften Johannes vorüber, sondern grüßte ihn freundlich.

Geistlicher.

Gelobt sei Gott, Ihr scheinet krank zu sein,
Ich biet zur Stärkung Euch den Becher Wein.

Johannes.

Ich dank Euch Herr, mir schaudert bei dem Wein,
Ich trank zu viel, das macht mir schwere Pein.

Geistlicher.

Das war nicht recht, den heilgen Gnadenwein
Soll man mit Andacht und Gebet nur trinken,
Doch kenn ich junge Leute — wo Gläser winken,
Da mögen sie sich gern in böser Lust erhitzen,
Doch lieber Freund, da kann der Wein nicht nützen,
Da treibt der Teufel gleich sein arges Spiel.

Johannes.

So trank ich ohne Segen, doch nicht viel,
Ich wollt, es gäbe keinen Wein auf Erden
Und auch kein Korn, wir nährten uns von Heerden,
Da möchte Gottes Segen wiederkehren,
Doch Ceres, Bacchus, alle Welt verzehren.

Geistlicher.

Nicht doch mein Sohn, du bist schlecht unterrichtet,
Wer hat so bösen Traum dir aufgedichtet?

Im Erntesegen liegt so hoher Sinn,
Ich sehe betend auf die Hügel hin,
Mir ist, als ob ein Engel sich verkünde
Im Morgenlicht, daß ich davor erblinde.

Johannes.

O sagt mir mehr, es wird mein Herz mir neu,
Verkündet mir wo Gottes Segen sei,
Mir ist, als ob der Zufall sei der Meister,
Er mischt den Körper und er mischt die Geister,
Und Geist und Körper sind dasselbe Wesen
Das Wohlsein hofft und nirgend kann genesen,
Das Körper greift, wenn es den Geist will fassen,
Zu Geist verflüchtigt, wo die Körper passen,
Ein Wahrheitfinden, wo es täuschen will,
Und leere Täuschung in der Wahrheit Hüll,
Ein ewges Deuten und nichts offenbar,
Das Denken nichts als Kreislauf mit dem Jahr,
Ein Blühen, das unendlich viel verspricht,
Und Frucht, die Halme braucht und Äste bricht.

Geistlicher.

An goldnen Saaten trägt so schwer die Erde,
Die Früchte senken wohl den schwachen Ast,
Das Gras versteckt die wollenschwere Heerde,
Die Erde trägt doch gern des Reichthums Last,
Weil sich der Mensch im Reichthum ihrer freut,
Und sie dem ewgen Geist erkennend weiht.

Ihm schuf sie Gott, sie sinnend anzubauen,

Er soll veredlen jeder Thiere Art,
Die Saat erzieht den Menschen zum Vertrauen,
Daß er mit Glauben seiner Ernte wart,
So ist des Körpers und des Geistes Band,
Sie stiegen beide einst aus Gottes Hand.

Doch wenn sie beide streitig sich entzweien,
Wer wird vermitteln diesen innern Krieg,
Wer wird die Sprache jetzt schon beiden leihen,
Daß in Vermittelung des Friedens Sieg.
Die Nacht verschwebet wie Morgensturm im Baum,
Die Blätter stillen sich im Sonnentraum.

Es schwebt ein Glanz hoch überm Gold der Ähren,
Sie tauchen nickend in den Segen ein,
Ein Engel weint die hellen Freudenzähren,
Es glänzt die Flur von milden Thaues Schein,
Die Hirten lächeln träumend still hinein,
Sie wissen nicht, wie nah der Herr mag sein.

Dem Engel geht ein Lamm so still zur Seite,
Das trägt ein Kreuz und blickt zu allen mild;
Die Schäflein sehen auf, was das bedeute,
Sie freun sich an des Lammes lieblich Bild,
Die Menschen ahnen träumend, wer es sei;
Der Herr ist nah, erwache Feldgeschrei.

Es naht der Herr in dieses Tages Frühe,
Im Erntesegen naht uns heut der Herr,
Er lohnet uns Vertrauen, Liebe, Mühe,
Er giebt sich selbst für uns, so lohnet Er.

Die Vögel fliegen jubelnd aus dem Nest,
Wir danken Gott im reichen Erntefest.

Ist goldne Zeit der Ernte erst gekommen,
Die jubelnd froh den Waizenwagen lenkt,
Dann wird auch bald der fromme Sang vernommen
Und wird im Brod des Herren Leib geschenkt,
Mit Weinlaub schließet sich der Erntekranz,
Des Herren Blut verkündet Traubenglanz.

Hat euch der Herr im Reichthum sich verkündet,
In seiner Ernten schöner Mannigfalt,
Verkündet ihn den Armen und begründet
In freien Gaben göttliche Gewalt;
Dem Schwachen schenkt den Wein zur letzten Gab,
Der Weinstock ist des Pilgers Wanderstab.

Der Wanderstab zu jenem lichten Bogen,
Der sich im Traume über uns erschloß,
Zu jenem Himmel, dem wir sind erzogen,
Wofür der Herr sein treues Blut vergoß,
Gedenk des Herrn bei jedem Becher Wein,
So kehrt der Herr im Geiste bei dir ein.

Der Geistliche erhob das mit rothem Wein gefüllte Kelchglas, die aufgehende Sonne schien daraus hervorzuschweben, Johannes fühlte sich durchdrungen von des Einsiedlers Glauben und sprach, indem er niederkniete:

Johannes.

Jetzt fühl ich, Sonne, daß du mir ein Zeichen bist,
Das Allerheiligste in dir erschienen ist,

Du scheinst wohl über Land und Meer so klar,
Dem Gläubgen zeigst du nur, was recht und wahr,
Er kennet keinen Zufall in der Welt,
Daß du dich übern Kelch so hell gestellt,
Das ist ein Wunder seines innern Lebens,
O Herr, o Herr, so strebt ich nicht vergebens,
In dir soll ich dereinst noch Gnade finden,
Du willst mich aller Schuld dereinst entbinden.

In dieser gläubigen Gesinnung wollte ihm der Geistliche den Kelch reichen, da trat Chrysoloras mit einem prachtvollen Tragebette und der Wache hinzu, der Geistliche wurde fortgedrängt, Johannes war zu schwach zum Widerstehen, er wurde auf das Tragebett gelegt und stillschweigend unter dem Jammer des Volks: „Unser schöner Papst ist krank!“ in das Schloß und auf sein Zimmer getragen.

5.

Johannes kam in heftigem Fieber nach dem Schlosse zurück, immer unerklärlicher wurde es ihm, wie er aus dem Schlosse der Fürstin nach dem Berge versetzt worden, am unerklärlichsten, wie Chrysoloras es wage zu ihm zu kommen und sogar die Fürstin ganz unbefangen in dem heilig keuschen Schlosse, als es später geworden, sich einfand, sein Jammer aber war die Furcht vor beiden, wovon er bis dahin keine Ahnung gehabt; er wagte es nicht, ihnen den Eintritt

zu versagen, so unangenehm sie ihm waren, ja seinen Unmuth ihnen auszudrücken, nach der Ursach ihrer Anwesenheit zu fragen, fühlte er sich zu schwach, die Augen der Fürstin drängten jeden aufwallenden Unmuth zurück, ihr Wille konnte ihn einschläfern.

Die unterzeichneten Befehle hatten inzwischen ihre Bestimmung erfüllt, Raphael war wegen der Krankheit nicht vorgelassen und ohne Abschied eilig zum König Otto nach Deutschland abgereist, seine kriegerische Hülfe gegen die italienischen Fürsten zu erflehen; er fand sich durch den Auftrag hoch geehrt und wurde darum beneidet. Nach seiner Abreise hatte auch Marozia die Nachricht von dem wiedergefundnen Sohne erhalten, daß es Johannes sei, ihr Sohn beherrschte die Christenheit wie sie Rom; — dieser Triumph hemmte jeden Zweifel, sie hätten sich nichts Froheres erlügen können. Ihrem alten Raphael ließ sie keine Zeit, sich zu rüsten, doch hielt sie sich unterweges erzählend, denn sie war die beste Erzählerin Roms, so lange auf, daß sie sich am Schlosse mit ihm begegnete und daß sie zusammen den verwunderten Johannes mit ihren Liebkosungen überhäuften, der es nur auf Befehl der Fürstin eingestand, er sei wirklich ihr Sohn, er habe es jetzt erst vernommen und sein Herz sei von Freuden erfüllt. Marozia ließ jetzt Niemand mehr zu Worte, sie erzählte, wie unruhig es bei seiner Geburt zugegangen, was jeder gesagt, wie jeder gekleidet gewesen;

zuletzt kam sie auf seine Krankheit und sagte ihm auf den Kopf zu, er lebe zu keusch, dies sei sein Übel. Und diese Frau beherrschte Rom? Weil sie gemein, aber vollständig gemein war und deswegen keine nothwendige Ansicht der Dinge, keinen Wunsch der Noth und Gemeinheit übersah; dies aber bedarf jeder, der den Anfang einer freien Volksverfassung leiten will; — darin lag außer ihrem Reichthum ihre Gewalt, die von der Gewohnheit jetzt fester als je begründet war und gegen die aller Geist der Fürstin nichts vermochte, weil das Vergnügen und der Überdruß sie den wechselnden Leidenschaften hingab, welche ihr das allgemeine Zutrauen entrissen. Die Römer strebten damals sehr ernstlich nach alter freier Verfassung, ihr Widerstand gegen Päpste und Kaiser, die Feststellung ihrer Staatsverfassung gab vielleicht den ersten Anstoß der großen Wellenbewegung, welche im Freiheitsstreben der Städte Deutschlands und Italiens eine neue Bildung über Europa führte. Wenn es uns erlaubt ist, zuweilen das große Leben der Welt zu ahnen, warum sollten wir das Verderbniß, die Schwäche der Päpste jener Zeit nicht eben darum nothwendig glauben, um diese ersten Regungen freier Zeit vor jeder Hinderung zu schützen. In der ersten Unterredung wurde dieses Älternpaar dem armen Johannes schon zum Gräuel, er haßte und verachtete sich selbst, daß er in solcher Schande seinen Ursprung genommen, aber er durfte

sich auch alles gegen sie erlauben, seine Umgebung erhielt durch Marozia das Ansehen einer Narrenmaskerade, nichts kränkte sie, alle Diener zog sie in das Gespräch, ihr gehorchten bald alle, und Johannes wünschte mit Sehnsucht den Augenblick, wo er mit der Fürstin, die sein pflegte, allein sein konnte, gegen die Mutter schien sie ein verwilderter Engel, ein höheres Wesen. Auch dieser Augenblick der Erlösung kam, denn Marozia hatte unzähligen Menschen noch zu erzählen; nun fragte Johannes nach Raphael; — die Fürstin zeigte ihm seinen eignen Befehl, der ihn nach Deutschland sendete. Erst da begann seine tiefste Trauer; vorher hatte er das Zutrauen zu seinem Muthe verloren, jetzt glaubte er sich wahnsinnig, und flehte die umgebenden Menschen an, ihn nicht zu verlassen, sie möchten ihm rathen, sein Gedächtniß sei für ganze Begebenheiten eingestürzt, und für vieles sei in ihm kein Übergang. Nicht weiter verlangte ihn die Fürstin, er that ihr leid, sie suchte ihn von der quälenden Beobachtung seiner selbst, ob er nicht jeden Augenblick in Raserei versinke, dadurch zu befreien, daß sie recht viel vom Pfalzgrafen sprach, wohin er entflohen; das wirkte, und Johannes unterschrieb in Trübsinn und Zerstreuung alle Befehle zur Einleitung des Krieges gegen Pandulph; ihr Wille bestimmte ihn ganz. So vergingen mehrere Tage. Johannes wurde immer ungeduldiger, das Bett hielt ihn nicht. „Ach,“ seufzte

er, „die dunkle Nacht, sie könnte mir entziehen, wonach die Sinne aller Welt sich mühen, ich möchte wüthen gegen ihn in Güten, beschämen möcht ich ihn und Kampf ihm bieten und fangen mit den Waffen in der Hand, und ihn zum Herren machen übers Land." Darauf antwortete die Fürstin mit Wohlgefallen, daß ihre Lehre schon fruchte: „So recht, in aller Liebe höchster Freude gedenk ich stets an Thaten recht mit Neide, daß ich die Zeit nicht besser brauchen kann, erzwing die Lieb, du wirst ein ganzer Mann. Sieh her, wie ziehen lustig dort die Krieger, bald kehren sie als hochbekränzte Sieger, es dehnt sich deine Macht, die goldne Rose des Grafen fällt mit dem Schlachtenloose, sie will auf blutgem Feld gebrochen sein, hör wie die muthgen Herzen scherzend schrein." — Der Reiterhaufe, welcher gegen die italienischen Fürsten auszog, sammelte sich jetzt fröhlich vor dem Schlosse und erhielt seinen Sold, der ohne des Johannes Wissen auf Befehl der Fürstin aus dem Verkauf von Kirchengeräthen zusammengebracht war; Johannes hatte in Trübsinn viele solche Befehle unterzeichnet. Es that ihm doch wohl, daß die Leute lustig sangen, er hörte ihnen zu:

Reiter.

Wir geistliche Ritter sind wohlgenährt,
Und keiner fürchtet sich vor seinem Pferd,
Wir fürchten nicht Regen, wir fürchten nicht Wind,
Weil wir mit warmer Rüstung versehen sind,

Wir fürchten auch nicht, das Blut zu sehn,
Weil uns die Feinde all aus dem Wege gehn,
Wir fürchten nicht den Raub und nicht den Tod,
Weil dafür der Papst das Weihwasser bot,
Das christliche Kreuz ist unser Speer,
So zieht in die Schlacht das päpstliche Heer.

Johannes.

Ein frischer Ton, der aus den Kehlen dringet,
Doch ängstigt mich der Spielmann, der sie zwinget
In seine Melodie.

Fürstin.

Ich seh ihn nicht.

Johannes.

Du siehest nicht den langen dürren Wicht?
Auf Knochen bläst er, selber ein Gerippe,
Auf seinem Rücken hängt die scharfe Hippe.

Fürstin.

Du träumst.

Johannes.

So siehst du auch den andern nicht,
Der rings in alle Ohren freundlich spricht,
Er ist geschwärzt, trägt Hörner, Pferdefüß,
Dem einen Ehr, dem andern Gold verhieß.

Fürstin.

Ich bitte, nimm doch von dem kühlen Trank,
Erfrische dich, dein Träumen macht mir bang.
Nimm Pfeil und Bogen, wie du sonst gethan,
Eh du gestiegen auf so hohe Bahn,

Und statt nach einem Ziel, schieß nach dem Wild,
Es ist das Ziel der Pfeile, weil es mild
Und Niemand schaden will; so bist du auch
Gequält von diesem trüben Geisterrauch,
Weil du mit frischem Willen nicht wirst böse,
Von dieser Sanftmuth dich die Jagd erlöse.
Nun geh und komme nicht zu spät zurück.

Johannes folgte ihrem Befehl und ging in unscheinbarem Kleid auf die Jagd, aber seine Gedanken an den Pfalzgrafen waren das Gewild, dem er auf allen Wegen nachspürte, und es war ihm dazu auf den Feldern und in den Wäldern mehr Anlaß und Ruh als im Schloß; so behagte ihm die Jagd und versenkte ihn immer tiefer in seinen Träumereien. Überall sah er jetzt Gestalten; alte römische Helden, die am Weg begraben, sahen mitleidig zu ihm hin aus ihren Leichensteinen, in den Gewässern beklagten sein Schicksal schöne Frauen mit grünen Augen, aus den Wipfeln der Bäume riefen andre zu ihm, bei einem verfallenen Amphitheater kämpften zu seiner Freude unzählige Sklavenseelen, aber das alles schreckte und erfreute ihn nicht. Nur in einer zerstörten Burg fand er seltsames Behagen, da saß Melancholia mit mehreren Kindern an einem verfallenen und doch noch lustig emporsteigenden Springbrunnen; sie sagte ihm kein Wort, sondern weinte mit ihm, die Kinder aber spielten mit ihm und brachten spielend Spange und Ring,

die er einst dem Pfalzgrafen geschenkt hatte, dieser aber hatte sie auf der Flucht aus dem Schlosse in der Nacht umherirrend hier wie Sklavenketten von sich geworfen. Johannes meinte, als er die geliebten Zeichen wiedersah, der Freund sei nahe und sende sie ihm, er rief ihn und meinte seine Stimme zu hören, es war aber der Wiederhall an den verfallenen Mauern. Die Sonne sank in glühenden Goldstaub, Niemand kam, es tönte der Fürstin Wille wieder in seinen Ohren: „Komm nicht zu spät zurück,“ er wollte von der guten Frau, die mit ihm geweint, Abschied nehmen, aber sie war verschwunden; da sang er, indem er die Mauern noch recht betrachtete, während die Kinder ihm Spange sammt dem Ring zum Geschenk reichten:

Nun ade du altes Schloß,
Das da über mir gehangen,
All mein Hoffen und Verlangen
War auch nur ein Wolkenschloß.
Nun ade ihr ewgen Quellen,
Die ich weinend angesehen,
Die da springend sich erhellen,
Wenn der Pfalzgraf her wird gehen,
Höret nicht zu fließen auf,
Denn die Welt hat ihren Lauf.

Nun ade du Berg und Thal,
Die um Waldes Lieblichkeiten
Ihre Felsenarme breiten,
Ihr seid doch wie überall.
Nun ade ihr Kindlein kleine,

Euch alleine will ich grüßen,
Für die Gaben laßt euch küssen,
Ach ihr wißt nicht meine Qual,
Seid wie frisches Grün im Thal.

Nun ade du Einsamkeit,
Die in ihren Mutterarmen
Sehnlich trug ein tief Erbarmen,
Mich zu trösten war bereit,
Aber gar nichts konnt ersinnen
Und mit mir fing an zu weinen,
Um in Tropfen zu zerrinnen,
Was sind Tropfen in dem Meer,
Bin noch nicht an Thränen leer.

6.

Seit diesem Tage spielte Johannes mit der Spange und dem Ringe in der Gesinnung, wie Kinder in ihrem Unverstande manchem kleinen Geräth von unscheinbarer Art ihre Liebe zuwenden, die sie den Menschen noch nicht auszudrücken vermögen. Sein Geist verlor sich immer mehr in dieser Träumerei und sein Wille wurde der Fürstin und Chrysoloras, den diese wegen seiner alten Liebe zu Johannes sorgsam bewachte, immer unterthäniger, während er mittheilungslos der Fürstin und der vermeinten Mutter Marozia zur Last wurde. Diese behauptete in ihrer Frechheit, seine Dummheit komme vom Vater, sein schöner starker Körper von ihr, sie nahm ihm jeden Schein von Ansehen, kümmerte sich wenig um ihn und so wucherten Schande und Verachtung durch den Mißbrauch, der

mit seinem Ansehen getrieben wurde, wäre Marozia nicht seine Mutter gewesen, das Volk hätte ihn nicht geduldet. Seine Gespensterseherei machte ihn zum Gelächter der Knaben. Oft wollte er in eine Kirche gehen, aber immer traten ehrwürdige Gestalten, Märtyrer, die ihr blutiges abgeschlagenes Haupt unter dem Arme trugen, heraus und versagten ihm den Eintritt, daß er mit Angst fortflüchtete. Nur im Walde hatte er vor diesen drohenden Gestalten Ruhe, doch quälte ihn da das Messer, womit er in jener Nacht dem Pfalzgrafen gedroht, als ob er sich damit das Leben nehmen müsse und es doch nicht wolle, und er suchte nach allen Schrecknissen der zerstörenden Naturgewalten um diesen Zwiespalt in sich zu überlärmen und wüthete mit seinen Pfeilen unter den Thieren des Waldes, ohne der Beute sich zu freuen, denn er ließ die schönen Thiere verwesen wo sie verendeten, kaum nahm er von ihnen eine Feder oder einen Haarbüschel. So umherirrend, vergingen die Monate, niemand bekümmerte sich mehr um ihn, niemand gab ihm Rechenschaft, er unterzeichnete was ihm vorgelegt wurde, um für sein Herumstreifen frei zu werden. Es war Herbst geworden, die Blätter glänzten ihm wunderbar, darüber versäumte er an einem Sonnabend das Tageslicht und verlor den Weg, die Furcht vor der Fürstin trieb ihn nach Haus, der Gram über seine Furcht hielten ihn zurück, Melancholia folgte ihm mitleidig

und er scheute sich vor ihr als sei es ein gewaltiger Vogel, weil sie mit ihren weißen Flügeln so heftig durch die Äste rauschte, er floh und schoß nach ihr ohne umzusehen und so kam er von ihr los und gelangte in unaussprechlicher Qual am Morgen zu einem freien Platze, wo er die Gegend und den Weg nach Rom zu überschauen hoffte. Hätte er Schrecken gesucht, hier fand er sie; er stand auf dem Hochgerichte, die warnend aufgerichteten Räder waren mit Gebeinen umflochten, die Raben umschwärmten sie schreiend, ihr Urtheil stand angeschlagen. Johannes erkannte, daß er die Todesurtheile am vorigen Tage mit vielem andern ohne es zu wissen unterschrieben hatte. Da brach die Reue über die schmälige Unterwerfung unter den Willen der Fürstin alle Macht der irdischen Kräfte, er fiel bei einem Kruzifixe nieder, das als letzter Trost zu allen von der Welt Verurtheilten herabsah, er schwur selbst den Wunsch seiner Liebe aufzuopfern, er schwur frei seine Sünde einem Geistlichen zu bekennen, daß er durch die Lüge den heilgen Stuhl entehrt, nach seinem Rathe zu handeln, zu büßen, Strafe und Schande zu leiden. Da wurde ihm innere Vergebung, Wiedergeburt aus der Sünde, er legte Spange und Ring vor dem Bilde nieder und beide verflammten wie Strohkränze, er legte auch den Dolch nieder, womit er gegen den Pfalzgrafen gewüthet und der ihn selbst verletzt hatte, und die Klinge

zerfiel in Eisenruß. Da erkannte Johannes alle die ihn umgeben hatten in ihrem wahren Sein und segnete die Schande, die ihn befreit und sang sein erstes Loblied wieder dem Herrn wie sonst so fröhlich, ehe er den Becher getrunken, jetzt so tief erschüttert, daß sein Leben die Bewegung seines Wesens kaum ausgleichen konnte:

Wer in der Schande lebt,
Der kommt zu Gott,
Sein scheues Haupt umschwebt
Der Menschen Spott,
Wie den Geräderten die Raben,
Sie wollen seine Augen haben.

Nehmt hin der Augen Licht,
Verschließt die Welt,
Nein ich gebrauch euch nicht,
Ich bin erhellt
Von einer andern Sonne Schein,
Gesegnet soll die Schande sein.

Wer hier kein Auge hebt
Zum irdschen Licht,
Und immer fürchtend bebt,
Gott seh ihn nicht,
Dem geht ein innres Auge auf
Und zeigt ihm seinen Lebenslauf.

Schlafloses Denken fort,
Fort Zweifelmuth,
Fort von mir tönendes Wort,
Fort irdisches Blut,
In Jesu Wunden tauch ich mich,
Auch er erhob aus Schande sich.

Fünfte Periode.

1.

Kein Glaube hat wie der christliche die Verwandlung der Sünde, die Erhebung des Menschen aus der Tiefe so innig bewegend durch Wort und That gelehrt, ja indem es keine äußere Zeit dazu bedarf, sondern nur ein höheres Anerkennen, so ist die Besserung das große Wunder dieses Glaubens geworden. So verwandelt kehrte Johannes zurück von dieser Erweckung seines Innern, gleichgültig über die Schicksale seine Leibes wie ein Märtyrer, daß nur die Seele von Sünden rein bleibe. Sein Entschluß war, öffentlich sein Geschlecht zu bekennen und öffentlich die Strafe seines Betrugs zu dulden. Er mochte nicht das Schloß betreten, welches er entheiligt hatte, auf Umwegen ging er in das Schloß der Fürstin, ihr seinen Willen kund zu machen und sie selbst zur Reue anzumahnen.

(Er tritt zu ihr ein.)

Fürstin.

Du kommst so früh, gewiß du weißt es schon,
Der Kaiser hat gekrönet seinen Sohn,

Und nahet unsrer Stadt mit mächtgem Heer,
Du krönest ihn, er giebt uns Gegenwehr,
Denn mächtig dringen auf uns ein die Feinde,
Pandulph und Girolph schlugen unsre Freunde
Und König Berengear ist ihnen fest verbündet,
In ihrer Bosheit ist das Glück begründet,
Wir opfern heut den Göttern was sie lieben,
Was unser Herz am tiefsten kann betrüben.

Johannes.

Ein Opfer ist gefallen für uns alle,
Ihn ehret mit der Chöre Freudenschalle!

Fürstin.

Kaum ahne ich was dieses Wort bedeute.

Johannes.

Wohl ist auch mir der Sinn erst klar seit heute,
So oft ich Wort und Namen schon mißbraucht,
Ich sage dir, es lebet ein Erlöser!

Fürstin.

Wie du uns so erschrecken kannst, du Böser,
Ich fürchtete, daß du mit wirren Sinnen
Viel Schreckliches noch könntest heut beginnen.

Johannes.

Kein Zweifel quält mich mehr um den Verstand,
Seit ich den Herrlichen heut wiederfand,
Er giebt mir wieder was ich hab verloren,
Er hat zur Braut mich gütlich heut erkoren,
Noch heute leg ich ab dies männliche Gewand,

Worin ich mich von Gott dem Herren abgewandt,
Nichts hab ich mehr auf Erden was ich liebe,
Es ist nun Zeit, daß ich bekämpf die Triebe,
Die allzu heiß mein heftig Blut entzündet,
Ein geistliches Gericht hat mich entsündet,
Dem weltlichen Gericht sei jetzt verkündet
Der Trug, wodurch der heilge Stuhl entweiht,
Daß ihm beginne eine beßre Zeit;
Die Reue reißt mich hin zur Ungeduld,
Bekennen will ich alle meine Schuld.

Fürstin.

Wohin entreißt dich neuer Thorheit Strom,
Beschimpfen willst du so das heilge Rom,
Den heilgen Stuhl so für dein Glück hingeben,
Ich bin nicht fromm, doch du willst gottlos leben.

Johannes.

Bekannt und widerlegt ist jedes Wort,
Was du da sprichst. Leb wohl, ich eile fort,
Dem öffentlichen Rath will ich bekennen,
Jetzt rette dich, du sollst nicht mit mir brennen.

Fürstin.

Ist der Erlöser jetzt dein einzger Wille?
Du schweigst, vorm Sturme kommt die Stille,
Zwei Schritte folge mir, sieh durch die Thür,
Daß sich dein Aug mit jenem Licht berühr, —
Beweget der Erlöser noch dein Herz?

Jo=

Johannes.

Er lebt, der Pfalzgraf lebt, o eitler Scherz,
So konntest du mit deinem Freunde spielen,
Dich nähren an den giftigen Gefühlen,
Die in verlorner Liebe mich zernagt,
Ihn hier zu fesseln hast du kühn gewagt,
Den freien, edlen, vielgeliebten Mann,
O wär ich Papst, ich thät dich noch in Bann.

Fürstin.

Kein leeres Wort! Ein Ruf an dieser Thür,
An Chrysoloras noch ein Wink von mir,
Und todt in seinem Kerker liegt der Knabe,
Dann tröste der Erlöser dich an seinem Grabe.

Johannes.

Er lebt, er lebt, er sollte für mich sterben,
O du Erlöser kennst den Schmerz, den herben,
Ich fleh, laß diesen Kelch vorübergehn!

Ein Diener (tritt ein).

Der Kaiser naht, die hohen Fahnen wehn,
Am Berge hallt der kriegerische Klang,
Er will voraus dem ganzen Heere gehn
In Demuth wie auf einem Pilgergang,
Den Herrn der Christenheit will er begrüßen,
Vor aller Augen seine Füße küssen.

(ab.)

Johannes.

Unwürdig bin ich solcher Huldigung,

Gott schütz den Helden vor Erniedrigung,
Mit meinem Bogen zur Waldung will ich fliehen,
In einer Schlucht dem heilgen Stuhl mich zu entziehen,
Ein Grauen faßt mich vor der Herrlichkeit.

Fürstin.

Nein keinen Schritt! Wie, du drohst mir heut? —

Johannes (zielt nach ihr).

Der Pfeil liegt schwebend auf dem starken Bogen,
Ich bin der Tod, die Senn ist aufgezogen.

Fürstin.

Johannes! — laß ab, ich kann, ich darf nicht sterben.

Johannes.

So laß ihn frei, du sollst ihn nicht verderben,
Den deiner Lust du schnöd hast aufgespart,
Den Schlüssel gieb, den deine Hand bewahrt.

Fürstin.

Sag welcher Geist hat heute dich ergriffen?

Johannes.

O kluge Thorheit, dennoch nie begriffen,
Daß Gottes Macht den Sklaven kann erheben,
Und daß vor ihm die Frechen müssen beben.

(Sie schließt auf.)

Johannes.

Mein Ludwig komm, zur Freiheit komm in Eil.

Pfalzgraf.

O sende meinem Herzen diesen Pfeil,
Der Gott, der deinen Dolch von mir gelenket,

Hat diese Tage mir zum Heil geschenket,
Ich sterbe willig seinem ewgen Willen,
Kann nur mein Blut die trunkne Wuth dir stillen.

Johannes.

Zur Freiheit wende dich aus dem Verrath
Und bet zu Gott, daß mir gelingt die That.

Fürstin.

Ach bleib zurück, sie möchte dich verführen,
Sie zwinget dich, da Bitten dich nicht rühren,
Sie ist ein Weib, in Liebesraserei
Verkündet sie jetzt ihre Sünde frei.

Johannes.

So wahr ich Jungfrau keusch und rein,
So wahr mein Herz auf immer dein,
Ich zwing dich nicht!

Pfalzgraf:

Und doch bin ich bezwungen,
Du willst es wohl, was der Liebe längst ist gelungen,
Dein Dolch, dein Pfeil, deiner Augen Strahl
Reißen die Sterne nieder ins Thal
Und funkelnd es vor meinen Augen spielt,
Es wird mir klar, was ich bei dir gefühlt;
Mir ist als ob die ganze Welt jetzt mein,
Seit du Johannes ein Jungfräulein.
Fort Augengräuel, alter Götterkehricht,
Dich Venus sperr ich ein freudenthörigt.

Johannes.

Als brennte das Haus, so fühl ichs unter mir glühen;
O mein Geliebter, wir müssen eilend fliehen
Zu der Berge Öde von den Menschen fort.

Pfalzgraf.

Erst kühl ich meinen Zorn an diesem Ort,
Ich kann dir nicht so eilig nachschreiten,
Ich muß mit dem verfluchten Weib noch streiten,
Die mir in tiefster Seele ist zuwider.
Ich breche die Steine und schmettre sie nieder.
Heida ihre Krüge, Urnen und Opfergeräthe,
Das Arsenal ihrer falschen Gebete,
Die schmeiß ich ihr vor den Augen zu Scherben,
Wer es will wehren, der muß verderben;
Sieh nur, ihr Priesterpack läuft zu den Thüren
Und sucht zu entkommen aus den Götzen-Revieren,
Fort sind die Vögel und schreien Allarm,
Ich schwing mich zur Freiheit in deinem Arm.

Johannes.

Mein Ludwig! — Unserer Rettung gedenke.

Pfalzgraf.

Wie wohl ist mir, wenn ich an alles denke:
Wie haben mich hier die Köche gequält,
Sie hatten mich dreimal zum Opfer erwählt,
Mein Leben beim Himmel schützte blos ihre unkeusche Brunst.
Ich sollte ihr dies danken durch der Liebe Gunst;

Sie wollt mich kirren mit ihrer Weisheit Geschwätz,
Ich schüttle die Flügel wie vom Wettersturm durchnezt.

Johannes.

Nun segne Gott, wir sind gerettet,
Das Heidenvolk war wie angekettet.
Wir gingen in des Himmels leitendem Licht.

Pfalzgraf.

Er leuchtet in deinem Angesicht.
Ich trage dich schwebend auf meiner Freiheit Flügel
Durchs ewig junge Jahr über Thal und Hügel.

Johannes.

Gott rief dich wieder aus dem Bann von hier.

Pfalzgraf.

So danken wir's ihm, du in mir und ich in dir.

Johannes.

Siehst du wohl, dort kommen Krieger von jener Seite.

Pfalzgraf.

Ich bin schon bereit zu jedem Streite.

Deutscher.

Ei seht, wer zieht da mit Pfeil und Bogen?

Italiener.

So sei uns der Herr in Gnaden gewogen,
Es ist der heilige Papst Johannes,
Das ist eine Thorheit des jungen Mannes,
Er droht mit dem Pfeil wie Petrus mit dem Schwerte,
Worüber sich unser Herr doch damals beschwerte.

Deutscher.

Ist das der Papst? sieht aus wie ne Jungfer.

Italiener.

Darum sind seine Pfeile nicht stumpfer,
Er ist der beste Jägersmann,
Ich traue mich nicht an ihn heran.

Deutscher.

Ei laßt ihn laufen, wir wollen gehen,
Dem Kaiser erzählen, was wir gesehen.
Daß dich der Deutscher! Ein Papst, der jagt,
Mir gar recht zum Segen behagt.

2.

In Rom herrschte während der Zeit die ausgelassenste Verwirrung. Die besiegten Schaaren der Römer waren zurückgekommen und suchten sich von aller Mühe und Gefahr zu erholen; sie schrieen nach dem Papste, ihren Sold zu empfangen, aber der Papst war nirgend zu finden, und Chrysoloras, der wie alle Teufel nur zerstören, nicht schaffen konnte, sah sich ohne Hülfe und Rath gegen dieses Andringen. Der alte Raphael gab so viel Gelder heraus, als er vorräthig hatte, aber das genügte nicht den Soldaten, welche das Unglück frech gemacht hatte; sie wollten eben plündern, als die Nähe des Kaisers Otto, denn so wurde er genannt, ungeachtet er erst die Kaiserkrone in Rom empfangen sollte, alle Augen zu ihm

lenkte. Die Gegenwart des Papstes war jetzt dringend nothwendig, die Boten liefen aber so vergeblich wie jene, die den Pfalzgrafen aufsuchten. Zwar erfuhr Chrysoloras von der Fürstin, wie er bei ihr gewesen sei und den Pfalzgrafen befreit habe, da endete ihre Kunde in schrecklichen Flüchen und Verwünschungen.

Der alte Raphael und Marozia drängten auf Chrysoloras ein, daß er den geliebten Sohn schaffen solle, der ihm in seiner Krankheit anvertraut gewesen. Chrysoloras empfand solche Pein, nun alles auf ihn einbrach, daß er überall nach dem Höllenfaden suchte, um an ihm dem Leben zu entkommen, er hoffte ihn zu finden und lief wie ein Unsinniger nach der Basiliskenhöhle.

Chrysoloras.

Wer zeigt mir einen Weg aus diesem Leben?
Ich möchte mich ersäufen und vergeben,
Doch denke ich, wie kalt das Wasser ist,
Der schreckliche Entschluß sich leicht vergißt,
Und wie das Gift so scharf und grimmig schmeckt,
So wird der Ekel mir sogleich erweckt;
Nach einem Dolch hab ich groß Verlangen,
Am Galgen möchte ich auch hangen,
Doch beides kostet viel Entschluß und Müh,
Viel leichter ists, wenn ich zurück mich zieh,
Zur Unterwelt von dieses Lebens Bühne,
Wenn mir der Höllenfaden nur erschiene,

Den ich mit frechem Schnitte hier getrennt.
Ach daß mich jeder hier im Orte kennt,
Ich kann nicht suchen unter diesen Steinen,
Daß nicht die Leute hier was Großes meinen. —
Ei Teufel! wer kommt denn da gegangen
Gleich einem Schiffer mit den langen Stangen,
Und ist ein Kerl so stark und ungeheuer,
Das wär für unsre Fürstin wohl ein Freier,
Dem Kerl will ich vertraun in meinen Nöthen,
Er soll mich hier in aller Eile tödten.
He guter Freund, wenn Ihr nicht eilig seid,
So kommt zu mir um eine Kleinigkeit.

Oferus (kommt, sein Gesicht ist von einer Reisekappe versteckt, er spricht:)

Ich diene gern und diene ohne Lohn,
Ich zieh als Pilger zu des Papstes Thron.

Chrysoloras.

Ach lieber Freund, wärt Ihr zu Haus geblieben
Ich mag Euch mit der Nachricht nicht betrüben,
Der Teufel hat den Papst Johann entrissen,
Das liegt mir jetzt so schwer auf dem Gewissen,
Daß ich Euch bitt, das Leben mir zu nehmen,
Ach guter Herr, wollt Euch dazu bequemen.

Oferus.

O heilger Gott, giebt es so freche Herzen,
Die mit dem Leben also schändlich scherzen,
Und ahnen nicht, daß es aus dir entsprungen.

Chrysoloras.

Nimm dieses Band, um meinen Hals geschlungen
Giebt es mir Ruh von aller Angst und Qual,
Versuch es nur an mir ein einzges Mal.

Oferus.

Behüt mich Gott vor solcher Missethat,
Dich zu bekehren sei heut meine That,
Komm her, ich will dir die Gebote lehren:
Du sollst nicht tödten! — kannst du dies wohl hören
Und noch in deinem alten Willen bleiben,
Dein göttlich Ebenbild selbst zu entleiben?

Chrysoloras.

Ich danke für die gute Ähnlichkeit,
Empfinde nichts von Gottes Seligkeit,
Und kurz und gut, willst du mich nicht umbringen,
So muß ich dich gewaltsam dazu zwingen;
Mit dieser Schlinge will ich dich ersticken!

Oferus.

Ei böses Männlein, das soll dir nicht glücken,
Dich heb ich noch an deiner Schlinge Band,
Als trüg ich dich zum Halsband durch das Land.

Chrysoloras.

Laß los, du Kerl, du drückst mich ja zunichte,
Du bist der Oferus, jetzt seh ich dein Gesichte,
Ein größrer Ärger ist mir noch geschehen,
Hab Mitleid, ich will alles dir gestehen,
Ich bin der Teufel, dem du lang gedient

Auf Islands Höhen, wo kein Gräschen grünt,
Da hast du mir das Feuer unterhalten,
Ich wechselte in mancherlei Gestalten,
Doch jetzt bin ich in diesen Leib gebannt;
Hast du nicht jedes Mitleid ganz verbannt,
So sei jetzt gnädig, — ich bin ja nur ein Schein,
Und mach den Leib von meiner Seele rein;
Einst wohnte drin ein Arzt aus Griechenland,
Er hat von mir auf Erden lauter Schand.

Oferus.

Das scheinet lauter Trug! — zu wunderbar
Ist das für meine viel erfahrne Jahr.

Chrysoloras.

Du Narr, ich schwör es dir, es ist alles wahr,
Der Unfug wird bald werden offenbar,
Ich hab ein Mädchen hier zum Papst gemacht,
Die ganze Christenheit und dich verlacht,
In ihrem Namen falsche Dekretalen
Geschrieben, Völker mußten viel bezahlen,
Die Kirchengüter hab ich all gestohlen,
Die Kirche wird sich nimmermehr erholen.
Ich schwöre dir, du wirsts beim Hängen sehen,
Daß ich sogleich in Asche werd verwehen.

König Otto war inzwischen mit seinen auserwählten Freunden in die Stadt als Pilger gekommen und verwunderte sich über die allgemeine Unordnung, er kam jetzt mit seinem Lieblinge, dem jungen Herzoge,

an dem Platze vorüber, wo die beiden mit einander verhandelten; er stand still, und Oferus wendete sich hin zu ihm, alle Wunder zu berichten, die er eben vernommen. Otto aber in seiner einfachen deutschen Natur schüttelte mit dem Haupte und meinte, der sonderbare Mensch sei wohl im Haupte verwirrt und man müsse ihn um Gottes willen wohl bewahren, daß er sich selbst kein Leides thue. Auf Ottos Befehl band Oferus den fluchenden Chrysoloras und schwenkte ihn auf seinen breiten Rücken. Sie waren aber kaum fünf Minuten mit diesem Wildpret fortgeschritten, so kam der deutsche Fußknecht, der dem Papste am Berge bei seiner Flucht begegnet war, mit dem Italiener als Zeugen der Wahrheit und berichtete, der Papst habe ihm mit einem gespannten Türkenbogen gedroht, es kamen andre und erzählten, der Papst werde in Rom vermißt und der Präfekt Raphael, dessen Sohn er gewesen, wisse in Jammer und Ärger keinen Rath, es sei ein Lärmen unter den Bürgern, und jeder wisse Schandthaten von dem jungen Papste zu erzählen.

Otto.

Vom heilgen Vater kein so frevelnd Wort,
Er braucht seine Ehre, wie ich hier und dort
Auf Erden, daß er auf seinem Willen besteht,
Im Himmel, daß er nicht vor Angst vergeht,
Von gekrönten Häuptern wird immer viel gesprochen,

Sie haben oft nicht die Hälfte verbrochen,
Der Raphael hat so viel Gutes erzählt,
Daß mein Herz mit euch allen schmält.

Raphael (kam bei dieser Rede athemlos aus der Stadt.)
Mein gnädger König, wie hab ich mich geirrt,
Wie bin ich von allem, was ich höre, verwirrt,
Der verfluchte Johannes, ihm war nicht genug der Thron,
Er hat sich gestellt, als ob er meines Vaters Sohn,
Hat Vater und Mutter durch Lügen betrogen,
Ich weiß doch, daß er in Island erzogen,
Für alle Liebe, die ich ihm geweiht,
Ein solcher Undank zum Himmel schreit.

Otto.
Wie soll ich, Herr Bischof, Euch jetzt noch trauen,
Ob Ihr nicht wieder mögt Fabeln erbauen,
Es kann doch ein Mann so schnell sich nicht ändern,
Euer Vater war wohl in mancherlei Ländern,
Und ist es in Island gleich kalt über die Maßen,
Euer Vater vielleicht konnt von Sünden nicht lassen.

Raphael.
Mein gnädiger Herr, das ist ja erlogen,
Mein Vater ist niemalen von Rom weggezogen.

Otto.
Vergeßt nicht die Achtung, die mir stets schuldig.
Was sprecht Ihr von Lügen, ich werd ungeduldig.
Ich will mit eignen Augen jetzt sehen!

Raphael.

Da werden Euch wohl die Augen aufgehen,
Seit ich aus der Stadt war, ging alles bergab.
Und meine Stiefmutter ärgert mich ins Grab.

Chrysoloras lachte zu dem allem auf dem Rücken des Oferus, es kamen Boten von der Geistlichkeit, die redeten den König an:

Geistliche.

Verzeiht, o Herr, wenn wir zur Messe nicht bereit,
Die größte Sünde zu dem Himmel schreit,
Der Papst hat alle Kelche und Geräthe,
Ja alles was wir brauchen zum Gebete,
Hinweg genommen und ist mit entlaufen,
Jetzt müssen wir, o Herr, erst andre kaufen.
Es fehlt die Pracht zu Euerem Empfang,
Laßt Euch genügen an des Volkes Drang,
Das hochbegeistert schon von allen Seiten läuft
Und Blumensträuße an dem Wege häuft,
Ihr kommt, es von dem Feinde zu befreien,
Ein beßrer Papst wird Euch zum Kaiser weihen.

Otto.

Wir müssen diese Sach wohl überlegen,
Versammelt euch alsbald des heilgen Papstes wegen,
Was jetzt zu thun und auch zu lassen sei,
Mir fällt nichts ein, ich überlaß es frei
Der Geistlichkeit zum eigenen Ermessen,
Es scheint die Stadt von bösem Geist besessen.

Bote.

Soll auch die Fürstin Venus und Marozia
Geladen sein? sie waren immer da.

Otto.

Was sollen denn die Weiber beim Concile?
Ich glaub, ihr treibt hier alles nur zum Spiele.

Bote.

Und kommet auch die Geistlichkeit in Waffen?

Otto.

Was haben Geistliche damit zu schaffen,
Ich sehe schon, daß alles hier verkehrt,
Von all dem Unfug bin ich nicht belehrt;
Der arme Papst war sicher noch zu jung,
Er konnt nicht hindern die Entheiligung.

Nachdem diese Anordnungen getroffen, verweilte König Otto nur so lange, bis seine Ritter zu ihm gelangt waren, er mochte nicht ohne Begleitung in die entheiligte Stadt ziehen, das wilde Toben des Volks empfing ihn am Thor, beim Schlosse wollten Marozia und die Fürstin Venus ihn begrüßen, er zürnte aber heftig und befahl ihnen, nach Hause zu ihrer Spindel zu gehen, ihre Reise sei geendet.

Die Versammlung der Geistlichen eröffnete König Otto, indem er die Verdienste seines Vorgängers Karls des Großen um den römischen Stuhl rühmte, durch ihn sei er zu einer weltlichen Macht gestiegen, es

scheine aber, daß diese weltliche Macht die geistliche Kraft schwäche und zerstreue. Gleich traten Geistliche auf, als sie diese Andeutung vernommen, die von der Verminderung des päpstlichen Ansehens durch die Laster des letzten Papstes sprachen. Otto sagte, er könne nicht glauben, was er gehört, und ließ alle einzelnen Ankläger eidlich abhören; da erfuhr er, daß er einen Bischof im Pferdestalle geweiht, daß er oft bei der Venus geschworen habe, daß seine Geliebte unter dem Namen Pfalzgraf Ludwig bei ihm gewohnt, daß er auch mit der Fürstin Reinera in unzüchtiger Vertraulichkeit gelebt habe. Der Gräuel wurden so viele, daß Otto in eine rasche Absetzung und zugleich in ein Gesetz willigte, daß künftig kein Papst ohne kaiserliche Zustimmung als rechtmäßig anerkannt werden solle. Die Geistlichen waren so innig von dem gänzlichen Verderben unter ihnen überzeugt, daß sie diese Abhängigkeit als eine Sicherheit Roms wünschten. Jetzt sollte die Wahl geschehen, und es wurden drei blinde Männer in den Saal geführt, die alle drei erklärten, es habe ihnen ein Traum kund gethan, sie würden beim Anblicke des neuen Papstes sehend werden. Sie wendeten die Augen in der Versammlung umher, blieben aber blind, bis sie entfernt hinter dem Kaiser den gewaltigen Oferus überragen sahen und ausriefen: „Wir sehen einen Heiligen!" und so führten sie ihn in die Versammlung.

Oferus sah sich ernst im Kreise um, legte den gebundenen Chrysoloras auf den Boden und sprach:

Oferus.

Ein hoher Ruf hat mich hieher geführt,
Doch weiß ich nicht, ob mir der Thron gebührt,
Ich war ein blinder Heide einst vor Zeiten,
Dem Teufel mußt ich seinen Bock zureiten,
Mit mir ging er auf Räuberei ins Feld,
Und viele schlug ich nieder um das Geld,
Auch Buhlschaft trieb ich viel mit Frauen,
Bis ich dem neuen Glauben thät vertrauen,
Da baute ich ein Hüttchen mir am Rhein
Und betete zu meinem Gott allein,
Und trug die Pilger durch die mächtgen Wogen
Und habe manchen grimmer Noth entzogen.
So wollt ich bis zu meinem Ende bleiben,
Mit Dienen und Gebet die alte Sünd vertreiben.
Da weckte mich in einer finstern Nacht
Ein starkes Klopfen an der Hütt, daß ich erwacht,
Es stand ein kleines Kind da vor der Thür,
Und bat mich, daß ich es hinüber führ,
Es woll zur heilgen Mutter nach Bornhofen,
Zu ihr steh all sein Lieben und sein Hoffen.
So kalt es war, ich macht mich gleich bereit
Und setzt das Kind auf meine Schultern breit,
Es trug in seiner Hand ein Küglein schön geschliffen,
Wozu es diente, hab ich nicht begriffen.

Ich

Ich trug das Kind bis in den Strom hinein,
Da macht mir seine Schwere große Pein,
Ich ächz ermüdet, weiß nicht was es sei,
Ich bet zum Herrn, er stärket mich dabei.
Und als ich nun zum Ufer bin gekommen,
Hab ich des Kindes rechte Stimm vernommen.
Es rief: „Ich bin der Heiland, trag die Welt
Und habe dich versucht, obs dir gefällt
Für mich zu tragen diese schwere Last."
„Herr," sagte ich, „dir dien ich ohne Rast,
In deinem Dienste segnend zu erliegen
Erfüllt den Geist mit himmlischem Vergnügen;
Die Last von deinem heilgen Leib zu heben,
Dies wär auf Erden schon ein selges Leben."
Da lächelte das Kind und glänzte freudenhell
Und sprach zu mir: „So wandle fort Gesell,
Verlaß den schönen reinen Lebensstrom
Und wandle hin zum tiefverderbten Rom,
Dort soll mein Wille dir durch andre sagen
Wie du die Welt auf deinem Haupt kannst tragen."

Hier schwieg Oferus, eine Andacht erwachte in Allen, er wurde durch Zuruf zum Papst erwählt, der Kaiser willigte ein. Alles jubelte, selbst Chrysoloras, der den Fischerring auf seiner Hand zeigte und herausgab; nur einer jammerte, der Fischer Thalmann, er war mit Oferus nach Rom gezogen, weil er ohne ihn nicht leben konnte und nun glaubte er auf immer

von ihm geschieden zu sein. Aber Oferus winkte ihm und gab ihm seinen Segen und den Fischerring zur Bewahrung. Sei du über Vieles gesetzt, denn ich habe dich treu bei Wenigem erfunden.

So wurde zum Staunen des Volkes ein halbnackter Riese als Papst und ein Mann in zerlumptem Bettlermantel als Siegelbewahrer nach der Kirche der Apostel geführt und dort eingeweiht. Oferus wurde nach seinem in der Taufe einst erhaltenen Vornamen Leo genannt, er war der achte dieses Namens. Er setzte dem König Otto nach seiner Weihung die kaiserliche Krone auf, nachdem er seine Stirn gesalbt hatte. Prächtigeren Anblick gab es nicht in der Welt als solchen Papst und solchen Kaiser zum Heil der Welt verbunden, so tapfre fromme deutsche Helden an so heilgem hochgeweihten Ort; alles wilde Geschrei der Italiener verstummte bei dieser Herrlichkeit, sie fühlten eine ernstere Zeit. Aber schon beim Heimweg lauerte der tückische Verrath alter Sünde. Die Fürstin Reinera und Marozia, die den Sturz ihres Ansehens für gewiß hielten, hatten einen Haufen ihrer Anhänger unter dem scheinbaren Vorwand in Waffen gebracht, daß diese Papstwahl ohne ihre Zustimmung durch Geistliche und Fremde vollendet, ein Bruch ihrer Freiheit sei, sie sollten den abgesetzten Papst in seiner Würde schützen, von dem gesagt wurde, er habe den Kaiser und das Concilium in den Bann gethan. Von den beiden wilden

Weibern wurde ein rauschvoller Becher des Bacchus getrunken und herumgereicht, so befreiten sie den Chrysoloras, der unter der Aufsicht weniger Krieger gebunden lag, dann zogen sie gegen den heimkehrenden Zug, der unter Führung des neuen Papstes aus der Kirche der beiden Apostel in feierlicher Stille hervorging. Da der päpstliche goldne Stab unter der Herrschaft des vorigen Papstes war eingeschmolzen worden, so trug Oferus seinen gewohnten hohen Stab, womit er den Rhein durchschritten, mit diesem begegnete er dem wilden Angriffe der Anführer ganz allein, während die Geistlichen rings entflohen und wehrte sich so mächtig, daß der Kaiser mit seinen Rittern Zeit hatte aus der Kirche zu ihm hinzudringen und den Kampf zu entscheiden. Die größere Zahl der Aufrührer blieben im Streite, unter ihnen die Fürstin und Marozia; Chrysoloras wurde gefangen.

Er lachte laut auf als er Oferus als Papst mit dem großen Stabe sah. Der Kaiser ließ den Chrysoloras vor einem Gerichte verhören, was er von dem Aufruhre und von dem abgesetzten Papste wisse. Er berichtete mit großer Schadenfreude, wie er durch einen Becher, den ein Goldschmid ihm gereicht, sein Gemüth in Liebeslust und durch einen zweiten Becher, den er ihm durch schöne Frauen nach einem Turnier habe senden lassen, bis zur Liebeswuth verwirrt habe, wie er seines Geistes Abwesenheit benutzt, falsche Befehle

auszufertigen, die er nachher nicht mehr zurücknehmen können. Auf diesem Wege sei er auch ein Sohn der schändlichen Marozia geworden, ungeachtet er als Sohn des gegenwärtigen heiligen Vaters Leo bewiesen werden könne, den dieser mit dem irdischen Temperament erzeugt habe.

Dies war sein letzter Trotz, wodurch er dem heiligen Stuhle zu schaden dachte, — Eisblick, einer seiner höllischen Genossen, hatte ihn in seiner Verkörperung erkannt und eilte empor, ihn den peinigenden Ermahnungen des frommen Oferus zu entreißen. Eisblick kam als eine graue Katze quer durch die Versammlung gelaufen, dem eine todte Maus fast in derselben Art über dem Rücken hing, wie Oferus den Chrysoloras in die Stadt getragen hatte; an der todten Maus zog sich ein weißer Faden nach, als wäre sie darin verwickelt und gefangen worden. Die Katze sprang an Chrysoloras heran, dieser nahm ihr die todte Maus ab, sein Höllengeist stieg in sie hinein, sie wurde lebendig und sprang lustig fort, indem sie den mitgezogenen Höllenfaden heimkehrend in sich hineinspann. Katze und Maus waren entflohen, ein Dampf verdunkelte den Saal, der Leib des Chrysoloras lag ausgedürrt wie eine vieljährige Sandmumie in der Mitte des Saales. Alle flohen aus der Versammlung, nur der furchtlose Papst bewachte mit Gebet für die Seele des Verstorbenen die Leiche. Als es Mitternacht wurde,

bewegte sich die Leiche wie ein Rasenstück im feuchten Frühlinge von zartem Gewürm; unendliche Ameisenhaufen zogen sie fort und sangen:

Süßes Befreien
In dem Verderben
Leben wir, leihen,
Leben wir, erben,
Sind wir befreiet,
Dürfen wir wagen,
Weil er nicht schreiet,
Ihn zu zernagen.
Wisse aus Einem
Kommen viel Tausend,
Dankend doch Keinem,
Den sie beschmausen;
Alles hat seine Zeit,
Daraus kommt die Ewigkeit.

Am Morgen war die Leiche des Chrysoloras bis zur letzten Spur verschwunden. Der Kaiser zog mit seinem Heere gegen König Berengar und gegen die Herzoge Pandulph und Girulph, in großen Thaten alles Wunderbare zu vergessen, während Oferus, der alles was Chrysoloras gesagt, bestätigt fand, mit Inbrunst zum Himmel für die unglückliche Tochter betete, die vielleicht unschuldig durch die äußere Macht des Bösen so große Schuld auf ihr Haupt gehäuft hatte, als sie die Christenheit mit ihrer Herrschaft entheiligte. Niemand wußte weder von ihr noch von dem Pfalzgrafen Auskunft zu geben, selbst Raphael nicht, unge-

achtet er mit seinem Vater versöhnt, der armen Johanna gerne vergab, daß sie als Papst von boshafter Zauberei bezwungen, sein Erbe bedroht hatte, ja er machte sich seinen Unglauben, seinen Zorn gegen sie, nachdem er vernommen, daß sie eine Jungfrau, zum steten Vorwurfe.

Die Erde grämte sich noch, aber der Himmel war Frühling, daß Luzifer mit seinem Plane gegen das Christenthum durch die Reue der Jungfrau, die er auserſehen, durch den frommen Muth des Oferus, nahe der Vollendung auf Jahrhunderte zur Hölle zurückgeschreckt worden. Die himmlischen Schaaren sangen spottend ihrem Vorsänger Jesaias nach:

Wie bist du vom Himmel gefallen, du schöner Morgenstern. Gedachtest du doch in deinem Herzen, ich will in den Himmel steigend meinen Stuhl über die Sterne Gottes erhöhen, ich will über die hohen Wolken fahren und gleich sein dem Allerhöchsten. Ja zur Hölle fährst du und wir schauen dich und sagen: „Ist das Luzifer, der die Erde zur Wüste machen wollte? Des Herrn Hand ist ausgestreckt, wer will sie wenden?“

3.

Johannes und der Pfalzgraf schritten in Eile dem Gebirge zu, um allen Verfolgungen zu entkommen. Die Blätter rauschten bald herbstlicher unter ihren Füßen, der Wind zog kalt herab, Rom glänzte fern im Abendlicht; sie erzählten einander noch immer von allem, was sich ereignet hatte, Johannes von dem schreckli-

chen Rausche, den er noch nicht ganz überwinden könne, der Pfalzgraf, wie er zur Fürstin geflüchtet sei, wie sie ihn fast zu ihrer Liebe gezwungen habe. Beide waren so selig und doch die ärmsten der ganzen Welt, ohne Obdach, ohne Speise und Trank, flüchtig vor allen Menschen, wie das Reh, das vor ihnen aufsprang und mit buntem Bande am Hals geschmückt die Nähe menschlicher Neigung und Wohnung verrieth. Da fühlten sie erst die Ermattung des Tages, sie folgten dem Reh und kamen an eine einsame Kapelle, hinter der ein kleines zierliches Haus lag. Das Reh klopfte an die Thür des Hauses und es trat derselbe Geistliche heraus, welcher dem Johannes so mild von seinem Wein geboten hatte, als er krank von dem Feste der Ceres zurückkam. Als Johannes ihn demüthig anredete, winkte er ihm freundlich sich zu nahen. Beide gingen zu ihm in sein Haus und der Alte schrieb einige Worte auf einen Schieferstein, Johannes las darauf, daß der Geistliche nach seinem Gelübde nur zweimal im Jahre sprechen dürfe, einer dieser Tage sei wenige Zeit vorüber, der andere bezeichne des Frühlings Anfang; er schien sich an Johannes nicht mehr zu erinnern, er litt an Augenschwäche und dieser schämte sich ihm sogleich alle Schuld seines Lebens aufzudecken. Johannes schrieb ihm auf das Täflein, wie sie arme vertriebne Sünder seien und in Buße der Kirche und ihm dienen möchten. Der Alte nickte ihnen freundlich,

zeigte ihnen ein Zimmer und seinen Vorrath von Lebensmitteln und schrieb auf, sie seien ihm willkommen, da der alte Kirchendiener mit seiner Frau vor zwei Monaten gestorben wären, und die äußere Lust des Lebens und des Kirchendienstes seinem Alter fast zu schwer würden. Johannes wünschte ihm zu beichten, aber er schlug es ab, weil er nur an den beiden Tagen, wo er sprechen dürfe, das Recht habe, die Beichte zu empfangen und von Sünden loszusprechen.

So war dem armen Johannes dieser Trost geraubt; schon wurde es Nacht, und nach einem mäßigen Abendessen nahm er mit dem Pfalzgrafen das harte Lager des verstorbenen Dienerpaars ein. Sie konnten nicht einschlafen, sahen einander mit Zärtlichkeit an und befragten einander, was sie thun sollten, lieben oder büßen? Während sie mit einander ihr vergangnes Leben noch besprachen, klopfte der Alte schon mit dem ersten Morgenschimmer an den Laden, sie mußten nach der Kirche, die Glocke zu ziehen, die Kerzen anzuzünden und zu beten, ein grimmig kalter Wind sauste in den Pinien; das Reh kam auch in die Kirche und schmiegte sich an sie, während sie beteten, weil selbst das arme Thier fror. Nach der Kirche schickte der Alte sie auf einen entlegnen Berg, um Holz zu fällen und nach Hause zu tragen zum Kochen und Erwärmen der Zimmer. Sie gingen mit gutem Muthe zur Arbeit, griffen sie hastig an, bald

aber ermüdeten sie im ungewohnten Geschäfte, besonders im Heimtragen der Holzlast. Als sie ganz erschöpft zurückkamen, befahl ihnen der Alte, die Speisen zu bereiten und Futter für seine Tauben und für das Reh auszutheilen, während er sich an eine Orgel mit acht Flöten setzte und gar lieblich spielte. Sie erfüllten alles ungeachtet ihrer Erschöpfung. Am Abend schrieb der Alte ihnen auf, ob sie bei dieser Lebensweise bleiben wollten, so möchten auch sie das Gelübde des Schweigens bis zum Frühlingstage ablegen. Johannes empfand da die erste Ruhe seines Lebens, er versprach alles, und der Pfalzgraf wagte aus Liebe keinen Widerspruch, so herzlich er sich wieder in die Stadt oder noch lieber in den Krieg auf ein Roß gewünscht hätte. Beide schlugen ein, beide hatten schon ihr letztes Wort zu einander gesprochen. Die Ermüdung des Tages senkte sie nach dem Abendgebete in tiefen Schlaf, kaum konnten sie sich am andern Morgen ermuntern, als der Alte an die Laden klopfte. Der Tag wurde noch beschwerlicher, weil sie außer der gewöhnlichen Beschäftigung auch fischen und nach heilsamen Wurzeln unter Anleitung des Alten graben mußten. In der steten Beschäftigung und Stummheit kamen beide zu gar keiner Besinnung, kaum daß sie noch Zeit hatten, wo die Sonne durch die Bäume in die tiefen Bergschluchten streifig einleuchtete, oder wo ein flüchtiger Vogel sich im letzten Sonnenschein

des Jahres federte, einander freundlich zuzuwinken. Sie magerten wohl bei der kärglichen Kost, aber die Frische ihrer Wangen und ihre zunehmenden Kräfte zeigten ihr Gedeihen.

Wie ein Himmelreich auf Erden erschien ihnen der Sonntag, wo der Alte ihnen aufschrieb, daß sie keine Hausarbeit verrichten, sondern nach der Messe sich der eignen Betrachtung und dem Geschäft, was ihrem Herzen lieb, überlassen sollten. Wie hatte sich aber in den Tagen ihr Sinn verändert, sie wagten nicht einander zu küssen und wußten nicht was sie angeben sollten; endlich fiels Johannes beim Anblick einer Spindel ein, welche ihre Vorbewohner zurückgelassen, das Spinnen versuchen zu wollen um sich in der Frauenarbeit zu üben, sie konnte aber damit nicht zu Stande kommen. Der Pfalzgraf, der es als Stephania unter der geschickten Aufsicht der alten Sabina wohl gelernt hatte, zeigte es ihr mit vieler Geduld und Johannes begriff es allmählig. Dafür mußte Johannes ihm im Schreiben weiterhelfen, worin ihm die alte Sabina durch einen Schüler nur sehr wenig Unterricht verschaffen konnte. Der Unterricht erweckte alle kindische Lust wieder, sie ersannen Strafen für Fehler; spann Johannes zu langsam, so mußte er in die Nacht hinein spinnen, hatte der Pfalzgraf Schreibfehler gemacht, so mußte er seine Finger hinhalten und bekam leichte Schläge mit der Spindel

darauf. Ihre Arbeit mehrte sich mit dem fortschreitenden Winter, aber auch ihre Kraft und Lust; während es in der Ebene heftig regnete, schneite es in ihrer Höhe, sie mußten den Schnee von den glatten Wegen hinwegfegen und doppelt so viel Holz einholen, es gab da keine Öfen wie in Deutschland, welche die Wärme bewahrten, das Feuer mußte immer auf dem Heerde jedes Zimmers brennen. Die Gegend war durch den Krieg gegen Berengar verödet, die einzelnen Bergbewohner, die dem Alten sonst Geschenke an Speise und Holz gebracht hatten, waren fortgeflüchtet nach den befestigten Orten; der Alte wäre ohne die beiden Liebenden während des Winters gestorben, insbesondre als ein schmerzliches Reißen in den Gliedern ihm jede Bewegung unmöglich machte und die wilden Thiere, Wölfe und Adler vom höchsten Gebirg zu der Waldkapelle niederzogen, um Nahrung zu suchen. Da ward der Bogen, welchen Johannes damals mit sich geführt, der den Pfalzgrafen schon befreit hatte, mit dem Segen des Alten gegen manches Unthier abgeschossen; der Pfalzgraf erlegte einen Wolf, der schon das Reh ergriffen, mit einer Holzart, die er in den Händen trug. Der Pfalzgraf wuchs bei dieser rauhen Lebensweise zu seltener Schönheit und Stärke, sein krauses Haupthaar und sein blonder Bart umglänzten sein Gesicht wie ein Heiligenschein; Johannes, wenn er ihn

liebreich angesehen, schämte sich unendlich vor ihm und lief in das Feld.

Johannes schämte sich seiner männlichen Kleider, er lernte vom Pfalzgrafen auch das Nähen, er schnitt aus seinem weißen Jagdmantel ein weibliches Gewand, das er mit rothem Saum und Gürtel versah; viel mußte er ändern, ehe es passen wollte, und so verzögerte sich die Vollendung des Kleides über den harten Winter hinaus bis zum Frühlingsanfang.

4.

Christus war wiedergeboren bei manchem süßen Gebete in der Kapelle, die Sonne stieg wieder höher und sah länger auf die schuldlose Erde; die Stürme und Wolken flüchteten mit einander vom Himmel, unendlich weit sah das Auge, überall zogen die Vögel, die Tauben drängten sich an die Thür zum Ausfliegen und flogen dann in weiten Kreisen um die Kapelle, die Bäume schämten sich ihrer Nacktheit und bekleideten sich; die heimlichen Veilchen dufteten, die versteckten Vögel sangen, der Alte war genesen und lächelte, er schrieb den ersten Mai als den Tag auf, der ihn von seinen Schweigen befreie. Johannes hatte das weibliche Kleid beendigt, wollte darin vor ihm erscheinen, seine Beichte ablegen und in seine Hand alles Lebensgeschick legen. Der Pfalzgraf war entschlossen, an diesem Tage durch den Alten um die

Hand der Geliebten anzuhalten, aber er scheute sich, ihr das zu verkünden. Johannes bat am Abend vor diesem wichtigsten aller Tage den Pfalzgrafen schriftlich, ihn Johanna zu nennen, und legte sich als Jungfrau gekleidet von ihm fort aus der Hütte, da es eine warme Nacht war, in dem Garten auf weiche Frühlingsblätter zur Nachtruhe. Der Pfalzgraf ging ruhelos nach der Kirche und betete.

Johanna versank in einen tiefen Schlaf, in welchem ihr ein freudeheller Traum nahte. Sie sah sich in ihrem weißen Kleid, das mit Blumen besteckt, auf einem weißen Pferd hinter dem Pfalzgrafen sitzend, den sie zutraulich umschlungen hatte, um sich festzuhalten und ihm zu liebkosen. Er trug einen hellblausammtnen mit Weiß geschlitzten Wams, ein rothes Barett mit weißem Reiherbusche, der von einem Demant festgehalten, eine reiche goldne Kette um den Hals; so schön, so herrlich war er ihr nie erschienen, aber auch sie selbst gefiel sich wohl in dem Traumbild, sie sah es sich an, daß ihr viel traurige Tage bis dahin aufgegangen waren. Es jauchzte ihr Herz, als sie umher die Gegend betrachtete, unten rauschte der Rhein und blinkte mit allen Wellen, sie sah die grünen Auen wieder, die seligen Inseln im Strom, alle Weinberge, denen der Strom Sonnenfeuer anspiegelt, die alten Städte lagen unter ihr wie Kartenhäuser aus ihrer Kindheit, sie spielte mit allem und

blies in die Segel der bunten Schiffchen, daß sich die Schiffer laut freuten, und rief ihnen mit der Stimme des Echo freundlich winkende Worte. Und der Weg wendete sich an einer Bergesecke, da lag die alte Pfalz unter ihnen mitten im Rhein, aber die Mauern waren gebrochen; um so fröhlicher schien jetzt der Lustgarten ihrer Kindheit hervor, sie mußte den Pfalzgrafen bei diesem Anblick küssen, das Brünnlein sprang noch helle, die Bäume leuchteten von Früchten, Spiegelglanz hing wie ein röthliches Wölkchen gegenüber an einer Felsenspitze und versank vor ihnen wie ein kurzer Schlossenschauer in den Rhein, ohne sie zu erreichen. Sie winkte ihren Begleitern, dieser Erscheinung zu achten, da sah sie hinter sich den lustigsten Zug durch die Weinberge zum Walde hinansteigen. Frauen auf schönen mit Blumengewinden geschmückten Wagen, Ritter auf leichten Jagdrossen, die Falken auf ihrer Schulter trugen; sie pflückten den Frauen seltene italienische Apfelsinen von den Zweigen der Buchen, die damit behängt waren; dort hing ein Weinfaß in einer von Kürbiß umrankten breiten Ulme, Bauern zapften den Wein unten aus dem Stamme in Henkelkrüge und tranken auf das Wohl des jungen Pfalzgrafen und der jungen Pfalzgräfin. Sie staunte, daß sie schon vermählt sei, noch mehr, als sich Guttenfels, das Schloß der Lebensfeinde ihres Pfalzgrafen, so freudig vor ihnen aufthat; sein Dach war mit bunten

Tauben bedeckt, auf den Thürmen glänzten weiße Fahnen und Posaunen feierlich klingend von den Schloßdächern; vor dem Schloß neben der herabgelassenen Brücke erwartete sie mit hochgeschwenkten Baretten eine zahlreiche Dienerschaft, Jäger mit großen Koppeln edler Jagdhunde, Fischer mit großen Fischen, Bauern mit Honig und Brod, Gärtner mit Körben voll Früchte, Jungfrauen, die Blumen streuten und ihr eine seltsame Blume, die sie Zeitenlose nannten, feierlich überreichten; endlich trat ein großer Zug kleiner geflügelter Engel aus dem hohen Burgthore und trug eine als Spielzeug nachgebildete schöne Kirche mit hohem Chore und Thürmen dem Pfalzgrafen entgegen, der das mit Freundlichkeit von ihnen empfing und ernstlich betrachtend ihr zeigte. Und wie sie die Kirche so ernstlich und fromm betrachteten, so schien der Friede der Welt mit den hellen Sonnenstrahlen glänzend durch des Waldes Dunkel, Rehe und Hirsche kamen friedlich mit Löwen und Wölfen gemischt aus dem Dickicht, die Nachtigall sang, auf dem wilden Haupte des Adlers sitzend, von der Herrlichkeit des Paradieses.

Ein Gesang erweckte Johanna hier, die Sonne strahlte ihr entgegen, die Hand des Pfalzgrafen lag unter ihrem Haupte, er sang sein erstes Lied:

Wach auf, du halbgeschloßne Blüth,
Zeig dich in vollem Glanze,
Der Schmetterling ist rings bemüht
Und kitzelt dich im Tanze,

Die Schäflein ziehn zur Weide bald,
Einsiedler singen schon im Wald,
Du hältst die Blätter dir vors Aug,
So schlafe nur, ich schlafe auch.

Ruh still, du rothbestäubte Frucht,
Du schwebst sanft rauh auf Blättern,
Dich sucht das Reh in freudger Flucht,
Eichhörnlein zu dir klettern,
Du hebst die thaubeperlte Brust
Zur Sonn' in Farben unbewußt,
Die ganze Luft wird busenwarm,
Du ruhest still auf meinem Arm.

Johanna war auf ihren Arm zurückgesunken, erschrocken und doch nicht geängstigt von der fremdartigen Rede, auch sie durfte an dem Tage reden, aber noch wagte sie es nicht, sie winkte dem Pfalzgrafen zärtlich, schloß noch einmal die Augen, aber der Traum war entschwunden, dann sprang sie rasch auf, eilte dem Alten entgegen, der ein frommes Lied mit heiterem Geiste sang. Erst glaubte er die Schwester seines treuen Dieners zu sehen, als er sie aber näher betrachtet und ihr in den grünbelaubten Beichtstuhl neben der Kapelle gewinkt hatte, da verwischten unzählige Wunder ihrer Erzählung alle Verwunderung über diese erste Verwandlung, vor allem pries er aber Gott, daß er ihn zum Werkzeuge an jenem Tage erlesen, das Heil ihrer Seele vorzubereiten, doch sagte er, sein Geist sei zu schwach, ein so großes Leben, an welchem die ganze Welt Theil genommen,

zu prüfen, ob die Fehler gebüßt, ob der heilige Leib ihr könne gereicht werden, er müsse beim heiligen Papste Rath erholen. Johanna war tief gerührt durch die Erinnerung ihres Lebens und durch die Wiederholung in der Erzählung, dieser Zweifel stürzte sie in tiefen Trübsinn, sie ging fast bewußtlos einem Wasserfalle zu, während der Pfalzgraf ihre Stelle im Beichtstuhl einnahm. Seine Erzählung war dem Alten merkwürdig, seine Fehler, wie er den Papst zum Kriege bereden wollen, so leicht vergeblich, daß der Alte ihm willig das heilige Abendmahl reichte und ihn bat, ihn hinunter gen Rom zu führen, wo er erst vom Papst erfahren könne, ob sein Wunsch zu erfüllen, ihn mit Johanna zu vermählen. Er rief Johanna noch ein fernes Lebewohl, sie blickte um und sah, wie er mit dem Alten fortging; da gingen ihre Augen in Thränen über, sie empfand eine große Angst vor der Welt und einen Jammer an dem Leben, wie sie nie in den Tagen der Versündigung zerschmettert gewesen war.

Da sah sie mit Sehnsucht in die Strudel des schäumenden Wasserfalls, als rolle sich ihre Geschichte da ab, und sie hoffte bald das Ende der Rolle zu sehen. Es nahte sich ländlicher Schalmeienklang, von Trompeten und Pauken in einzelnen Wirbeln übertönt. Sie sah einen Hochzeitzug, viele Jungfrauen, die hochgeschmückte, hellgekrönte Braut voran und sangen:

Du arme, arme Braut,
Deine gute, gute Tage
Sind nun alle, alle aus.

Bei der Klage verging ihr der Athem. Sie fühlte sich in diesem Stillstand ihrer Lebensgeister plötzlich von einer hohen Frau umschlungen und erkannte in ihr jene stumm Weinende aus dem alten Schlosse. Jetzt aber zeigte die Frau große weiße Flügel auf ihrem Rücken, die sie über Johannas starrende Augen zusammenlegte und den verschlossenen Mund zu tröstenden Worten öffnete. Und als sich Johanna ihren offenbarenden Worten immer mehr überließ, sprach sie zu ihr in zärtlicher Überredung:

Du bist mein Kind und du hast nun vernommen,
Wie ich um dich in blinder Furcht beklommen,
Dich ausgesetzt in eines Teufels Höhle,
Von dem ich meinte, daß dir käm die Seele,
Jetzt weiß ich, daß dein Vater Oferus
Ein Heilger ist, den ich verehren muß,
Jetzt möcht ich dir vergüten alles Leiden,
Ich möchte dich erziehn den geistgen Freuden,
Worin ich mit den Schwestern treu verbunden,
In gleichem Sinn beleb der Erde Stunden,
Wir wohnen in der Mitte dieses Sterns,
Wir freuen uns der Milde seines Kerns,
Da ist ein gleicher reger Frühlingsschein,
Ein ewges Grün, da leben wir allein,

Doch wenn die Lust zur Ferne uns ergreift,
Ein jedes nach Gelüst zu Sternen schweift.
Entsag den Menschen, aber gieb dich mir,
Ich trage dich in schnellem Flug von hier,
Und daß du unsere Sippschaft magst erkennen,
So will ich dir die edlen Schwestern nennen:
So wie ich selbst das schwere Element
Auf Erden bin, der Geist, ders bindend trennt,
So ist Phlegmatika der Wassergeist,
Im Schrecken schön, doch peinlich allermeist,
Vermittelnd wirkend zwischen allen vieren,
Doch kann sie selber sich nicht recht regieren.
Colerika die herrscht und wird bezwungen,
Der Feuergeist hat alle Welt durchdrungen,
Sie ist viel schärfer, feiner als wir alle,
Sie steiget gern, ich freue mich am Falle,
Sie weiß mir viele Stoffe zu entwenden,
Zerstöret sie in ihren wilden Händen,
Doch ohne sie wär unser Leben leer,
Doch brauchet sie die vierte Schwester sehr,
Antherea, die beste von uns allen,
Der Luftgeist, aller Schwestern Wohlgefallen,
Sie nährt die Flamm, sie trägt das irdsche Leben,
Als Ton zu einem freudig hohen Schweben,
Sie ist so mild und ist doch heftig wieder,
Sie spielt in Blättern, stürzt die Eichen nieder,
Die Vögel und die Engel kennen sie,

Des Herren Wort das hört sie, bricht es nie,
Sie ist die Botin, die uns ihm verbündet,
Die seinen Willen uns allein verkündet,
Hör an mein Kind, du wirst von ihr viel lernen,
Du kannst nach ihrem Schloß dich auch entfernen.

Und nun beschrieb sie ihr dies Schloß, wie wir die erwünschte Gegend am Rhein aus dem Traume der Johanna kennen, den Strom, die grünen Auen, die Weinberge, den Wald, die offene Burg, und Johanna sah alles im Geiste, sah ihren Traum erfüllt. Sie bat den Pfalzgrafen mitzunehmen, da schüttelte Melancholia mit dem Kopfe und vertraute ihr, daß nur sie von einem Elementargeiste geboren zum Elemente lebendig zurückkehren könne, ihr könnten die Flügel wieder wachsen, die Luzifer ausgerissen, er aber würde als Menschenkind nie dahin gelangen. Da seufzte Johanna: Ach ohne ihn ist doch alles nichts, nur im Spiegel seines Angesichts ist die Erde, ist der Himmel mir schön, weh mir daß ich ihn gesehn, Mutter und Vater muß ich fliehen, mit ihm ziehen. Da sangen die Jungfrauen im Thale während sie Blumen brachen:

Wir weinen still, wir sagens nicht laut,
Du arme, arme Braut,
Deine gute, gute Tage
Sind nun alle, alle aus,
Noth und Plage
Schließen bald dein Haus.

Und die Mutter Melancholia beugte sich zärtlich an den Mund der Johanna, küßte sie und ihre Thränen kühlten die heißen Wangen; sie schluchzte und sagte leise: Die Thränen laß ich dir auf deinen Wangen, zum Zeichen, daß ich dir heut nahe war, auf ewig bin ich heut von dir gegangen, wird deiner Liebe selges Hoffen wahr.

Ein Lärmen von Waffen und Pferden, das sich jetzt auch Johanna hörbar machte, schien die tiefsinnige Mutter verstört und vertrieben zu haben, Johanna blickte auf, sie sah den Abgrund, über welchem sie auf morscher Felsenspitze geschwebt hatte, sie sah einen heitern Zug, der zu der Kapelle zog. sie hörte die Stimme des Alten, der sie rief und trat ihm entgegen. An seiner Seite ging Oferus in der ganzen Pracht des päpstlichen Schmuckes, sie kniete vor ihm nieder, er hob sie auf und nannte sie seine Tochter und erzählte ihr, wie er in der Nacht eine Eingebung gehabt, daß er eine Tochter im Gebirge finden werde, sie habe vor ihm auf dem hohen Stuhle gesessen, aber ihre Sünde wie ein Baum gebüßt, der die versengten Blätter fallen läßt und frisches Frühlingslaub treibt, zum Wahrzeichen werde ihn ein alter Geistlicher in weißem Mantel um Rath fragen. Früh sei er ausgegangen mit seinen Dienern, der Alte sei ihm begegnet nahe dem Berge, habe sich niedergeworfen und ihn in einer gewissen Angelegenheit des Christenthums um Rath angefleht. So

habe er ihr Schicksal vernommen, er habe alles als Papst mit Gott erwogen, als Vater dürfe er sich jetzt freuen, daß ihr verziehen sei und das heilige Abendmahl ihr reichen, noch mehr aber, daß ihm selbst der sträfliche Bund mit einem Geist im Fleische als ein Vergehen seiner blinden Heidenlust durch die Befreiung seiner Tochter von diesem Geist als ausgesöhnt verkündet sei.

Johanna erkannte die Wahrheit von seiner Rede, sie fühlte sich von der Mutter auf ewig geschieden und erkannte das große allgemeine Leben der Welt in dem Wissen des heiligen Vaters. Sie bekannte ihm ihre Liebe zum Pfalzgrafen, und der Vater sagte, daß auch dieser ihm davon mit unüberlegtem Eifer gesprochen, sie möchte das Glück ihrer Bußzeit bedenken, ein gleiches Glück biete ihr das Kloster, von irdischer Sorge frei in Thätigkeit für den Himmel ein freies und reines Leben zu führen. Johanna senkte nachdenkend ihr Haupt auf die Brust und die Jungfrauen sangen auf der Wiese:

O weh, o weh,
Wie weinet die Jungfrau auf den grünen Klee,
Wir weinen still, wir sagens nicht laut,
Du arme, arme Braut.
Deine gute, gute Tage
Sind nun alle, alle aus,
Noth und Plage
Kommt nach dem Schmaus,

Lieb und Schönheit
Dauern kurze Zeit.
O weh, o weh,
Es tritt die schönste Jungfrau heut in die Eh.

Und Johanna sagte, sie wolle mit dem Pfalzgrafen bei dem Alten dienend weilen. Der Papst verkündete ihr die strenge Sitte ihres Geschlechts, das jetzt kundig, sie dürfe nicht mit Männern ein gemeinsames Leben führen. Da sagte sie entschlossen: So nimm mich Welt mit allem deinem Weh, wenn ich den Vielgeliebten seh, kann ich dein Leid in meinen Freuden tragen, unheilig würd ich sein, von dir getrennt, von dir zu Gott mein Herz in Andacht brennt. Der Papst wischte sich die Augen und sagte: Die Mutter mußtest du verlassen, den Vater willst du auch verlassen und folgst dem Herrn, der dich geführt, ich segne dich, doch bin ich wehmuthvoll gerührt. Seine Hand winkte dem Pfalzgrafen, der mit Thalmann, der ihn umfaßt hielt, als ein treues Ebenbild des geliebten Vaters, mit pochendem Herzen, daß die Brust ihm zu eng ward, dem Ende dieses Gesprächs entgegensah. Und der heilige Papst, der in Rührung kein Wort zu sprechen vermochte, führte sie zu dem Alten, der in der Kirche dem Gefolge des Papstes eine Messe gelesen hatte, übergab sie ihm mit den Worten: Alle Sünde ist ihnen vergeben, thue ihnen wie sie begehren. So gab ihnen der Alte sammt

den übrigen das heilige Abendmahl und Johanna fühlte bei diesem Genusse des himmlischen Wortes den letzten Zauber der beiden Becher schwinden, die ihr Gemüth verwirrt hatten, nur ihre Liebe zum Pfalzgrafen bestand. Da nahete sich der Zug der Landleute mit der Braut, die unten auf der Wiese dem Bräutigam übergeben war, beide waren herrlich geschmückt mit Blumen und Bändern, die Trompeten durchschmetterten die Kirche, sie stellten sich getrost zu dem Altare. Da ergriff der Pfalzgraf die geliebte Hand seiner Johanna und der Alte sprach über beide liebevolle Paare gleichen Segen, den ewigen der Schöpfung aus: seid fruchtbar und mehret euch. Kaum wußten beide wie sie verbunden, es war des Himmels Wille, denn weder der Pfalzgraf noch Johanna, als sie einander die Hand gegeben, hatten so naher Vermählung gedacht, sie fühlten nur tief innerlich wie wohl ihnen sei, sich anzufassen, daß der Leib sich nicht einsam fühle, während der Geist durch die Augen verbunden.

Der Papst aber las in seiner Seele, daß alles Gottes Wille, wenn gleich nicht der seine gewesen, er er habe Johanna noch ein Jahr in strenger Klosterzucht prüfen wollen, jetzt aber segnete er sie, und Thalmann fiel vor ihm nieder und bat um die Erlaubniß, sein hohes Amt niederzulegen und seines geehrten Herrn armer Fischer wieder zu werden, er wolle ihn zurück nach Deutschland führen und für ihn zeu-

gen gegen seine Feinde. Der Papst sagte gerührt: „Auch du willst mich verlassen!“ aber er that, wie er begehrt, und nahm den Fischerring wieder von seinem Finger, und gab ihn dem hocherfreuten Alten, daß er in der nahenden Schwäche der leiblichen Bequemlichkeit und des geistigen Trostes nicht entbehre. Die Landleute versprachen ihren Neuvermählten von der Gegenwart des heiligen Papstes so viel Segen in ihrer Ehe, daß alle traurigen Blicke dieser sorgenvollen kriegerischen Zeit, die jeden Haushalt verkümmerte, sich freudenhell zum Himmel richteten, um den Ölzweig des Friedens zu beten. Da kamen die Tauben, der Johanna Winterverfraute, in die Kapelle und schwebten über dem Taufbecken; da knieten alle nieder und riefen: „Der Friede ist vom Himmel gekommen, gelobt sei der Herr!“

Der Papst befahl deswegen die Heimkehr; feierlich führte er den Zug aus der Kirche, deren Thüre der Alte mit frommem Gebete schloß, daß er funfzig Jahre gewürdigt worden, dem heiligen Dienste vorzustehen, und legte den Schlüssel unter das Kruzifix vor der Thüre, daß der von Gott bestimmte Nachfolger ihn finde, seine heiligen Bücher, sein Haus ließ er diesem geöffnet liegen, sein Reh folgte ihm, und die Tauben flatterten über seinem Haupte.

5.

Der Zug stieg langsam den Berg hinab, viele brachen zarte Frühlingsblumen und wanden Kränze, Johanna wählte sich nur eine unscheinbare Blume, die Zeitenlose, weil sie ihr im Traume der letzten Nacht als ein Bild der Dauer und Freiheit von dem Drange des Jahres erschienen, dem die Heiden unterworfen. Die Landleute sangen inzwischen den ersten Psalm:

Wohl dem, der nicht wandelt im Rath der Gottlosen, noch tritt auf den Weg der Sünder, sondern fühlet die Lust der Gesetze des Herrn. Er ist wie ein Baum gepflanzet an den Wasserbächen, der seine Frucht bringt zu seiner Zeit; seine Blätter verwelken nicht. Aber die Gottlosen sind wie Spreu, die der Wind verstreut, denn der Herr bezeichnet den Weg der Gerechten, daß auch andre ihn wandeln, aber den Weg der Gottlosen verwehet der Wind, daß ihr Fußtritt auf Erden nicht zu erkennen sei.

Während sie so noch sangen, durchklang ein andrer sich ihnen nahender Gesang nicht so heilig, aber irdisch freudiger die Luft; sie traten jetzt hinter Gartenmauern hervor auf die große römische Landstraße, und es ritt der hochherrliche Kaiser Otto, an seiner Seite der Herzog Pandulph von Capua, beide mit Kränzen des Ölbaumes geschmückt, zu ihnen heran und begrüßten sie mit dem unendlichsten Worte der Liebe: „Friede, Friede, Friede!" Der Chor der Ritter sang darauf beim Klange der Trompeten weiter:

Brecht die Spitzen von den Spießen,
Schlaget Scharten in die Schwerter,

Daß wir uns nun spielend grüßen
Mit den Flammen, die verzehrten.

Aber der Kaiser winkte ihnen sehr ungnädig, daß sie schweigen sollten, befahl ihnen, vor dem heiligen Papste von ihren Pferden zu steigen; er selbst stieg ab, stimmte in den Psalm ein, und so kehrte er mit dem Papste als ein frommer Pilger aus dem Kriegszuge durch die jubelnden Straßen Roms über die Engelsbrücke hin zur Kirche heim, die ihn gekrönt hatte. Als sie aber auf der Engelsbrücke, sprang ein Ritter aus dem Zuge des Herzog Pandulph unter die Kinder, die in ihrer wilden Freude allerlei lustige Sprünge machten; sein Helm war ihm abgefallen, er schien von Sinnen, aber seine seltsamen Sprünge zogen die Aufmerksamkeit des Volkes auf sich; er ritt auf seinem Schlachtschwerte, als sei es ein scheuer wilder Gaul. Johanna sah auf ihn und fühlte ein Mitleid, sie erkannte ihn, es war Spiegelglanz, und die Worte seines Wahnsins fielen ihr ein:

Nicht früher bis du Fürst ein Weib,
Da trennet sich der Teufel von dem Leib.

Aber immer tollere Sprünge vollbrachte Spiegelglanz, der Papst machte in Sorge, er möchte über das Geländer stürzen, auf welchem er herumlief, ein Kreuz; da verzog er mitten in einem hohen Sprunge das Gesicht, eine Fledermaus entflog seinem geöffneten Mund, es war Asmodi, der ausgefahren. Spiegelglanz, der in diesem Augenblicke alles wiedererkannte, verzog so

schrecklich das Gesicht, daß es sich umzukehren schien, und stürzte über in den Tiberstrom. Das hemmte den Zug, viele eilten, ihn zu retten, der Strom hatte ihn im tiefsten Schlamm versenkt. „Gott ist gerecht,“ rief Herzog Pandulph, und reichte dem Pfalzgrafen die im Turnier erbeutete goldne Rose, „der Narr hatte mir an dem Tag des Spiels durch geheime Künste den Sieg verschafft.“

Der Kaiser wurde jetzt noch aufmerksamer auf den jungen Pfalzgrafen, er fragte nach dessen Herkommen. Oferus erzählte, was er durch Thalmann davon wußte; der Kaiser rief verwundert seinen Truchseß, der eben jener Feind und Verwandte des Pfalzgrafen war, aus dessen Haus Sabina mit dem Kinde entflohen, um es vom Mord zu retten. Der alte Truchseß, ungeachtet er durch Gottes Willen all seine Kinder verloren, um deren Willen er die Missethat erdacht hatte, läugnete aus Furcht vor den Folgen alles ab, der Pfalzgraf sei in seiner Kirche begraben, die Alte möge wohl irgend ein andres Kind unter der Lüge aufgezogen haben. Thalmann konnte nur mit der Ähnlichkeit des Pfalzgrafen beweisen, und der Kaiser gebot ihm Sillschweigen. So kam der Zug zur Kirche; der Pfalzgraf hatte von dem Gespräche nichts vernommen, seine Freude war ungestört. Nach der Kirche zogen alle nach dem Stadtsaale, wo die Stadt ein großes Fest bereitet hatte.

6.

Der Kaiser setzte an seinen Tisch, da der Papst alle weltlichen Feste mied, niemand als den Pfalzgrafen und Johanna; alle Fürsten und Ritter warteten bei diesem Tisch auf. Nun erzählte der Kaiser, wie Raphael unter seinem Heere seine Frau wiedergefunden habe, die ihm vor vielen Jahren von den Normännern geraubt gewesen, und daß er in großer Freude mit ihr zu seines Vaters reichem Hause gezogen sei, sie dort einzuführen; das Glück der armen Marton sei so groß wie diese Veränderung und ein schöner Lohn ihrer Treue, mit der sie ihn unter allen Völkern aufgesucht habe, einem schönen Hunde gleich, der seinen Herrn verloren an jeden heranläuft, der von allen geliebkost wird und doch jedem entspringt, bis er seinen Herrn gefunden.

Während der Kaiser die Geschichte der Marton in seiner gewohnten festen aber langsamen Rede vortrug, ereignete sich eine Begebenheit, die wir nach den bewährtesten Chronisten erzählen und die ein deutliches Beispiel giebt, wie der Himmel sich oft der Thorheit unmündiger Kinder bediene, um Wahrheit zu enthüllen. Neben dem Kaiser wartete der Truchseß mit einer sehr herrlichen Schüssel süßer italienischer Honigkuchen. Bei den Vorwürfen, die ihm sein Herz machte, nun er genauer das Ansehen des Pfalzgrafen betrachtete und alle Züge des Vaters, wie er in der Jugendzeit am

Kaiserhofe fröhliche Zeit mit ihm in schuldlosem Muthwill genossen, bei der Sorge dann, daß dieser Pfalzgraf dem Kaiser sei nahe kommen, daß er ihn lieb gewonnen und er selbst aber sich selbst verrathen könne, bei alle dem Andrang fremder Gedanken war einige Ungeduld in dem Ehrenamte, das er kaum zweimal im Jahre verwaltete, leicht zu erklären. Er stand also mit den Kuchen neben dem Kaiser und fluchte vor sich, daß der Kaiser an seinen Worten sich verschlukken möchte; dieser aber sah selbst nicht hin, als er ihm leise mit der Schüssel an den Ärmel stieß. Nun stand aber der junge Herzog Pippo von Schwaben, ein sehr artiges blondes Bürschchen und der verzogene Günstling des Kaisers, hinter dem Stuhle und so nahe der Schüssel, die der Truchseß darreichte, daß er sie mit der Nase schon schmeckte und daß sich seine Gedanken so in den krausen Windungen des Backwerks verloren, als wär es sein eigen Gehirn; er war erst zehn Jahr alt, und so ist es zu entschuldigen, daß seine Hand ohne sein Wissen zulangte und einen Kuchen fortnahm. Die Wege des Geschicks sind besondere Wege, niemand hatte es gesehen, der Truchseß steckte sonst dem Knaben alle Leckerbissen zu, aber die Verwirrung seines Gewissens machte ihn diesmal so ungeduldig und empfindlich, daß er mit seinem Stabe, den er in der linken Hand trug, während er die Schüssel mit der rechten darreichte, dem jungen Her-

zoge so heftig über die Stirn schlug, daß er in die Arme seines Hofmeisters fiel, des tapfern Ritter Heinreich von Lindau, der im ersten Zorne, als er das Blut dem jungen Fürsten über die Stirn rinnen sah und die Ursach dieses Schlages nicht entdecken konnte, sein Messer zog und es dem Truchseß in das Herz stieß. Erst jetzt, als der Truchseß niederstürzte, sah der Kaiser erzürnt auf, was den Frieden der Tafel störe, aber schon sank der Truchseß hin und rief sterbende Worte von göttlichem Gericht. Sehr heftig blitzten die kaiserlichen Augen, und er sagte, daß er auch gerecht sei, und befahl, den Thäter sofort hinzurichten, Blut für Blut, und sofort rief er den Scharfrichter, sein Amt zu verwalten. Ritter Heinrich verlangte Aufschub zu Untersuchung und Gericht, er habe nur seine Pflicht gethan, da er dem alten Herzoge von Schwaben geschworen, seines Sohnes Leben und Ehre überall mit den Waffen zu vertheidigen; der Kaiser wollte nichts hören, denn er meinte, daß er gerade den Römern, die so leichtsinnige Rechtspflege übten, ein Beispiel der Strenge geben müsse, auch hatte er den Truchseß immerdar geliebt. Nun begehrte der Ritter nur einen Aufschub bis zum nächsten Tag, weil es ein Sonntag sei, um sich zum Tode vorzubereiten, als aber auch dieses der Kaiser abschlug, den auch der heiße italienische Wein erhitzen mochte, fiel der Ritter mit beiden Fäusten wie ein Rasender in den

breiten ehrwürdigen dichten Bart des Kaisers. Er verwickelte sich und zauste darin so heftig, daß der Kaiser kein Wort sagen konnte und die Anwesenden durch den Versuch des Losreißens seinen Schmerz nur vermehrten. Der Ritter rief aber unaufhörlich: „Gerechtigkeit!“ Endlich sagte ihm der Kaiser das Wort „Gerechtigkeit“ nach, da ließ er los, und der Kaiser sagte, indem ihm die Büschel seines ehrwürdigen Bartes niederfielen: „Mir ist mein Recht geschehen heut, warum hab ich den heilgen Tag entweiht, und nicht gehört das schnell verdaute Wort, jetzt rede nur zu deinem Schutze fort, wir wollen es mit Ruhe überlegen, nun rede nur, du wackrer alter Degen.“

Da brachte der Hofmeister seine Gründe vor, und die Ritter alle sagten, er habe nach seiner Pflicht so handeln müssen, der junge Herzog habe ermordet geschienen, es sei ein Unglück und des Himmels Wille gewesen. Nun sah sich erst der Kaiser nach seinem Lieblinge um, streichelte und ermunterte ihn und hatte große Freude, als er die Augen aufschlug und auf die Frage, was ihm fehle, nach den Kuchen langte, die mit der kostbaren Schüssel an die Erde gefallen waren. Das erheiterte den Kaiser in seinem Verdrusse, doch verschwand dieser nicht eher, bis Thalmann die alte Sabina brachte, und diese alles berichtete und das Gift sammt dem Briefe des Truchseß zeigte, worin er von ihr die Ermordung des Pfalzgrafen forderte. Da

er=

erzürnte der Kaiser sich gegen den ermordeten Liebling, und befahl, ihn unter dem Galgen zu begraben, den Pfalzgrafen aber ließ er niederknieen und belehnte ihn feierlich mit seines Vaters und des Truchseß ganzem Erbe, dann setzte er sich wieder zu Tische, und Johanna erzählte zu großer Verwunderung, wie sie in der Nacht geträumt, daß sie mit dem Pfalzgrafen auf einem weißen Pferde, begleitet von großer Pracht, in die Burg des Truchseß zöge, wie Jäger, Fischer und Landvolk ihr da entgegenkamen, wie die Jungfrauen ihr die Blume Zeitenlose gebracht, alles das beschrieb sie zum großen Lusten des Kaisers, der sich von Herzen nach dem deutschen Vaterlande zurücksehnte. Als sie von der Kirche sprach, welche die Engel dem Pfalzgrafen gezeigt, da sang Thalmann mit großer Rührung das Lied von dem Tode seines Vaters, und als er an die Reihe kam:

Und bis aus den sieben Steinen
Ein Kirchlein dem Herren erbaut,
Da suchet nach Menschengebeinen
Noch manche liebliche Braut.
  Die Herren bauen sich Paläste
  Und bauen dem Herren kein Haus,
  Und wären doch gerne als Gäste
  Beim ewigen Lebensschmaus.

da beschwor der Pfalzgraf zu Gottes Ehre, der ihn so wunderbar erhalten, aus diesen sieben Felsenklippen eine Kirche am Ufer zu bauen.

7.

Der Kaiser hatte gegen seine Gewohnheit bis Abend am Tische gesessen, dann führte er Johanna zu dem Buhurt, der bei Fackelschein von den Rittern gefeiert wurde. Da sah man wacker Speere zersplittern und manchen Ritter verwundet forttragen, der Platz donnerte überall vom Anrennen der Haufen, doch über alle siegte der Haufen des Pfalzgrafen, der aus den Händen der Braut den ersten Dank, ein goldnes Trinkhorn erhielt, der erste vom Kaiser ausgesetzte Dank, eine Beute des Krieges, auf welchem jeder, der zu trinken begehrte, ein Lied blasen mußte.

Der Kaiser, der unterdessen von einem Zauberfest unterrichtet worden, das Thalmann durch ein Paar tüchtige Zauberer in geschwinder Eile hatte einrichten lassen, bat den Pfalzgrafen, sein Horn in Gesundheit zu brauchen. Der Pfalzgraf blies demnach, so gut er vermochte, da zog sich die Hinterwand des Hofes herauf, ein freudiger Zug führte ein weißes Pferd herbei, das der Pfalzgraf und Johanna bestiegen, jetzt zündeten sich immer mehr Lichter an, und Johanna erkannte die Gegend am Rheine, sie sah die grünen Auen, die Weinberge, alles, wie sie geträumt hatte, und küßte den Pfalzgrafen entzückt. Sie ritten wenige Schritte, da versanken diese Tapeten, und sie erblickte das verbrannte Schloß der Pfalz im Rheine, aber der Brunnen sprang noch fröhlich, sie sah vor

sich das Schloß Gutenfels, alles, wie sie es geträumt, die Posaunen klangen ihr freudenhell entgegen, die Thüren öffneten sich, und sie ritt mit dem geliebten Pfalzgrafen in einen großen grünen Saal ein, der mit Bäumen als Wald verziert, mit tausend Kerzen erleuchtet von einer großen Mummerei bewacht wurde, eine Lustbarkeit, die mit der Zierlichkeit damals nur den Italienern gelingen konnte.

Thalmann begrüßte die beiden an der Thüre, indem er sie von dem Pferde herabhob, mit einem Liede, das zu der Tanzweise stimmte, in welcher sich alle Paare im Saale bewegten.

Thalmann.

Willkommen ruft die Freude
Aus Busch und Hecken laut,
Ein weißes Pferd trägt beide
Zu ihrem grünen Haus.
Gebaut in fernen Stunden
Erwacht des Frühlings Haus,
Die Frühling hat verbunden,
Die leben ewgen Schmaus.

Tagtäglich kommen Gäste
Im Flug, zu Fuß, zu Pferd,
Durch Tag und Nacht zum Feste,
Es flammet hell der Heerd.
Durch Tanz und Jubelreihen
Die Frau entflammt die Schaar,
Die Herren ihr sich reihen
Zur Jagd im Morgen klar.

Während des Gesanges hatten sich ihr schwebende Engel, die künstlich getragen wurden, wie im Fluge genaht, es kamen die Ritter der Nibelungen zu Pferde, es kamen Pilger zu Fuß; auf einem Heerd, der von Weihrauch duftete, erschienen kostbare Schaugerichte, sie tanzte mit Siegfried einen Langaus und theilte nachher die Jagdspieße und Armbrüste an die Herren aus. Diese kehrten bald heim, indem sie das geliebte Reh, das Johanna so lange gefüttert, zu ihr hintrieben und Thalmann sang:

Sie treiben ohne Mühe
Zu ihr das scheue Reh,
Es beuget seine Kniee
In Lust, daß sie es seh,
Und will nun nimmer weichen
Von ihrer lieben Hand,
Die Fürstin will ihm reichen
Ein neues güldnes Band.

Jetzt wurde ein Purpurnachen mit goldnen Rudern über die Fläche des Saals hingesteuert, Fischer zogen ein Netz nach dem Nachen und brachten goldne Fische, die sie auf dem Boden gefangen, und an dem einen fand sie und übergab dem Pfalzgrafen einen Ring, den Thalmann mit der Leiche des verstorbenen Pfalzgrafen im Rheine herausgefischt und dem Sohne aufbewahrt hatte, er sollte ein Glückszeichen des Hauses sein.

Thalmann.

In ihrem Purpurnachen
Mit Rudern hell von Gold,
Läßt sie sich sanft anfachen
Vom Winde kühl und hold,
Sie läßt die Netze ziehen
Und läßt die Fischlein schön,
Daß sie vor Freuden glühen,
Durch ihre Hände gehn.

Da findet sie mit Freuden
Des Ahns Verlobungsring,
Der einst durch Sturm und Leiden
Im Rheine unterging.
Er war das erste Zeichen,
Es stand darauf vom Glück,
Nichts wird dem Glücke gleichen,
Kommt er ins Haus zurück.

Die Rührurg zu zerstreuen wurde jetzt eine Abendtafel hineingerollt, die mit den Gerichten des Heerdes besetzt wurde, Johanna und der Pfalzgraf nahmen die Oberstellen ein, sie nöthigte die Italiener zum Tische. Jetzt traten neun der schönsten italienischen Sängerinnen als Musen gekleidet zu dem Tisch und sangen am Schlusse der Mahlzeit ein sehr wohlklingendes italisches Hochzeitlied, von allen Seiten wurden ihr Blumen geopfert; als die Tafel aufgehoben erbaten sich die Ritter scheidend eine Blume zum Angedenken auf ihre Helme und als sie alle vertheilt hatte, lag das Blümleim Zeitenlose allein noch vor ihr, von dem sie geträumt hatte und das verehrte sie dem schönen Pfalzgrafen.

Thalmann.

Wenn dann die Helden schmausen,
So singt der Musen Chor,
Nach ihrer Art sie hausen
Nur wo ein offnes Thor;
Und offen sind die Thüren,
Am Tische immer Raum,
Sie weiß sie wohl zu führen
Mit frommer Sitte Zaum.

Die Herren möchten bleiben
Bei dieser holden Fraun,
Das Leben sich vertreiben,
Ins Auge ihr zu schaun,
So ziehen fort die Gäste
Wie Wolken aus dem Blau,
Das Blau steht ewig feste,
Die Wolken ziehn so grau.

Doch wißt daß jeder reise
Mit einem Dank nach Haus,
Die Gräfin theilet Preise
Beim Abschied freundlich aus.
Sie stecket an die Helme
Voll Sinn die Blümelein,
Ei seht die armen Schelme
Fern winkend jauchzen drein.

Dazu die Frau im Zwinger
Zieht schöne Blumen auf,
Doch alle viel geringer
Als die des Liebsten Kauf,
Die giebt sie nicht für Lieder,
Und nicht im Spiele hin,
Die trägt kein bunt Gefieder,
Die ist der Liebe Sinn.

Der Mann erkennt die Blume,
Sie bleibt ihm ewig neu,
Sie ruht im Heiligthume
Von seinem Glauben treu;
Er kränket nicht in Sorgen,
Geht keck in dunkle Schlacht,
Ihm dann der helle Morgen
Aus ihren Blumen lacht.

Die Blume heißt nicht Rose,
Die ist voll Zauberblut,
Sie heißt die Zeitenlose,
Weil ihr die Zeit nichts thut.
Die Jungfrau früh sie pflanze
In frischen Herzensgrund,
Sie blüht mit vollem Glanze
Im frommen Ehebund.

8.

Während des Gesanges hatten sich die Gäste zerstreut, Johanna und der Pfalzgraf wurden von Thalmann als Ehrendiener und Sabina als Ehrendienerin durch gewölbte Gänge in ein Prachtzimmer geführt, dessen Decke der hellgestirnte Himmel, dessen Boden ein weiches seidnes Moos war, die Wände flimmerten wie Blumengewinde, die von fliegenden Vögeln getragen und in lieblicher Verwirrung durch die Luft gezogen wurden. In der Mitte des Saales stand ein Purpurnachen mit einem Segel von Silberstoff, an den Mast rankten zu einer Laube die grünen Weinreben hinauf, vier glänzend weiße Schwäne mit aus-

gebreiteten Flügeln schienen den Nachen an goldnen Ketten durch die Luft emporziehn zu wollen, in dessen Mitte die weichsten Betten und Teppiche von weißem und blauem Sammt zur Ruhe mahnten.

Sabina schmückte jetzt Johanna mit diamantner Krone und Thalmann that dem Pfalzgrafen den goldnen Ehrenharnisch und das Schwert an, so führten sie beide einander in die Arme, in das wunderbare Himmelbette des Schiffs, dann setzte sich Thalmann hinter ihnen an das Steuer des Schiffs, während Sabina auf dem geschmückten hohen Schiffsschnabel sitzend, die goldnen Zügel der Schwäne löste. Da bewegten die hellgeflügelten Träume ihre mächtigen Schwingen über Johanna, erst mühsam, dann leichter, bis sie endlich in höchster Höhe an den Sternen mit gleichen Flügeln hinschwebten.

Herrlich glänzte ihr der Mars, der Herr hatte seinen Geist den Seinen auch dort an diesem ersten heiligen Pfingstfeste im blauen Lichte, das alle Stirnen umwallte, ausgegossen, die Geister der niederen Welt, Melancholia, Koleria, Phlegmatia und Ätherea besangen in frohem vereinten Chor den, der alles erschaffen und allein unerschaffen, undenklich und alles Denkens Wesen ist! — Sie riefen Johanna zu:

Deine Ruhe ist kommen. deine Mühe ist vollbracht,
Die Welt hat empfangen deiner Warnungen Macht,
Du lebtest im Traume als Zeichen der Bösen,

Erwache vom Traum in der Liebe genesen,
Du warst Warnungsstimme für die ganze Welt,
Wie dem heidnischen Grimme heilges Papstthum verfällt.
Wie die Macht der Erde alles Himmlische besiegt.
Daß die christliche Heerde unter dreifacher Krone erliegt.
Sinkt einst die Krone zur Erde, wieder ein Geist erscheint
Und als Hirte die Heerde, wieder in Liebe vereint. —

Nach dieser prophetischen Auslegung der vier Schwestern versank Johanna in tiefe betende Betrachtung, die Schwestern versetzten das Luftschiff in schaukelnde Bewegung und sangen einen melodischen Schlafgesang voll knospender Zukunft und blütheduftender Erinnerung:

Melancholia.

Ihren Goldring wirft die Sonne
In den Strom das Eis zu spalten,
Frühling fängt ihn! — doch verhalten
Will er sich noch vor der Sonne.
Aus der Erde dunklem Munde
Steigt uns seiner Hoffnung Kunde.

Chor der Schwestern.

Über den Fluß
Tönt sein Lied,
Ist wie ein Kuß,
Der nie verglüht,

Phlegmatia.

Schwer und fest wie eine Kette
Zieht er sie den Strom hinunter,
Viele Wellen schwärmen munter
In dem reichen Himmelsbette,
Leises Schilf sich ihr verneiget,
Frühling sich noch nirgend zeiget.

Chor.

Über den Fluß
Tönet ihr Lied,
Drinnen ihr Kuß
Die Schwälblein hinzieht.

Ätherea.

Müde wird sie, daß er säume,
Daß sie ihren Ring nicht finde,
Daß ihr Strahlenhaar die Winde
Fest verwinden in die Bäume.

Chor.

Über den Fluß
Tönet kein Lied,
Spiegelnd im Gruß,
Alles verblüht.

Koleria.

Schwäne zogen da im Glanz,
Holten Tropfen aus dem Fluß,
Holten Grün zum frohen Gruß,
Frühlingsbraut zu deinem Kranz,
Lassen Tropfen niederfallen
Aus den Lippen, die erschallen.

Chor.

Nimm hin den Leib,
Nimm hin den Geist,

Rein ist der Leib,
Klar ist der Geist.

Melancholia.

So hat Frühling sich verbündet,
Der den Sonnenring gefangen,
Vögel seine Boten sangen,
Wie er ihnen sich verkündet,
Wie er sie will festlich fassen,
Die er nimmermehr will lassen.

Chor.

Über den Fluß
Tönet sein Lied,
Jubelnder Fluß,
Sonniges Lied.

Ätherea.

Als die Morgenwolken kamen,
War schon alles jung geworden,
Frühling prangt im bunten Orden,
Tausend Sterne drinnen schwammen,
Reicht der Sonn im Purpurbette
Seiner Frau die Blumenkette.

Chor der Schwestern.

Über den Fluß
Tönet sein Lied,
Strahlet ihr Gruß,
Keines vom andern sich schied.

Und als dieser Schlummergesang durch das Echo der drei Schwestern und im fernen Echo der ferne lauschenden Melancholia leise verhallt war, da schwebte das Luftschiff, das sich unbemerkt und schnell wie die Sterne bewegte, bei dem Aufgang der Sonne über

dem Rhein, und Thalmann warf den Anker an dem Felsen der alten Pfalz; die Liebenden spiegelten sich küssend wie in jenen Kindertagen in der Fläche des kleinen Brunnens, auf welchem die weißen Kirschblüthen wie Schiffe voll kleiner Engel, die ihre Kinder werden wollten, in wogenden Kreisen schwankten; Johanna hob die kleinen Blüthenkinder zu sich wie kleine Spielgesellen, mit denen sie sich ganz ihres Gleichen fühlte, und der Pfalzgraf stand wie der Frühling ihr zur Seite, der immer mehr Blüthen von den Bäumen schüttelte. Da hörte sie Posaunen von dem Guttenfels und erwachte. Der Pfalzgraf kniete gerüstet vor dem Bette; der Kaiser glänzte im silberbelegten Stahle, und ließ ein weißes Roß ihr zum Geschenk vorführen. Er verkündete, daß sie noch heute die Reise nach Deutschland antreten müßten, wo ein Anfall der Slaven seinen Rath und seinen Arm zur Gegenwehr forderte. — Johanna rief aus: „Es wird alles noch wahr, was ein liebend Herz geträumt," — ihre ganze Seele war in Begeistrung erhöht über die Erfüllung und Durchdringung ihrer Träume in einer höheren Einheit göttlicher Liebe.

Nur ein freier Glaube, der sich aus dem Leben wieder emporgehoben, ehret Gott, und in diesem freien Glauben betete sie zu ihm, indem sie die gefaltenen Hände vor die Augen legte, während die Engel an der Thür ihres Herzens sangen:

Wenn

Wem nie das Herz zu schnell
In dem forschenden Geiste geschlagen,
Der sieht am lichten Tag nicht hell,
Der wird über die Zeiten hinjagen,
Der hört noch nichts,
Der sieht noch nichts,
Er wähnt sich Gott,
Bis er sich überschlagen.

Die blinde Leidenschaft
Ehre, du zagender Geist in dem Staube,
Sie führte dich scheiternd an deiner Kraft
Auf Klippen, dem Wahnsinn zum Raube;
Der höret nicht,
Der siehet nicht,
Er fühlte Gott
Und betet nun mit Glauben.

Wer nur der Welten Lauf
Auf der eigenen Fährte sich dachte,
Sieht nun verwundert auch,
Wie viel größer sich alles rings machte;
Der hörte nicht,
Der sah noch nicht,
Er wähnte sich Gott,
Daß er das Glück verachte.

Wer lernen kann, der lebt,
Wird immer im Leben verbleiben,
Und die in allem wieder lebt,
Die Sonn wird ihn höher noch treiben;
Er hört auf sich,
Er sieht auf sich,
Er schauet Gott
Und wird in Gott verbleiben.

Bayerische Staatsbibliothek München

Während Johanna diese ihr Inneres verklärende Anschauung mit feuriger Überzeugung aussprach, hatte sich der heilige Papst der wiedergewonnenen Kindesseele mit beiden segnenden Armen wie der Bogen des Himmels der entsühnten Erde genaht, und schenkte ihr seinen Segen zu der Heimreise:

„Du sollst Vater und Mutter verlassen und deinem Manne folgen; ziehe heim in Frieden, dein Vater segnet dich. Es ist Gottes Wille gewesen, daß du zur Welt zurückkehrtest. Gott ist in allem Leben. Lobe denn Gott, der alles so freudig endet, in dem Vertrauen das allen Streit der Gedanken besiegt. Gott segnet Euch. Amen."

„Gott wollen auch wir vertrauen bis zu unserm Ende. Um diesen Segen flehen wir am heutigen Sonntag."

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Berlin, gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Arnim, Achim <<von>>, / Arnim, Bettina <<von>>, / Grimm, Wilhelm,

Ludwig Achim's von Arnim sämmtliche Werke

Bd.: 19

Berlin 1846

P.o.germ. 53 r-18/19
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10104742-2